Geschichten

gefallener

Minister, Feldherren

und

Staatsmänner.

Ein

Lesebuch für Freunde der Geschichte,

von

C. J. Wagenseil,

Königlich baiernschem Regierungsrathe zu Augsburg und korrespondirendem Mitgliede der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München.

Erster Band.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle.
Paulus a. d. Korinther. Br. 1. Kap. 10. V. 12.

Karlsruhe,

in der Marx'schen Buchhandlung.

1823.

Inspicere, tanquam in speculum, iubeo.

Vorbericht.

Es kann nicht leicht etwas lehrreicheres geben, als eine »Geschichte gefallener Minister und anderer Staatsmänner.« — Schon das Emporsteigen auf der Leiter der Ehre und des Einflusses ist nicht selten höchst merkwürdig. Den einen begünstigen blos Glück und Zufall, der andere muß, ohngeachtet der wirklichen Verdienste, die er besitzt, sich durch tausend Hindernisse und Schwierigkeiten zum Ziele hinan arbeiten. Beyde werden auf der hohen Stufe, die sie — leicht oder mühsam — erstiegen haben, bewundert, verehrt, gepriesen und angebethet, aber eben so gut auch mit mißgünstigen Augen betrachtet, verläumdet, gehaßt und ver-

wünscht. Beyde sollen alle Wünsche erfüllen, alle — oft thörichten — Bitten gewähren, alle Plane und Entwürfe Anderer zum Gedeihen fördern. Geschieht es aber nicht — wie es denn oft nicht geschehen kann — dann tönen andere Stimmen, als zuvor. Nicht blos demjenigen wird dann geflucht und sein Fall gewünscht, der wahrhaft eine Geißel des Landes war, der das Mark desselben aussog, um sich selbst damit zu mästen, der mit schneidender Kälte und bitterm Hohne auf die Trümmer der Gebäude blickt, die er selbst einrieß, — der den Wohlstand der Unterthanen untergrub, um sich selbst zu bereichern, und zum Herrn ungeheuerer Schätze zu machen, — der das Verdienst darben ließ und seine unwürdigen Kreaturen empor hob; — der Denk- und Redefreyheit in Fesseln schlug, um über zitternde Sklaven seinen eisernen Arm zu erheben und willkührlich zu herrschen, aber ja keinen Schrey der in den Staub getretenen Menschheit zu hören; — Nein, gleiches Schicksal widerfährt

auch dem edeln, untadelhaften, rechtlichen Manne, der nur Gutes wollte und es mit Freude beförderte, — der mehr für andere lebte, als für sich selbst, — dem jegliche Gelegenheit willkommen war, nützliche Anstalten zu gründen, dem Dürftigen und Kranken sein Elend zu erleichtern, den talentvollen Jüngling zu unterstützen, allem Bösen zu wehren und das Land zum Paradiese zu machen, wenn er in seinen wohlthätigen Entwürfen nicht zu oft gestört würde. Der Unterschied zwischen beyden am Ziel ihrer schlüpfrigen Laufbahn besteht meistentheils nur darinne, daß der letztere, wenn die Stunde seines Falles geschlagen hat, mit einem dankbaren Blicke zum Himmel das Ruder abgiebt, das er mit Ehre geführt hatte und sich überzeugt, daß eine gerechtere Nachwelt über ihn und seine Thaten richten werde, — daß ein reines Gewissen ihn in die Einsamkeit begleite, und er mit Ruhe den Stürmen des Lebens zusehen könne, — daß er noch auf dem Sterbebette, ja selbst auf der Blutbühne,

am Thore zum Eingang in die ernste Ewigkeit, ohne Reue auf die Vergangenheit blicken und mit heiterm Sinn einem höhern Richter entgegentreten könne; indessen der erstere, mit dem Fluche des geplünderten Landes belastet, bethauet von den Thränen der Unglücklichen, begleitet von den Seufzern der Wittwen und Waisen, — wenn auch seinen Nacken nicht das Beil des Henkers trifft — gefoltert wird von dem innern Bewußtseyn schlechter Handlungen und der Donner des Gewissens zu laut in seinem Herzen spricht, als daß er Ruhe finden und nicht schon den Vorschmack der Hölle beym Scheiden aus diesem Leben empfinden sollte.

Ich habe den Versuch gewagt, ein Buch zu schreiben, in welchem Männer von beyden Klassen auftreten, und die Idee dazu schon seit vielen Jahren verfolgt. Es sollte mir hohe Belohnung seyn, wenn es den bezweckten Nutzen gewähren würde. Wenn ich auch dem eigent-

lichen gelehrten Kenner der Geschichte nichts Neues sage, so hoffe ich doch, den gebildeten Freund derselben nicht unangenehm zu unterhalten.

Von sechs und zwanzig im gegenwärtigen Bande geschilderten Staatsmännern ꝛc. sind nur vier ganz unschuldig gefallen, meistentheils als Opfer der Kabale und Rachsucht ihrer Feinde, wenigstens thaten sie nichts, was die Entlassung von ihren Posten, oder des Todes werth war. Diese Männer sind Azarra, Bernstorf, Coligny und Görz. — Ganz verschuldet haben ihr Schicksal: Acton, Ancre, Alberoni, Aveiro, Balue, Beatoun, Bestuschef, beyde Biron, Calderone, Dudley, Enzlin, und zwar mehr oder weniger durch Trotz, Intriguensucht, Geldgier, Hochmuth, ungezähmte Ehrsucht, wegwerfendes Betragen gegen andere, Despotismus, Herrschbegierde, Volksdruck, Härte und Rachsucht. — Weniger schul-

dig, aber nicht ganz unschuldig, wenigstens nicht ohne einige Veranlassung zu ihrem Falle, büßten Olden-Barneveldt, denn er fiel, theils weil er den Ehrgeitz seines Feindes, Moritzens von Oranien, nicht genug schonte, theils durch andere Unvorsichtigkeit, Kardinal Bernis durch die von ihm beleidigte Madame Pompadour, der er ihre Güte gegen ihn mit Undank gelohnt hatte, Bolingbrocke durch gränzenlosen Ehrgeitz, Cranmer durch zu große Nachsicht gegen die Fehler Heinrichs VIII. und mancherley Mißgriffe, die freylich ohne den Haß der bigoten Königin Maria so arg nie geahndet worden wären, Cromwell durch Unvorsichtigkeit und zu wenige Achtung der Volksstimme, Dankelmann durch Sorglosigkeit und zu großes Zutrauen auf sich selber, Essex durch die Heftigkeit seines Temperaments, Greiffenfeld durch Ehrsucht und Geldgier, L'Estocq mehr durch anderer Neid, als eigene Schuld, St. Germain durch

Vernachlässigung Anderer, zu großes Vertrauen auf eigene Kräfte, Einseitigkeit seiner Anordnungen und Veränderungssucht, wodurch mancher Unschuldige gekränkt wurde.

Wer glauben könnte, dieses Werk sey vielleicht ein Auszug aus du Puy „Histoire des plus illustres favorites anciennes et modernes“ würde sich sehr irren. Ich habe dieses Buch erst kennen gelernt, nachdem der erste Theil des meinigen schon beynahe vollendet war, und wer sich die Mühe nehmen will, eine Vergleichung zwischen beyden anzustellen, wird finden, daß ich den französischen Autor wenig gebraucht habe. Zu diesen ganz neu bearbeiteten Lebensbeschreibungen bediente ich mich ganz anderer Hilfsmittel, die ich meistens in den Noten angeführt habe. Manche andere, die ich gar zu gern gehabt hätte, konnte ich selbst aus berühmten öffentlichen Bibliotheken nicht bekommen, so viele Mühe ich mir auch darum gab, und so geneigt man mir übrigens entgegen kam.

Der zweyte Band wird — wenn nicht zur Michaelismesse dieses Jahrs, doch zur Ostermesse 1824 zuverlässig und diesem der dritte bald nachfolgen. Die weitere Fortsetzung des Werkes hängt von dem Beyfalle des Publikums ab, dem ich es, wenn es anders desselben würdig ist, bestens empfehle.

Augsburg, im April 1823.

Wagenseil.

Inhalt

des ersten Bandes.

Seite

I. Joseph Acton, königlich neapolitanischer Staats-minister 1

II. Julius Alberoni, Kardinal und erster Minister Philipps V. von Spanien 11

III. d'Ancre, Marschall von Frankreich 36

Seite

IV. Johann, Herzog von Aveiro, königlich portugiesischer Oberhofmeister 47

V. Joseph Nikolaus von Azarra, königlich spanischer Gesandter am päpstlichen Hofe 57

VI. Jean Balue, Kardinal und Günstling Ludwigs IX. von Frankreich 66

VII. Johann von Olden-Barneveldt, Rathspensionair von Holland 75

VIII. David Beatoun, Kardinal und Erzbischof vom heil. Andreas in Schottland 94

IX. Franz Joachim von Bernis, Kardinal und königl. französischer Staatsminister 105

X. Johann Hartwig Ernst von Bernstorf, königlich dänischer Staatsminister 117

XI. Alexius Petrowitz, Graf von Bestuschef-Riumin, russisch-kaiserl. Großkanzler 128

XII. Karl von Gontault, Herzog von Biron, Pair ꝛc. von Frankreich 144

XIII. Ernst Johann von Biron, Herzog von Kurland, Regent von Rußland ꝛc. 155

Seite

XIV. Henry St. John, Lord Viscount Bolingbrocke, Staatssekretär von England 176

XV. Rodrigo Calderone, Staatssekretär von Spanien 193

XVI. Kaspar von Coligny, Admiral von Frankreich 204

XVII. Thomas Cranmer, Erzbischof von Canterbury 225

XVIII. Thomas Cromwell, Graf von Essex, Staatssekretär von England 241

XIX. Eberhard Christoph Balthasar Freyherr von Dankelmann, königlich preußischer Staatsminister 255

XX. Johann Dudley, Herzog von Northumberland . 270

XXI. Matthäus Enzlin, Kanzler des Herzogs Friedrich von Würtenberg 279

XXII. Robert d'Evreux Graf von Essex 296

XXIII. Herrmann, Graf von L'Estocq, russisch kaiserlicher Geheimer Rath 308

Seite

XXIV. Robert, Graf von St. Germain, königlich französischer Kriegsminister 319

XXV. Georg Heinrich, Freyherr von Görz, königlich schwedischer Minister 335

XXVI. Peter von Greiffenfeld, königlich dänischer Staatsminister 347

I.

Joseph Acton,

königlich neapolitanischer Staatsminister.

Die Urtheile über diesen Staatsmann, der erst noch vor wenigen Jahren unter den Augen eines großen Theils der jetzigen Welt handelte, und in einer ausserordentlich bewegten Zeit das Staatsruder führte, sind sehr verschieden. Einige preisen ihn als ein Genie, dergleichen wenige gewesen. Er habe sich, sagen sie, durch große Umsicht und Festigkeit ausgezeichnet; was bedeutendes und ersprießliches geschehen sey, habe man ihm, was aber fehlgeschlagen, allein der leidenschaftlich handelnden Königin zu danken. Andere hingegen behaupten: keine seiner Unternehmungen sey gelungen, selbst die durch ihn geschaffene Seemacht sey noch während seines Ministeriums zu Grunde gegangen, er habe weder von der innern Staatswirthschaft, noch von den auswärtigen Angelegenheiten etwas verstanden, und eben so wenig von Verwaltung der Justitz; er habe seine Vorfahren nicht an Verdiensten, wohl aber an Treulosigkeit übertroffen; — nicht einmal die gemeinsten Talente eines Hofmannes habe er besessen, und sey nichts

als ein ganz gemeiner Bösewicht gewesen u. s. w. Durch eine kurze Erzählung dessen, was er gethan hat *), wird sich erheben lassen, daß auch hier, wie in so vielen menschlichen Ansichten, die Wahrheit in der Mitte liege und daß nur die nöthige Unpartheilichkeit dazu gehöre, um ihn weder gar zu schwarz, noch gar zu fleckenlos zu finden.

Acton, gebohren am 1sten Oktober des Jahrs 1737 zu Besancon, war der Sohn eines praktischen Arztes daselbst, wurde zwar sehr sorgfältig erzogen, lernte aber nicht sonderlich viel, und trat in die Dienste der königlichen Marine. Nach einiger Zeit glaubte er sich zurückgesetzt, foderte seinen Abschied, gieng nach England und nahm einen Haß gegen sein Vaterland mit, den er nie aus seinem Herzen vertilgte. Auch in England wollte es ihm nicht glücken, darum wandte er sich nach Italien, und erhielt von dem Großherzog Leo-

---

*) Saggio istorica della rivoluzione di Napoli. — Galletti's Weltgeschichte 22ter Band. — Geheime Geschichte des Hofes von St. Cloud. — Frau von der Recke Tagebuch einer Reise durch Italien, 3r Bd. — Konversations-Lexikon I. Bd. 5te Aufl. — Allgemeine Encyclopädie der Wisschaften und Künste von Ersch und Gruber I. Th. — Baur historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch VI. Band. — Memoires historiques, politiques et litteraires sur le royome de Naples par Comte d'Orlof a Paris 1810. Chapitre VIII. et IX., sind die Hilfsmittel, deren man sich bey Verfassung dieser Lebensgeschichte bedient hat.

pold das Kommando einer Fregatte. Als Karl III., König von Spanien, im Jahr 1775 einen Kampf gegen Algier wagte, und Toskana ihn mit Schiffen unterstützte, kommandirte sie Acton. Das Unglück der Spanier wollte, daß sie geschlagen wurden und kaum im Stande waren, sich zurück zu ziehen, aber Acton, der die Gegenwart des Geistes nicht verlor, strengte seine ganze Kraft an, und so gelang es ihm, durch das Feuer seines Geschützes die Spanier zu decken, und wenigstens drey bis viertausend Mann in Sicherheit zu bringen. Nun war sein Glück gemacht, denn Ferdinand IV., König von Neapel, ein Sohn Karls von Spanien, zog ihn unter sehr vortheilhaften Bedingungen in seine Dienste, und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen, ohngeachtet er von Toskana aus vor ihm als einem ziemlich ränkevollen Mann gewarnt worden war. Bald wurde er See- und nach einiger Zeit Kriegsminister, auch trat er an die Spitze der Finanzverwaltung, und als der Marchese della Sambucca in Ungnade gefallen war, wurde er eigentlicher Staatsminister, denn der Ritter del Marco hatte nur den Namen desselben. Schwerlich hätte Acton sich in so kurzer Zeit so hoch geschwungen, wenn es ihm nicht gelungen wäre, die Gunst der Königin zu gewinnen, welcher herschsüchtigen Dame der hellsehende Höfling einen Antheil an der Regierung einräumte, wornach sie so lüstern war. Sie saß mit in dem auf Actons Vorschlag neu errichteten Staatsrath nnd nur seine und ihre Stimme galten in demselben, die andern Theilnehmer waren bloße Figuranten.

Daß sich in Actons Brust ein unauslöschlicher

Haß gegen sein Vaterland Frankreich, in dem er glaubte beleidigt worden zu seyn, festgesetzt habe, wurde bereits erwähnt, und nun war er in der Lage, seine Rache geltend zu machen. Zu dem Ende verband er sich mit dem englischen Minister Hamilton und mit dessen Gemahlin, die bey der Königin alles vermochten, ihm aber in all seinem Beginnen treulich beystanden. Eine der ersten Wirkungen seines Hasses erfuhren die Franzosen dadurch, daß er es bey dem Könige dahin brachte, ihnen das Einkaufen des Schifsbauholzes in Neapel zu verbieten, wo sie sonst sich damit zu versehen Freyheit gehabt hatten. Die in Frankreich um diese Zeit schon ausgebrochene Revolution war ihm von ganzem Herzen zuwider; er that gegen sie, was in seinem Vermögen stand, und nahm förmlich die Parthey Oesterreichs, von welcher die Königin, eine Tochter von Maria Theresia und Schwester der Königin Marie Antoinette, unzertrennlich war. Viele neapolitanische Große und selbst das Volk, neigten sich auf die Seite der Franzosen, glaubten sich gegen die Fremden zurückgesetzt, von ihnen gedrückt und so erwachte in Geheim ein Freyheitsgefühl, das der Königinn und dem Minister nichts weniger als günstig war. Daher kam es, daß, als die Franzosen im Jahr 1792 mit einer Eskadre Neapel bedrohten, Acton auffer Stand war, sich derselben zu wiedersetzen. Die französische Republik mußte anerkannt werden, und von Seiten des Königs von Neapel eine Neuteralitäts-erklärung erfolgen; was man aber gezwungen that, wurde aufgegeben, so bald man wieder frey athmen konnte. Acton brachte es durch geheime Künste dahin,

daß der französische Gesandte am türkischen Hofe nicht angenommen wurde, und als Oesterreich und England sich Mühe gaben, einen allgemeinen Bund gegen Frankreich zu Stande zu bringen, waren ihre Freunde am neapolitanischen Hofe nicht die letzten, die sich gewinnen liessen. Die Anhänger Frankreichs wurden scharf beobachtet und jeder, der sich nur einigermassen verdächtig machte, mußte erwarten, vor eine strenge Staatsinquisition gezogen zu werden, ein Tribunal, das man mit Erbitterung haßte, und das — so wenig es wollte — den Franzosen äusserst förderlich war. Dieser Haß traf nun besonders die Königin und ihren vertrauten Minister, die aus ihrer England vortheilhaften Gesinnung von 1793 an kein Geheimniß mehr machten, und dem Volk rücksichtlich seiner persönlichen Freyheit keine günstige Aussicht eröffneten. Geheime Polizeyspione lauerten auf jeden Schritt, jedes verdächtige Wort, und wehe dem, der von ihnen angezeigt wurde. Tod, Verweisung, oder wenigstens Einkerkerung, war um so gewisser sein Lohn, als das Mißtrauen des Ministers mit jedem Tage zunahm. Wer angeblich Mitschuldige nannte, wurde begnadigt, Angeber wurden belohnt und Jahre lang blieben über siebenhundert Menschen ohne Verhör und Urtheil eingekerkert; jeder Rechtschaffene, der einen heimlichen Feind hatte, konnte von diesem verderbt werden, wenn derselbe anzeigte, daß jener mit den Franzosen verstanden sey.

Dadurch wurde Acton nicht nur dem neapolitanischen Volk verhaßt, sondern auch Höfe, deren Absichten er entgegen wirkte, waren über ihn aufgebracht. So

verlangte Spanien, das seine Verbindungen mit Oesterreich und England höchst ungerne sah, schon zeitig, daß der König von Neapel ihn entlassen sollte; aber er stand sicher unter dem Schutze der Königin. Wenn er auch später selbst seine Entlassung foderte, so war das nichts, als bloßes Spiegelgefechte und er wußte zu gut, daß ihm ein solcher Schritt nicht das mindeste schaden werde. — Die Seemacht setzte er auf einen ziemlich guten Fuß, und wenn er auch mittelst derselben nichts Großes auszurichten vermochte, so war sie doch eine augenblickliche Schutzwehre gegen unerwartete Anfälle von Feinden des Königreichs, daher ward es selbst von den Franzosen im Jahr 1796 mit weit mehr Respekt, als früher, behandelt. Neapel blieb sogar durch den auf den Waffenstillstand von Brescia erfolgten Friedensschluß nicht nur neuteral, sondern zahlte auch keine Kontribution. Der König ernannte Acton dafür zum Generalkommissair zu Wasser und zu Land, und sein Glück schien nicht mehr höher wachsen zu können. In gleichem Grade stieg aber auch der Haß seiner Feinde, die es sehr übel empfanden, daß er Fremden vor Einheimischen den Vorzug gab, weßhalb alles, was er that und anordnete, den bittersten Tadel erfuhr, und selten etwas so ausgeführt wurde, wie er es gewünscht hatte. Man foderte laut seine und der Lady Hamilton Entfernung, doch hörte der König nicht auf solche gehässige Stimmen. Was aber Acton am meisten schadete, war, daß sich viele Franzosen theils heimlich, theils öffentlich in Neapel aufhielten, die insgeheim an einer Revolution arbeiteten, und als vollends unter dem österreichischen General Mack die

Waffen gegen die französische Republik ergriffen wurden, und die Truppen derselben am 23sten Jänner 1799 in der Hauptstadt des Königreichs einzogen, mußte er mit der königlichen Familie sich nach Palermo flüchten. Kaum waren die Franzosen wieder abmarschiert, so giengen die Verfolgungen neuerdings an. Der Staatsrath empfahl Mäßigung, Acton und die Königin verwarfen sie; jeder des Republikanismus Verdächtige wurde gefangen gesetzt, und man rechnet die Zahl derselben im ganzen Königreich auf dreißigtausende. Große Grausamkeiten wurden gegen diese Unglücklichen begangen, die man hauptsächlich der Lady Hamilton zuschreibt, die unaufhörlich aufzuhetzen bemüht war. Hinrichtungen, Landesverweisungen, Einkerkerungen und Leibesstrafen waren an der Tagesordnung. Jünglinge in der Blüthe ihrer Jahre starben auf dem Blutgerüste, nicht weniger tugendhafte Frauen und rechtliche Männer; Kinder wurden ins Elend gejagt und niemand erbarmte sich ihrer. So häuften Acton und sein Anhang Schuld auf Schuld, das zuletzt ihr Verderben beschleunigte. Denn als der damalige Obergeneral Bonaparte in Oberitalien wieder vorwärts drang, und Oesterreich Frieden schloß, so mußte auch der König von Neapel sich zu dem Waffenstillstand von Foliguo vom 18ten Februar 1801 bequemen, und am 21ten März den Frieden von Florenz schliessen, in demselben aber versprechen, all' und jede Verbindungen mit England aufzugeben, die verbannten und ausgewanderten Neapolitaner zurück zu berufen, und alle wegen politischer Meynungen Gefangene nicht nur in Freyheit zu setzen,

sondern auch Vergessen und Vergebung dessen, was vorgefallen war, zusagen *). Zwar verlor Acton jetzt das Zutrauen, in dem er bisher gestanden hatte, aber noch sank er nicht völlig, sondern hielt sich bis in das Jahr 1804, aber in diesem Jahr ruhte der französische Minister nicht eher, als bis ihn der König vom Hof entfernte. Daß es nicht gerne geschah, erhellet daraus deutlich genug, daß er in den Fürstenstand erhoben und mit treflichen Gütern in Sicilien beschenkt wurde, wohin er sich nun wendete. Dieß war aber nicht blosser Zoll der Dankbarkeit für bisherige Dienste, sondern man hielt ihn für ganz unentbehrlich und man hatte kaum ein wenig Luft geschöpft, so rief man ihn schon wieder zurück. Dieß, und daß Neapel den mit Frankreich geschlossenen Neuteralitätsvertrag verletzte, fremde Truppen landen ließ und eigene ins Feld stellte, empörte Napoleon. Heftig erbittert, besetzte er die Hauptstadt und machte seinen Bruder Joseph zum König. Ferdinand IV. entfloh zum zweytenmal, mit ihm die Königin, Acton und mehrere der vertrautesten Hofleute. In diesem Exil war es, daß sich der letztere mit der Königin entzweyte, denn sie war gegen die Engländer gestimmt und er nahm die Parthie derselben. Die Kälte, die nun wechselseitig eintrat, der Glaube beyder Theile, daß jeder den andern entbehren könne, das Verschwinden der bisherigen Macht eines jeden dieser bey-

---

*) Authentische Geschichte des französischen Revolutionskrieges in Italien, gr. 8. Leipzig 1798.

den, da keines das andere gegen fremden Einfluß zu halten vermochte, wirkten vorzüglich zu Actons Sturze. Der König gab im Jahr 1806 die Stelle des ersten Ministers dem Marchese Circello, und die Königin nahm sich nicht die Mühe, ihren vormaligen Vertrauten zu schützen, nachdem er ihr nicht nur gleichgültig, sondern sogar der Gegenstand ihres Hasses geworden war. Die großen Reichthümer, die er während seiner Herrlichkeit gesammelt hatte, setzten ihn in den Stand, beträchtliche Güter zu kaufen und sorgenfrey zu leben; nur genoß er das Glück eines ruhigen Privatstandes nicht lange, denn schon nach zwey Jahren (1808) starb er. Von Hang zur Tyranney kann man ihn nicht frey sprechen, und er hatte auch das gewöhnliche Schicksal aller Tyrannen, daß er sich beynahe vor seinem eigenen Schatten fürchtete. Er hatte z. B. zwölf verschiedene Schlafzimmer, deren verborgene Schlösser er allein zu öffnen verstand, und niemand wußte, in welchem er jedesmal die Nacht zubringen würde. Nie glaubte er sicher zu seyn, und traute niemand Gutes zu.

Gegen seinen moralischen Karakter läßt sich nebst dem bereits erwähnten allerdings vieles sagen, allein es ist eben so wahr, daß Franzosen, Spanier und Neapel ihn nur durch die geschwärzte Brille besahen, und nach ihrer individuellen Ansicht beurtheilt haben. Mit dem König, in dessen Diensten er stand, und dessen Vertrauen er besaß, meynte er es wenigstens immer gut und daß, was verdorben wurde, nicht eben gerade durch ihn verdorben ward, daß die Heftigkeit der Königin sehr vieles dazu beytrug, daß die Stürme der Zeit nicht so

leicht besänftigt, und die sich immer näher thürmenden Ungewitter nicht beschworen werden konnten, läßt sich nicht läugnen. Es ist zu viel gesagt, wenn man ihm alle Regierungskenntnisse abspricht, denn selbst Tanucci, der so etwas schon zu beurtheilen verstand, schätzte ihn. Er besaß eine nicht leicht zu erschütternde Festigkeit im Handeln, und konnte nur darum mit seinen Planen nicht durchdringen, weil es ihm an treuen Mitarbeitern fehlte. Er schätzte jeden in seinem Fach vorzüglichen Kopf, besonders Gelehrte und Künstler, war gefällig im Privatleben, vertraulich und oft scherzhaft an der mäßig besetzten Tafel. Man weiß nicht, daß er dem Spiel opferte, Maitressen bereicherte, Günstlingen Einfluß gestattete, oder Verdienste darben ließ. Mit Vorsicht legte er seine Hand an Veränderungen die auffallen konnten, und hier war seine Regel: „Wir wollen nicht einreissen, ehe wir etwas besseres an die Stelle des Alten aufgebaut haben.“ Auch im Unglück hielt er standhaft aus und war nicht so leicht zu beugen. Hätte er die so äusserst bewegte Zeit, in der er lebte und handelte, so gut beherrschen können, als den König und die Königin, vielleicht wäre er von seiner Höhe nicht gefallen, vielleicht hätte er zu weniger Mißvergnügen Anlaß gegeben; zuverlässig aber wären weniger Grausamkeiten vorgefallen, und er selbst wäre schwerlich in dem alles dahinreissenden Strom untergegangen.

II.

Julius Alberoni,

Kardinal und erster Minister Philipps V. von Spanien.

Alberoni gehört unter die seltenen Männer, die rücksichtlich ihrer Herkunft zu nichts weniger, als einer großen Rolle auf dem schlüpfrigen Staatstheater, bestimmt zu seyn schienen, die aber, nachdem sich die Talente ihres Kopfes ausgebildet haben, vom Glück begünstigt und so hoch gehoben wurden, daß sie nicht mehr höher steigen konnten, es müßte denn ein Thron das Ziel gewesen seyn, nach dem sie rangen. Aber so selten ein so ungeheuers Steigen ist, fast eben so gewöhnlich ist der Fall solcher Männer, und wer zuvor demüthig vor ihnen im Staube gekniet hatte, zischt sie nun aus, und kehrt ihnen den Rücken zu. Das war auch Alberoni's Schicksal, wie uns die nachfolgende Erzählung der Geschichte seines Lebens zeigen wird.

Er war der Sohn eines armen Weingärtners, und am 31ten Mai des Jahres 1664 (wahrscheinlich) im Dorfe Fiorenzuola im Parmesanischen geboren. Zeitig kam er nach Piacenza, wo er als Kapellknabe angestellt

wurde, von seinem Pfarrer Lesen und Schreiben, in der Klosterschule der Barnabiten aber Latein lernte. Seine Talente blieben nicht ungekannt, und sein munteres, freymüthiges, anschmiegendes Benehmen empfahlen ihn sowohl dem Vorsteher des Klosters, als den Mönchen, so, daß sie ihn zum Glöckner an der Domkirche empfahlen. Er erhielt diese an sich geringfügige Stelle, die ihn, da er eben nicht viel bedurfte, nährte, und ihm übrigens Zeit genug übrig ließ, sich etwas mit den Wissenschaften bekannt zu machen, zur Belohnung seines Fleißes. Weil sich in der Folge von seinem Genie etwas mehr erwarten ließ, empfahl ihn das Domkapitel zur Priesterweihe. Kaum hatte er sie erhalten, so führte ihn sein gutes Glück als Gesellschafter in die Dienste des Vice-Legaten Barni von Romagna zu Ravenna, der ihm, als er Bischof von Piacenza geworden war, die Aufsicht über sein Hauswesen übertrug. Wahrscheinlich war ihm eine mit so vielen kleinlichen Geschäften verbundene Stelle nicht angenehm, daher vernachlässigte er das, was er thun sollte, dergestalt, daß sich der Bischof veranlaßt sah, sie einem andern zu übergeben, Alberoni aber eine geistliche Präbende zu verschaffen, und ihm die Erziehung seines Neffen zu übertragen. Diese Beschäftigung war ihm angenehmer, denn sie gab ihm Gelegenheit, sich Kenntnisse in der Philosophie, Geschichte, Rechtswissenschaft, auch in der französischen Sprache zu erwerben, und als der Zögling etwas vorwärts gekommen war, führte er ihn nach Rom, wo er sich für den Umgang mit den feinern und höhern Ständen aus-

bildete. Nach einigem Aufenthalte daselbst kehrte er wieder nach Piacenza zurück, und erwarb sich die Gunst des Grafen Roncaveri, Bischofs von St. Donnino, welche Verbindung die erste Gelegenheit gab, sich mit politischen Geschäften bekannt zu machen.

Man weiß, daß Karl II. von Spanien im Jahre 1700 ohne Kinder starb, und — verleitet durch den Kardinal Porto-Carrero — den Herzog Philipp von Anjou, Enkel Ludwigs des Vierzehnten von Frankreich, als Erben seiner Krone in einem von dem Kardinal geschmiedeten Testament einsetzte, der ihm begreiflich zu machen suchte, daß ohne diesen Schritt Spanien einer völligen Zerstücklung entgegen gehe, die der König allein zu verhüten im Stande sey. Der Papst drückte dieser Intrigue vollends das Siegel auf, indem er dem schwachen Karl schrieb: „Spaniens Gesetz und der Vortheil der ganzen Christenheit fordere es, daß dem Hause Bourbon vor jedem andern in der Nachfolge auf dem spanischen Throne der Vorzug gegeben werde. Ludwig XIV. nahm Karls II. Testament zu Gunsten seines Enkels mit Freuden an, aber alle andere Mächte Europens fanden es ungerecht, und besonders war der Kaiser Leopold I. entrüstet, der seinem Hause Spanien entrissen sah, wovon ein Zweig fast zweyhundert Jahre lang dasselbe beherrscht hatte. Sein Gesandter zu Madrid, Graf von Harrach, protestirte feyerlich gegen Karls Testament, sobald es eröffnet ward, und was ihm dabey sehr zu statten zu kommen schien, war, daß des verstorbenen Königs Beichtvater versicherte, er habe es aus dem Munde

desselben selbst gehört: man habe seine Schwäche zu Gunsten des Hauses Bourbon benutzt. Der Großinquisitor unterstützte dieses Zeugniß, aber Portocarrero, um die österreichische Parthey zu schwächen, verabschiedete auf der Stelle den Beichtvater, und den Großinquisitor schloß er vom Besuche des Staatsrathes aus; Oesterreich blieb nichts übrig, als dasjenige durch die Waffen zu suchen, was mit Güte nicht zu erhalten war. Es rüstete sich besonders in Italien zum Kriege, weil dort Spaniens wichtigste Nebenländer lagen. Der Kirchenstaat, Parma, Modena und Toskana hatten sich erklärt, neuteral zu bleiben, aber damit war Frankreich nicht gedient, sondern es wollte bestimmt wissen, ob der Herzog von Parma sich für oder wider dasselbe zu bestimmen geneigt sey. Diese Erklärung sollte an den Herzog von Vendome, der das französische Heer in Italien kommandirte, abgegeben werden. Der Herzog von Parma wählte zu seinem Abgesandten in das französische Hauptquartier den gewandten und staatsklugen Bischof von St. Donnino, und dieser nahm den nicht minder gebildeten Abbe' Alberoni, uuter dem Titel eines Kaplans oder Almoseniers, mit sich, weil er gut französisch sprach, und sich durch sein feines, abgeschliffenes Betragen sehr zu empfehlen wußte. Dieses glückliche Talent erwarb ihm bald die Gunst des Herzogs von Vendome, der ihm sein ganzes Vertrauen schenkte. In kurzem galt der Bischof von St. Donnino nichts mehr, und der Kaplan Alberoni ward zum Geschäftsträger des Herzogs vom Parma bevollmächtigt, zu einer Zeit, zu welcher der große Eugen

bereits unerwartete Thaten gethan, eine Tripelallianz zwischen England, Holland und Oesterreich sich gebildet hatte, in Neapel ein Aufruhr ausgebrochen war, und es selbst in Spanien sehr bedenklich um die Franzosen aussah. Im Jahre 1706 wurde Vendome zurück berufen, und Alberoni begleitete ihn nach Paris, dann aber, als dessen Sekretär, in die Niederlande. Hier entfaltete er seine Talente zum Staatsmanne dergestalt, daß Vendome ihn Ludwig XIV. empfahl, der ihm sogleich ein anständiges Jahrgehalt auswarf, und im Jahre 1711 mit dem Herzoge nach Spanien schickte. Alberoni erhielt von dem letzten den Auftrag, im Lande herum zu reisen, um das Volk und die Großen zum Vortheil des Königs zu stimmen, denn hier, wo namentlich die Katalonier längst unzufrieden waren, herrschte, da die Sachen im Felde schief giengen, grosses Mißvergnügen, das eine der Fürstin von Ursini von Frankreich aus widerfahrene Beleidigung noch höher spannte. Diese Fürstin stammte von einer adelichen Familie aus Termouille ab, war eine Frau voll männlichen Muths, aber nicht vom besten moralischen Karakter, und vermochte alles über die Gemahlin Philipps, Luisen von Savoien. Sie hatte Ludwig XIV. wegen eines zu freymüthigen Urtheils über den Kardinal d'Estrees erzürnt und dieser wollte sie nun plötzlich aus Spanien weg, nach Rom verwiesen wissen, nur weil die Königin Luise darüber krank wurde, durfte die Abreise der Fürstin verschoben werden, die später doch noch vor sich gieng. Am spanischen Hofe herrschte nun nichts, als Ränke und Kabalen; immer

war einer gegen den andern. Wenn z. B. d'Estrees rieth, um die Spanier im Zaum zu halten, sollte Philipp eine französische Armee in das Königreich legen, so wollte Porto-Carrero, er solle es nicht thun, sondern sich auf die Treue seiner Unterthanen verlassen, und eben diese durchaus verschiedene Denk- und Handlungsweise der Höflinge brachte alles dergestalt in Verwirrung, daß, da die Oesterreicher und ihre Verbündeten nach der Schlacht bey Höchstädt 1704 einen Einfall in Spanien wagten, man sogar vergaß, die Zeit zu benützen, in welcher man für eine Selbstvertheidigung viel hätte thun können. Die Franzosen, welche Philipp umgaben, waren gegen die spanischen Großen, und diese gegen die Franzosen; ein Aufruhr im Lande war nahe, besonders in Arragonien, Valencia und Murcia.

So verwirrt sah es noch zur Zeit aus, als Alberoni mit Vendome nach Spanien kam, und doch gelang es ihm durch seine Gewandtheit und Verschlagenheit, die er recht gut in seine äusserliche Leutseligkeit zu hüllen wußte, die aufgebrachten Gemüther in Arragonien und Valencia so zu besänftigen, daß man ihn für den ersten Wiederhersteller des schon wankenden Thrones ansah, wodurch er zu einem ausserordentlichen Ansehen gelangte, und durch sein feines Betragen jedermann für sich einnahm. In gleichem Grade stieg am spanischen Hofe das Ansehen des Herzogs von Vendome, dem niemand entgegen stand, als die Prinzessin Ursini, die indessen ihren alten Platz im Pallast und in dem Herzen des Königs und der Königin wieder einge-

nommen hatte. Sie fürchtete, an Einfluß zu verlieren, wenn Vendome des Vertrauens zu viel besässe, und arbeitete ihm daher entgegen, wo sie es vermochte. Vendome bediente sich Alberoni's, und meynte, sie durch ihn zu stürzen; aber der Abbe' war klüger, er sah, daß dieses so leicht nicht geschehen werde, und daß der geringste Versuch, dieses Ziel zu erreichen, sowohl ihn selbst, als den Herzog, kosten könnte. Daher arbeitete er lieber darauf hin, sich bey der Prinzessin in Gunst zu setzen, um wenigstens sich für seine Person sicher zu stellen, und am spanischen Hofe sein eigenes Glück zu gründen. Mit dieser Fürstin sich — wenigstens äusserlich — gut zu stehen, und durch nichts ihr einmal gewonnenes Vertrauen zu verlieren, war um so nothwendiger, als sie den König nach dem Tode seiner Gemahlin, die in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre starb, ganz beherrschte und vielleicht nahe daran war, von ihm gar auf den Thron gehoben zu werden, wenn nicht eben Alberoni ihr einen unangenehmen Strich durch die Rechnung gemacht hätte, das sie gerade von ihm am wenigsten erwartete.

Die Empfehlung der Prinzessin brachte ihm ein Jahrgehalt vom Könige zuwege, und dafür hoffte sie, werde der Abbe' geneigt seyn, sie und den Herzog einander wieder zu nähern. Alberoni freute sich innig, daß er auf solche Art der Vertraute aller Partheyen geworden war, und jede nach seinen Absichten lenken konnte. Eben jetzt wurde der Friede unterhandelt, da Frankreich und England des Krieges müde waren. Alle geheime Papiere, die in Utrecht gewechselt wurden,

bekam Alberoni in die Hände, da Vendome nie im Staatsrath erschien, ohne zuvor von seinem Vertrauten unterrichtet zu seyn. Auf diese Art arbeitete sich der Geistliche nicht nur ganz ungemein in die Staatsgeschäfte ein, sondern bekam die schönste Gelegenheit, sehr vieles nach seinem Willen zu leiten. Den Herzog von Vendome und die Prinzessin Ursini hielt er so gegen einander, daß es wenigstens zu keinem feindlichen Ausbruch zwischen ihnen kam.

Dem Herzog von Parma erwies Alberoni einen sehr wesentlichen Dienst. Es kam nemlich im Jahre 1711 ein Hofdekret zum Vorschein, wodurch aller Handel und Verkehr mit Venedig, Genua und andern italienischen Staaten, worunter auch die des Herzogs begriffen waren, aufgehoben wurde, weil Oesterreich sie gezwungen hatte, den Erzherzog Karl (nachherigen Kaiser Karl VI.) als König von Spanien anzuerkennen. Sogar ihre Gesandten mußten das Königreich Spanien verlassen. Alberoni gelang es, für den Herzog eine Ausnahme zu bewirken, denn er stellte dem Könige vor, daß derselbe bey jener Anerkennung keinen freyen Willen gehabt, sondern der Gewalt habe nachgeben müssen, da seine Lande von österreichischen Truppen ganz eingeschlossen seyen. Als dieses zu Stande gebracht war, begleitete er den Herzog von Vendome nach Valencia. Sie erreichten es glücklich, aber Vendome wurde von einer Krankheit überfallen und starb in des Abbé's Armen am 11ten Junius des Jahres 1712. So sank zwar auf einmal die Stütze, an die sich der letztere zu Gründung seines Glückes gelehnt hatte, aber er ver-

zagte darum nicht, denn Vendome hatte ihm zu viele politische Geheimnisse, besonders die Friedensunterhandlungen betreffend, vertraut, als daß er, mit diesen gerüstet, nicht neue Hoffnung für sich hätte schöpfen sollen. Er entschloß sich daher, gleich nach des Herzogs Tod nach Versailles zu reisen und Ludwig XIV. über Spaniens Lage zu unterrichten. Der König nahm ihn mit großer Achtung auf, und der Herzog von Parma lohnte den ihm erwiesenen Dienst damit, daß er ihn zu seinem Residenten in Madrid ernannte, und in den Grafenstand erhob. Alberoni suchte dieses Vertrauen zu erwiedern, und machte einen Plan, die Nichte des Herzogs und — weil er kinderlos war — dereinstige Erbin, Elisabeth Farnese, auf den spanischen Thron zu erheben. Es kam blos darauf an, die Fürstin Ursini zu hintergehen, und dieß gelang dem listigen Hofmanne. Die Prinzessin übersah die Schwierigkeiten nicht, die ihr — um selbst Königin zu werden — im Wege stünden, denn die Castilianer liebten sie nicht; sie nahm daher Alberoni's Rath mit Freuden auf. Er überredete sie nemlich, Elisabeth sey sehr schwach am Geiste, und neben solch einer Gemahlin müsse es der Fürstin ein Leichtes seyn, den König und den ganzen Hof zu regieren. Sie war es zufrieden, und ob sie gleich bald genug erfuhr, daß der Unterhändler sie getäuscht hatte, indem Elisabeth nichts weniger als das schwache Geschöpf war, das er zur Erreichung seiner Absichten schilderte, so war es doch schon zu spät, die Heyrath zu hindern, denn Philipp hatte nicht nur dem päbstlichen Nuntius, der ihm die Prinzessin von

Parma zur Gemahlin vorschlug, bereits sein Wort gegeben, sondern sogar die Vermählung durch Procuration vornehmen lassen. Die Ursini glaubte indessen genug zu gewinnen, wenn sie sich zur Oberhofmeisterin der jungen Königin ernennen liesse; das aber war Alberoni nicht anständig, denn er fühlte zu sehr, welch ein gewagtes Spiel er gespielt hatte, und daß bey gegenwärtiger Lage der Sache entweder er, oder die Ursini stürzen müsse. Es galt also darum, schnell zu handeln, und es konnte wohl von niemand andern, als von ihm eingeleitet seyn, daß die junge Königin, noch ehe sie nach Madrid kam, ihrem Gemahl schrieb, er möchte die Ursini entfernen. Einer Frau wie dieser, die mehrere Jahre lang wie eine Despotin über Spanien geherrscht hatte, wollte sich niemand gerne als ihr offenbarer Gegner darstellen, selbst der König nicht, und daher leitete man es so ein, daß der Schlag, der sie treffen sollte, allein und unmittelbar von der neuen Gemahlin zu kommen schien. Ursini empfieng diese an der Grenze, wurde kalt und geringschätzig behandelt, und als sie, die so etwas nicht gewohnt war, darüber Empfindlichkeit äusserte, befahl die Königin dem Obersten der Leibwache, sie über die französische Grenze bringen zu lassen, mit dem Befehl, nie mehr nach Spanien zurück zu kehren. So gelang der Plan, den Alberoni zu ihrem Verderben entworfen hatte, und sie mußte noch zufrieden seyn, daß man ihr von Spanien aus ihr Vermögen nachschickte, und der König ihr ein Jahrgehalt angewiesen hatte. — Nachdem die Vermählung des Königs mit der Prinzessin von Parma, und die Ent-

fernung der Ursini gelungen war, so kam die Reihe unter denen, die im Wege standen, nun an den damaligen Großinquisitor, Kardinal del Giudice, der bis jetzt am Hofe großen Einfluß gehabt hatte. Dieser merkte bald, worauf es abgesehen sey, und nachdem ihm die Stelle eines Oberhofmeisters bey dem Prinzen von Asturien abgenommen ward, legte er auch das Amt eines Großinquisitors freywillig nieder, und begab sich nach Rom. Jetzt trat Alberoni, mit dem vollen Vertrauen des Königs und der Königin ausgestattet, in das spanische Ministerium ein, doch ohne sich einen sonderlichen Rang herauszunehmen, denn er war fein genug, einzusehen, daß die Spanier unzufrieden seyen, daß Ausländer die glänzendsten und einträglichsten Posten im Königreich einnähmen, wiewohl sie es bey ihm gerade nicht nöthig gehabt hätten, denn sein Plan gieng doch eigentlich nur darauf, Spanien immer grössern Glanz zu geben, und Oesterreich von seiner Höhe herab zu drücken. Um den Spaniern selber zu schmeicheln, als wenn man erst von ihnen erfahren müßte, was dem Lande nutzbar sey, beredete er den König, in den ersten Monaten des Jahres 1715 einen Befehl bekannt zu machen, kraft dessen jeder aufgefodert wurde, wenn er irgend einen Fehler in der Administration bemerke, es dem königlichen Staatsrath anzuzeigen. Wenn aber Alberoni gleich nicht wollte, daß er Spanien durch seine Bedeutenheit am Hofe widrig werden sollte, so war er doch nichtsdestoweniger sehr darum bekümmert, an äusserlichem Ansehen zu gewinnen. Hiezu schien ihm nichts geschickter, als die Kardinalswürde, darum

schmeichelte er dem Pabst, und versprach, zu dessen Vortheil etliche Kriegsschiffe gegen die Türken auslaufen zu lassen, die — im Krieg gegen Venedig — eben damals Italien bedrohten. Der König von Spanien hatte ihn bereits zum Grand erster Klasse ernannt, und die Königin, die ihm allein ihre Krone dankte, strengte alles an, ihm den geistlichen Purpur zu verschaffen, welchem Ansinnen jedoch der Pabst lange auswiech. Der Nuntius Aldrovandi mußte persönlich nach Rom reisen, und Alberoni's Verdienste preisen, der Kardinal Aquaviva bekam den gemessensten Auftrag, den Pabst zum Vortheil des Kandidaten zu stimmen, ja man erklärte ziemlich bestimmt, daß die versprochenen Schiffe so lange im Hafen bleiben würden, bis der Wunsch der Königin erfüllt sey, und nun mußte der Pabst wohl nachgeben. So bald die Nachricht in Madrid angekommen war, ernannte der König den neuen Kardinal zum ersten Minister und Generaldirektor aller inn- und ausländischen Staatsgeschäfte, gab ihm das Bisthum Malaga mit einem jährlichen Einkommen von sechzigtausend Dukaten, und endlich auch das Erzbisthum zu Tarragona und Sevilien, so, daß er mehr Einkünfte, als mancher nicht unbedeutende Fürst, besaß. Er und die junge Königin beherrschten nun ausschliessend das ganze Reich, und wären die Spanier weniger arbeitsscheu gewesen, so würde er sie — wenn man auch keine andere seiner Anordnungen in Betrachtung zöge — schon allein durch die trefflichen Wollenmanufakturen, die er durch

niederländische Arbeiter in den Gang setzte, auf einen hohen Grad von Wohlstand gehoben haben.

Bald warf er seinen Blick auf die auswärtigen Staaten, und machte Entwürfe, Spanien zum ersten Reiche von Europa zu erheben. Zu allgemeinem Erstaunen sah man eine spanische Flotte von achtzig Seegeln mit neuntausend Mann zu Fuß, und viertausend zu Pferd auslaufen, und sich den Küsten von Neapel und Sicilien nähern. Man konnte sich wohl erklären, daß diese Flotte nicht um des Papstes oder der Venetianer willen erschienen sey, und blieb gar nicht lange über das Ereigniß im Dunkeln, denn bald landeten die eingeschifften Truppen auf Sardinien, das damals noch unter kaiserlicher Herrschaft stand, besetzten erst die Hauptstadt Kagliari, bald aber das ganze Land. Der österreichische Gesandte erhob große Klagen bey dem ohnehin über den Vorgang sehr entrüsteten Pabst, und gab Alberoni Schuld, daß er schon lange verborgen mit den Erbfeinden des christlichen Namens, den Türken, unter Einer Decke spiele. Dieser suchte sich zwar dagegen zu vertheidigen, fuhr aber in seiner Handlungsweise fort, wie er begonnen hatte, und fragte weder nach dem Kaiser, noch nach dem Papst, um so mehr, als der letztere ihn dadurch sehr erzürnt hatte, daß er ihm die Bestätigung über das Erzbisthum von Sevilla verweigerte. Diese Schritte des Kardinals gaben Gelegenheit zu Schliessung der berühmten Quadrupel-Allianz zwischen England, Frankreich, Oesterreich und den Niederlanden, denen allen daran gelegen war, den Utrechter Frieden aufrecht zu

halten, die die Einnahme von Sicilien und Sardinien durch die Spanier für einen Bruch desselben betrachteten. Alberoni, der indessen in Spanien unumschränkt herrschte, und von dem der königliche Staatsrath ganz abhängig war, wollte sich durchaus von niemand in seinen Planen hindern lassen, obwohl es ihm nicht gelang, gegen dieses Bündniß ein anderes zwischen Spanien, den Türken, Rußland und Schweden aufzustellen. Er versuchte daher, Unruhen anderer Art zu erregen, in England es zum Vortheile des Hauses Stuart zu einem Bürgerkrieg zu bringen, in Neapel das Volk gegen die Regierung aufzuwiegeln und in Frankreich den Prinzen-Regenten durch die Unzufriedenheit der Nation und der Grossen zu stürzen. Gegen diesen war alles schon vorbereitet, ihn gefangen zu nehmen und nach Spanien führen zu lassen, als die Verschwörung kurz vor dem Ausbruch entdeckt wurde, und da Alberoni wegen der Besetzung Siciliens und Sardiniens keiner Vorstellung Gehör gab, so brach der Krieg aus. Gleich in der ersten Schlacht aber wurde die neugeschaffene spanische Seemacht fast gänzlich zernichtet. Eilf Schiffe wurden genommen, sechse verbrannt, und alle übrigen sehr beschädigt. Alberoni hätte jetzt noch mit Ehre Frieden machen können, verwarf aber alle gütliche Vorschläge und erklärte: der König, sein Herr, könne sich darauf nicht einlassen, und der Minister von Parma, Marchese von Scotti, werde demnächst Gegenvorschläge thun, womit es aber nichts weniger als Ernst war.

Mittlerweile wurde der König krank. Alberoni

ließ ihn ein Testament unterzeichnen, kraft dessen die Königin zur Regentin erklärt, der Kardinal aber als erster Minister bestättigt ward, und obgleich der französische Gesandte sich äusserte, daß daraus schwerlich etwas werden dürfte, so war das dem Allgewaltigen nicht nur sehr gleichgültig, sondern er brachte es bald genug dahin, daß dieser Gesandte innerhalb vier und zwanzig Stunden Madrid verlassen mußte. Er und die Königin trotzten jedem Hinderniß, das sich ihnen darbot, selbst dem Haß der spanischen Granden und dem Unmuth des Volkes über den Krieg in Italien, denn sie erwarteten noch immer den Sturz des Prinzen-Regenten in Frankreich, der allem ein anderes Ansehen geben sollte. Als aber die Nachricht kam, daß die Verschwörung mißgeglückt sey, — als Frankreich im Anfange des Jahres 1719 Spanien den Krieg erklärte, da erschienen die Sachen zwar gefährlicher, allein demohngeachtet schreckte es die Königin und den Kardinal von ihren Vorsätzen nicht zurück. Die öffentlichen Erklärungen, die das spanische Kabinet verbreitete, waren in einem sehr heftigen Ton abgefaßt, riefen zu Empörungen derjenigen Unterthanen, deren Regierungen Spanien den Krieg erklärt hatten, und zum Abfall ihrer Armeen auf. England zum Trotz trat Philipp V. als Beystand des Prätendenten, wiewohl vergebens, auf den Schauplatz; er vermehrte nur seine Feinde, und obgleich der König in eigener Person zu Felde gieng, in Hoffnung, die Gegenwart des Enkels Ludwigs XIV. werde die Franzosen sogleich entwaffnen, so war doch auch dieses ohne Nutzen. Dem König folgte mit der auffallend-

sten Pracht Alberoni, denn seinen sechsspännigen Wagen begleiteten vierhundert Edelleute, und sein Gepäck trugen zweyhundert Maulthiere. Man achtete nicht darauf, und der Regent von Frankreich erklärte laut: er werde die Waffen nicht eher niederlegen, als bis der Kardinal aus Spanien gejagt sey. Da die Franzosen in Spanien, und die Oesterreicher in Sicilien glücklich waren, so blieb Alberoni nur noch Eine Hoffnung übrig, der Beystand Schwedens; aber Karl XII. war bereits todt, und die Aussicht auf dessen Hülfe verschwunden. Nun sahen selbst der König und die Königin sich durch seine glänzenden Vorspieglungen getäuscht, durch sein trotziges Benehmen beleidigt, und es kam zu Vorwürfen, die dem Kardinal ganz fremde klangen. Da nun auch der königliche Beichtvater, der Jesuit Pater d'Aubenton, von Frankreich aus gewonnen ward, gegen Alberoni einzunehmen, da der Herzog von Parma gegen ihn Vorstellungen machen ließ, so war es um den bis jetzt allmächtigen Minister, den man als das einzige Hinderniß des erwünschten Friedens abschilderte, geschehen. Die Königin entzog ihm, dem sie doch die Krone dankte, auf einmal ihre Gunst; mit ihr reiste der König auf das Jagdschloß Prado, und von hier aus erhielt der Kardinal seine Entlassung, mit dem Anhang: innerhalb acht Tagen Madrid, und innerhalb drey Wochen das Königreich zu räumen.

Hätte Alberoni sich mehr gemäßigt, nicht — um Spanien den höchsten Glanz in Europa zu verschaffen, und das von ihm tief gehaßte Oesterreich zu stür-

zen — so nachtheilige Kriege veranlaßt, die das Reich an den Abgrund des Verderbens zu reissen drohten; hätte er nicht den spanischen Stolz dadurch zu sehr beleidigt, daß er es zu wenig verbarg, wie sehr er den König und die Königin beherrsche und daß sein Wort mehr gelte, als das des größten und mächtigsten der Eingebohrnen, — er hätte sich wahrscheinlich auf seiner Höhe erhalten und wäre nicht so tief gefallen, denn ausser den erwähnten Fehlern kann man ihm wahrhafte Verdienste nicht absprechen. Er stiftete eine Tuchmanufaktur zu Guadalaxera, eine Fabrik von leinenen Zeugen, eine Glashütte und eine Buchdruckerey im Eskurial. Handlung und Schiffahrt brachte er in größere Aufnahme, besonders den Tabackshandel aus der Havana. — Zu Kadix stiftete er ein Kollegium, worinn vierhundert junge Edelleute in der Mathematik und Schifsbaukunde unterrichtet wurden, eine Art von Schifspost nach Amerika, versah die Vestungen mit genugsamer Artillerie, indem er vier neue Stückgiessereyen anlegte, und sowohl Kanonen als kleines Gewehr in Menge bearbeiten ließ. Durch ihn wurden die Citadellen in Barcellona und Pampelona in den besten Stand gesetzt, und mehrere Vestungen im Königreich ausserordentlich verbessert. Mit Recht aber waren die Spanier unzufrieden, daß er, so bald er die Zügel der Regierung als Minister gefaßt hatte, den bisherigen Staats- und Kabinetsrath abschafte, viele Granden aus dem Königreich verwies, andere gefangen setzte, ihnen mit dem Verlust ihrer Güter drohte und alle Spanier, die vordem einiges Vertrauen des Königes besessen hatten, von dessen Person

entfernte, und die Großen mit wegwerfender Verachtung behandelte, gleichsam als ob die Stunde nie schlagen könnte, in welcher er seine Gewalt zertrümmert sehen sollte. Endlich, was den Haß gegen den gefürchteten Minister aufs höchste trieb, waren die unerhörten Auflagen, die unter seinem Ministerium von Zeit zu Zeit gemacht wurden, — daß er die Gouvernements und Kommenden in Indien für große Summen verkaufte, — die Ausgaben an verschiedene Marienbilder striech, den königlichen Bedienten das Recht der freyen Wohnung nahm, die Steuern verpachtete, viele Gelder aufnahm, die Glaubiger auf öffentliche Fonds anwies und anderes mehr. Zwar gab er vor, daß alles dieses nothwendig sey, um die für Spaniens Größe begonnenen Kriege fortzuführen; allein es kann nicht geläugnet werden, daß davon große Summen in seine eigene Kasse fielen.

Alberoni mußte Spanien verlassen, ohne zuvor einer Unterredung mit dem König, oder der ihm sonst so gewogenen Königin, gewürdigt zu werden, sogar den königlichen Hofbedienten war strenge verboten, so lange er sich noch in der Hauptstadt des Reichs aufhalten würde, mit ihm Umgang zu pflegen. Ganz Madrid feyerte den Tag seiner Abreise als ein Freudenfest, und ohne eine bewaffnete Begleitung von fünfzig Mann Garde dürfte es ihm auf dem Wege übel ergangen seyn, denn mit ihnen und seiner Dienerschaft mußte er sich durch eine Räuberbande schlagen, die bereits einen Angrif auf ihn unternommen hatte. An der Grenze Spaniens foderte ihm ein Offizier die Schlüssel zu seinen Koffern ab, weil man ver-

muthete, er möchte Staatsschriften mitgenommen haben, die man in seinen Händen nicht gut aufbewahrt glaubte. Und so mußte er unter mancherley erlittenen Beschimpfungen alle wichtigen Papiere herausgeben; auch war seine Begleitung kaum im Stande, ihn vor Mißhandlungen des Pöbels zu schützen, der sehr geneigt war, seinem lange gehegten Unmuth gegen ihn Luft zu machen. Gerne hätte er Audienz bey dem Regenten Frankreichs gehabt, aber obwohl er diesem schrieb, er sey im Stande, ihm die wichtigsten Dinge zu eröfnen, so wurde sie ihm doch abgeschlagen. In Italien, wohin er sich wandte, fand er auf dem nicht weit von Genua liegenden Schlosse des Senators Grimaldi, seines alten Freundes, gefällige Aufnahme, aber es währte nicht lange, so wurde er auf Requisition des Papstes Klemens XI. verhaftet. Dieser Arrest dauerte indessen nicht lange. Die Republick, die ihm kurz vorher nicht erlaubt hatte, mit jemand zu sprechen, oder einen Brief zu schreiben, gab ihm bald wieder grössere Freyheit und es stund nicht lange an, so ließ man ihn merken, man wolle es nicht hindern, wenn er etwa Lust hätte, heimlich davon zu gehen. Diesen Wink ließ Alberoni nicht ausser Acht und flüchtete sich ins Mailändische; so bald man aber seinen Aufenthalt erfahren hatte, ließ ihn der Papst nach Rom fodern, um sich über verschiedene ihm zur Last gelegte Vergehungen zu verantworten. Er gehorchte der Citation nicht, welche Weigerung ohnstreitig üble Folgen für ihn gehabt haben würde, wenn nicht zu seinem großen Glücke Klemens XI. am 19ten März 1721 gestorben wäre.

Alberoni nahm die Einladung der Kardinäle, dem Konklave beizuwohnen an, langte am 7ten April zu Rom an und trug vieles dazu bey, daß der Kardinal Conti unter dem Namen Innocenz des dreizehnten zum Papst erwählt wurde, der ihm auch erlaubte, in Rom seinen Aufenthalt zu nehmen.

Die Vertheidigung gegen seine Ankläger ward von Alberoni meisterlich verfaßt. Viele der gegen ihn eingegebenen Punkte widersprach er geradezu, ausserdem aber behauptete er, daß keinem Kardinal ein Prozeß gemacht werden könne, er habe denn entweder ein Majestätsverbrechen begangen, oder sich gegen den heiligen Stuhl wiederspänstig bewiesen; beydes aber sey sein Fall nicht. Er suchte zu beweisen, daß er an dem Mißverständniß zwischen dem spanischen und römischen Hof unschuldig sey, im Gegentheil sehr thätig für das Beste des letztern gearbeitet habe. Da er nun unter den Kardinälen mächtige Freunde fand, da der neue Papst ihm gewogen war, da selbst die Königin von Spanien sich wieder auf seine Seite neigte, auch Philipp V. und der Regent von Frankreich in ihrem vorigen Eifer nicht nur erkalteten, sondern sogar Vorwortsschreiben für ihn nach Rom sandten, so nahm sein Prozeß ein ihm erwünschtes Ende. Er wurde von allen Beschuldigungen losgesprochen, und sah überdieß den rothen Hut auf seinem Haupte, der ihm seit 1717 verweigert worden war. Im neuen Konklave nach Innocenz XIII. Tod erhielt er sogar Stimmen als künftiger Papst, da er aber sah, er würde doch nicht durchdringen, beförderte er die Wahl des Kardinals Orsini,

verstärkte die spanische Partey in Rom, arbeitete fortwährend für die Sache des englischen Prätendenten und hörte nie auf, ein Feind Oesterreichs zu seyn. Eine Kleinigkeit — weil er am Weihnachtsfest 1729 den kirchlichen Ceremonien in einer Perücke beywohnte, deren Tragung der Papst allen Geistlichen verboten hatte — entzweyte ihn mit Benedikt XIII. und dieß bewog ihn, sich auf sein Landgut Castel-Romano zu begeben, wo er bis zum Tode des Papstes blieb, und dann dem dritten Konklave beywohnte, in welchem der Kardinal Corsini unter dem Namen Klemens XII. zum Oberhaupte der römischen Kirche erwählt wurde. Dieser bediente sich Alberoni's, ob er gleich nicht eigentlich sein Freund war, in verschiedenen wichtigen Staatsangelegenheiten, und ernannte ihn im Jahr 1734 zum Legaten in Ravenna. In dieser Stelle machte er sich um die öffentliche Sicherheit wesentlich verdient, denn er nahm den Mördern das Recht, in Kirchen Freystätte zu suchen, ließ einmal drey solche Verbrecher zugleich aufhängen, und machte zu seinem Sprichwort: „Meno Sbirri, piu Forche.“ (Weniger Häscher und mehr Galgen.) Er verbot die Ausfuhr des Getreides, zwang die Edelleute zu besserer Oekonomie und nahm ihnen ihre Güter, wenn sie zu verschwenden nicht aufhören wollten, züchtigte die Banditen mit großer Schärfe und foderte von den Beamten genaue Rechenschaft. Sogar wagte er es, zu befehlen, es sollte kein päpstliches Breve öffentlich bekannt gemacht werden, wenn nicht er es zuvor unterzeichnet habe, das ihm aber der Papst sehr übel nahm, und ihn auf der Stelle in seine Schran-

cken zurück wies. Eine seiner wichtigsten Unternehmungen war die Herstellung eines Kanals, wodurch die beyden Flüsse Ronco und Montone verbunden, und die bisher oft verheerenden Ueberschwemmungen für die Zukunft verhütet wurden. Die päpstliche Kammer bewilligte dazu zwanzigtausend Scudi, das Fehlende gab der Kardinal selbst her. Auch der Bürgerschaft von Ravenna schaffte er ungemein große Vortheile, einmal dadurch, daß er ihr einen bedeutenden Nachlaß an Summen, die sie dem Papste schuldig war, erbat, und dann, daß er sie mit Getreide versorgte, um einer Theurung in einem Mißjahr vorzubeugen. Als sich in der kleinen Republick St. Marino eine Parthey für den Papst bildete, nahm er dieselbe im Namen des heiligen Stuhls in Besitz, allein der Papst trat kurz vor seinem Tode diese Erwerbung wider ab, da er sah, daß nicht nur im Innern Gährungen bevorstunden, sondern daß auch ganz Europa darüber mißvergnügt sey. Indessen sieht man auch hieraus, wie sehr Alberoni politische Geschäfte zur andern Natur geworden waren, und daß er sie nicht entbehren konnte, ohngeachtet er jetzt bloßer Geistlicher, und nicht mehr Staatsminister war.

Nach dem Tode Klemens XII. gieng Alberoni zum viertenmal ins Konklave, in welchem Benedikt XIV. zum Papst erwählt wurde. Dieser ernannte ihn zum Legaten von Bologna, und als nach drey Jahren diese Legation zu Ende gieng, zog er sich in die Stille zurück. Er gieng auf sein Landgut St. Lazaro bey Piacenza, wo er am 26ten Junius 1752 in einem Alter von 88 Jahren und 26 Tagen starb, nachdem er

seit fünf nnd dreißig Jahren Kardinal gewesen war. Nach Innhalt seines Testaments mußte er in der Stille, und ohne alles äusserliche Gepränge begraben werden. In diesem Testament vermachte er dem Seminar *), das er schon vor mehrerern Jahren auf dem erwähnten Landgut errichtet hatte, seine sämtlichen Güter in der Lombardey, die man auf sechsmal hunderttausend Dukaten schätzte, sein übriges Vermögen, aus ohngefähr einer Million Dukaten bestehend, aber seinem Vetter, Cäsar Alberoni. Würde dieser ohne Erben mit Tod abgehen, so sollte die Erbschaft an das Seminar zurückfallen.

Alberoni gehörte unter die ausserordentlichen Männer, denen das Glück bey ihren meisten Unternehmungen fast immer zur Seite steht. Was sein äusserliches betrifft, so war er kaum von mittelmäßiger Größe, hatte einen großen und dicken Kopf, ein breites Gesicht, keine angenehme Bildung, und nur die großen blitzenden Augen verkündeten den Mann von seltenem Geiste. Eine Majestät, durch Freundlichkeit gemildert, stralte aus ihnen hervor, auch der Ton seiner Stimme hatte eine Lieblichkeit, der nicht wohl zu wiederstehen

---

*) Es war zur Erziehung und wissenschaftlichen Bildung von einer festgesetzten Anzahl junger Parmesaner bestimmt, und mit hinlänglichem Einkommen versehen. Zwar hatten die Oesterreicher das Haus im Erbfolgekrieg gänzlich zerstört, aber Alberoni baute es in der Folge mit einem Aufwand von neunzigtausend Scudi wieder neu auf.

war, indessen wußte er ihr auch einen solchen Nachdruck zu geben, daß der mächtige Gebieter nicht verkannt werden konnte. Er sprach übrigens sehr freymüthig und wenn ihm irgend etwas klein oder lächerlich schien, so barg er seinen Spott darüber nicht, doch wußte er die Ausbrüche einer manchsmal scherzhaften Laune dergestalt im Zaume zu halten, daß er damit wenigstens nicht beleidigte. Seine Gesundheit schien unzerstörbar zu seyn, und selbst im hohen Alter freute er sich noch seiner körperlichen Kräfte. Er war ausserordentlich thätig, und arbeitete, so lang er Minister war, öfters achtzehn Stunden des Tages. Wenn er gleich in verschiedener Rücksicht der Wollust fröhnte, so übertrieb er doch den Genuß derselben nicht, daher war auch seine Tafel sehr mäßig besetzt, und bey Nacht aß er gar nichts. Dafür blieb sein Geist immer heiter, und es war nichts, das diesen zerstreuen oder ermüden konnte. Seine hauptsächlichste Leidenschaft, der er unausgesetzt opferte, war die Ehrsucht und diese rieß ihn nicht selten zu Trotz und Uebermuth, doch niemals zur Grausamkeit, Willkühr oder Rachsucht hin. Vielleicht ist in dieser Hinsicht die Behandlung, die sich die Fürstin Ursini gefallen lassen mußte, der häßlichste Fleck in seinem Leben; denn wenn er gleich die vornehmsten Spanier mit Geringschätzigkeit behandelte, so schadete er ihnen wenigsteus durch seinen großen Einfluß nicht. Daß Alberoni in List und Verschlagenheit ein ausgelernter Meister war, das hat er in zu vielen Fällen bewiesen, als daß man daran im mindesten zweifeln dürfte. Auf das, was er sagte, durfte man sich nicht verlassen, denn er

sagte nur was ihm nothwendig schien, und verbarg sehr weislich alles, was irgend eine seiner geheimen Absichten hätte entdecken können. In alle demjenigen, was er als Minister und von Amtswegen that, bewies er die unerschütterlichste Kraft und Festigkeit. Kein Mensch war im Stande, ihn umzustimmen, wenn er einmal etwas aus Ueberzeugung beschlossen hatte. Zu Rom wirkte er durch Schmeicheln, Schmiegen und Biegen alles das, was er in Madrid nur allein durch Standhaftigkeit und Unbiegsamkeit durchzusetzen im Stande war. Aber eben diese Standhaftigkeit, an ihrem Ort so nöthig und nützlich, artete nur zu sehr in einen Eigensinn aus, gegen den Niemand etwas vermochte. Dieß und ein allzugroßes Vertrauen auf das Glück, das so lange all seine Schritte und Tritte begleitet hatte, — auch der Glaube, das Reich, mit dem er es so gut meyne, könne seiner nicht entbehren, der König und die Königin dürften ihn schon um ihrer selbst willen nicht fallen lassen, war es, was seinen Sturz herbeyführte, denn er gab keiner einer einzigen Vorstellung, die ihm gemacht ward, Gehör, und blieb dem System, das er einmal ergriffen hatte, dessen Druck aber zu empfindlich war, nur gar zu getreu. — Jeder große und bedeutende Mann hat immer ein Heer von Feinden gegen sich, deren jeder gerne an seinem erhabenen Posten stehen möchte, und weil das so leicht nicht angeht, es durch alle Mittel versucht, dahin zu gelangen. Oft ist es auch nur der Neid, der gegen hervorstechende Männer arbeitet, denn fremde Größe erweckt nicht bey allen Menschen Bewunderung, und wenn auch, so hinkt mei-

ſtentheils die Mißgunſt hinterher. Wäre es Verbrechen, daß Alberoni Spanien auf den höchſten Gipfel irrdiſcher Hoheit und Macht heben wollte, welches aber nicht anders geſchehen konnte, als indem er andere Staaten herabdrückte und ſchwächte, dann freylich hätte der Kardinal große Fehler begangen. Viele andere aber hat ihm die Geſchichte nicht vorzuwerfen.

III.

Ancre,

Marſchall von Frankreich.

Maria von Medicis, welche im Jahre 1600 Heinrich IV. König von Frankreich, heyrathete, hatte die Tochter einer Wäſcherin, ihrer Amme, zur innigſten Freundin. Sie hieß Leonore Dori, genannt Galigai, und war es, welche nebſt ihrem Liebhaber Concino Concini, dem Sohne des großherzoglichen oberſten Staatsſekretairs, Johann Baptiſt Concini, die Princeſſin nach Frankreich begleitete. Concini — zwar nur mit geringen Talenten begabt, aber körperlich gewandt, gefällig, einſchmeichelnd, Weltmann in jeglicher Hinſicht, hatte durch dieſes empfehlende Aeuſſere und die Mitwirkung ſeiner Geliebten die Gunſt der Princeſſin gewonnen, die ihn als Kammerjunker mit an den franzöſiſchen Hof nahm. Zur Dankbarkeit wurde

Leonore, weder schön, noch geistig, seine Gemahlin, aber zugleich auch die Quelle seines und ihres eigenen Unglücks. Es stand nicht lange an, so verhetzte sie die Königin gegen den König, wußte dieser für sich und ihren Mann große Geldsummen abzulocken, und sich ihres ganzen Vertrauens alleiu zu bemächtigen. Concini stieg in kurzer Zeit zur Stelle eines Oberstallmeisters der Königin, und wußte das Mißverständniß der letztern und ihres Gemahls ganz zu seinem Vortheil zu nähren. Der Herzog von Sully gestand es laut, es seyen keine acht Tage ohne Zank zwischen dem König und der Königin vergangen, daher man in der Folge, als Heinrich IV. durch Ravaillac ermordet wurde, die Königin im Verdacht hatte, daß sie und ihre Vertrauten, Concini und seine Frau, um die Sache gewußt, und vielleicht gar den abscheulichen Meuchelmord befördert hätten *).

Ludwig XIII. war noch zu jung, um als König zu erscheinen, daher das Parlament der Königin bis zu seiner Volljährigkeit die Regierung übertrug; aber nun zitterten alle rechtlichen Leute vor Concini und seiner Gattin, da man nicht zweifelte, sie würden bey dem Vertrauen, das ihnen Maria so lange schon geschenkt hatte, alle Gewalt an sich reissen, und jeden nach eigener Willkühr behandeln. Sie waren nebst dem päpst-

---

*) Leben der Maria von Medicis, aus dem Französischen, 1r Theil. Berlin 1780. Allgemeine Welthistorie. Halle 1776, 39ster Theil. S. 132. f.

lichen Nuntius und dem spanischen Gesandten der eigentliche „Geheime Rath" der Königin im Innern des Pallastes, und ehe sie in den Staatsrath gieng, war von diesen Vertrauten gewöhnlich schon alles entschieden. Concini war schon so weit gekommen, daß er die Frechheit begehen durfte, die Statthalterschaft von Bresse, oder die von Calais zu begehren, und er würde auch die eine oder die andere leicht davon getragen haben, wenn nicht mehrere Große, die die Königin gegen ihren Willen schonen mußte, sich standhaft widersetzt hätten. Dafür machte sie einsweilen Leonorens Bruder zum Abt von Marmoutier, und zwang die Mönche, die sich diesem Tischlergesellen entgegen stemmten, ihn in seiner Würde anzuerkennen. Niemand war Concini verhaßter, als der Herzog von Sully, der unter Heinrichs IV. Regierung alles geleitet, und dessen Verdiensten sogar die Königin gehuldiget hatte. Er widersetzte sich den Betrügereyen und Ränken des Günstlings, und darum mußte er fallen. Maria, eifersüchtig auf ihr Ansehen als Regentin von Frankreich, wurde von Concini leicht beredet: je länger Sully im Staatsrath sitze, desto mehr werde sie eingeschränkt werden. Damit aber seine Entfernung von den Geschäften nicht zu sehr auffalle, sollte es dahin geleitet werden, daß er selbst seinen Abschied begehre, welches gar leicht geschehen könne, wenn man nur auf seine Rathschläge nicht achte, denn ein solcher Mann werde es für Beleidigung nehmen, und es nicht ertragen können, sich zurückgesetzt zu sehen. Den nemlichen Wunsch, wie Concini, hegten auch die Mini-

ster, die ohne des Herzogs Zustimmung in Finanzsachen gar keinen Schritt thun durften, und gerade hier am wenigsten eingeschränkt seyn wollten. Sully widersetzte sich dem Begehren des Lieblings der Königin, der eben jetzt bedeutende Geldsummen brauchte, indem er das Marquisat Ancre für dreymalhundert dreyßigtausend Livres, die Unterstatthalterschaft von Peronne für vierzigtausend Kronen, und eine Oberkammerjunkerstelle für zweymalhunderttausend Franken kaufte, und so wurde dieser sein gröster Feind, obwohl ihm — ohngeachtet des Herzogs Weigerung — das Geld nicht entgieng, indem die Königin schon auf andere Art Rath zu schaffen wußte, seine Wünsche und hochfliegende Plane durchzusetzen. Sully war auf seine Güter gegangen, man rief ihn nach Hof zurück, als wenn die Königin seines Rathes in sehr wichtigen Angelegenheiten unumgänglich bedürfte, — man nahm ihn mit verstellter Ehrerbietung auf, selbst Concini besuchte ihn zum Schein, und ließ ihn merken, er möchte den Wünschen der Königin entgegen kommen, und ihr gefällig seyn, aber Sully war zu gerade und bieder, sich zum Nachtheil der Unterthanen mißbrauchen zu lassen, und schlug rund weg ab, was er glaubte, daß abgeschlagen werden müsse. So handelte er ganz rücksichtslos, als Concini die Unverschämtheit hatte, den Marschallsstab zu verlangen, er, der nie in seinem Leben gedient hatte, und setzte sich dessen Verlangen entgegen; dafür ruhte aber Concini nicht eher, als bis die schwache Königin nachgab und den Herzog von den Staatsgeschäften entfernte. Jetzt gieng alles bunt

durcheinander. Die Großen am Hofe lebten in beständigen Mißhelligkeiten und Händeln, die man so feyerlich behandelte, als ob sie die ernsthaftesten und wichtigsten Staatsangelegenheiten beträfen; Concini und seine Frau fischten im Trüben, und wer sich besonders den Absichten der letztern ungeneigt zeigte, konnte mit Sicherheit auf ihre Rache zählen. Nach Sully's Entfernung setzte ihr Mann seinen Plan, Marschall von Frankreich zu werden, würklich durch, schloß sich an Luynes, Statthalter von Amboise, den Günstling des nun volljährig gewordenen Königs Ludwigs XIII. an, und bediente sich seiner mit großem Vortheil, als einer Stütze gegen seine Feinde*). Dieß war ihm aber noch nicht genug, sondern durch seine Intriguen mußte der Herzog von Epernon entfernt werden, der Kanzler Silleri verlor das Staats-Sigel, auch zwey andere treue Staatsdiener, Villeroi und Jeannin, mußten fallen, damit Concini ganz reines Feld hätte, seine Kreaturen erhoben werden könnten, er selbst aber einzig und allein alles zu beherrschen im Stande wäre. Alle Prinzen und andere Großen zitterten vor ihm, und vermieden es, mit ihm in irgend eine Berührung zu kommen. Der königliche Staatsrath wurde nur der Formalität wegen noch zusammenberufen, denn es mußte immer geschehen, was Concini und seine Frau wollten. Zur Zeit, als das Parlament sehr bestimmt

---

*) Meusel Geschichte von Frankreich, oder der allgemeinen Welthistorie 39ster Theil. S. 124.

von Einschränkung der großen Ausgaben sprach; war er keck genug, für sich immer noch mehr zu verlangen, und erhielt auch allemal was er wünschte; allein in eben dem Grade, in welchem seine Macht und sein Glück stiegen, mehrte sich der Haß aller Gutdenkenden gegen ihn. Das Parlament, die Prinzen und die Stände des Reichs arbeiteten, ihn zu stürzen.

Kaum war Luynes von dem Marschall empor gehoben, und in der Gunst des Königs befestiget, so reute es den Letztern, und er sollte wieder entfernt werden. Schon war die verwittwete Königin gewonnen, die man glauben ließ, er könne ihr selbst gefährlich werden, aber Luynes erfuhr es zu früh, und so war er im Stande, Gegenplane zu entwerfen, und den Pfeil, der ihn treffen sollte, gegen Concini selbst zu kehren. Dies konnte indessen nur langsam und mit grosser Vorsicht geschehen, denn obschon die Königin von den Prinzen genöthiget wurde, dem Marschall das Gou:ernement von Amiens abzunehmen, so entschädigte sie ihn doch auf anderm Wege dreyfach dafür, und seine Macht wurde größer, statt daß sie kleiner hätte werden sollen, wiewohl auch dieses nur seinen Fall beschleunigte. Jeder Franzose, in dessen Busen sich nur ein wenig Patriotismus regte, war ungehalten dagegen, daß ein geringer und dürftiger florentinischer Edelmann mit der höchsten Ehrenstelle des Königreichs bekleidet seyn, ein jährliches Einkommen von wenigstens zwey Millionen Livres geniessen, auch mit Edelsteinen und prächtiger Hauseinrichtung prunken, und das alles der verschwenderischen Freygebigkeit der Königin Mutter zu

danken haben sollte. Concini merkte das wohl, und fieng an, zu fürchten, seine Herrlichkeit dürfte bald einen Stoß leiden, daher lag er seiner Gemahlin sehr ernstlich an, sie wollten ihre Reichthümer in Sicherheit bringen, und sich in Italien niederlassen. Sie, vielleicht weniger furchtsam und noch ehrgeitziger als er, verwarf den Vorschlag, und blieb selbst dann unerbittlich, als sie wohl einsehen konnte, daß das Ungewitter immer näher komme. Die Großen beschloßen Concini's Sturz, nur waren sie lange uneinig in der Wahl der Mittel, sich ihren Feind vom Halse zu schaffen. Einige stimmten dafür, ihm förmlich durch das Parlament den Prozeß machen zu lassen, andere hielten für besser, ihn an einen festen Ort zu bringen, und dann nach Gefallen über ihn zu verfügen, und noch andere meynten, seine Ermordung wäre das zweckmässigste. — Noch vermochte es der Marschall, seiner Feinde Plane zu stören, denn sie blieben ihm nicht verborgen; indessen wurde durch einen Schuhmacher, Namens Picard, den Concini einmal mißhandeln ließ, ein Volksaufstand erregt, und ein Haus in der Vorstadt St. Germain zwey Tage lang geplündert. Was man nicht wegbringen konnte, wurde zerstört, und alle Bedienten mußten entfliehen, um nur ihr Leben zu retten. Sogar die Dächer der Häuser des Marschalls und seines Sekretärs wurden abgedeckt und den Schaden, der an Mobilien in erstern verübt ward, rechnete man allein auf zweymalhunderttausend Kronen. Zwar erhielt die Marschallin d'Aucre von der Königin Mutter eine ansehnliche Entschädigungssumme, aber das

machte die Stimmung gegen sie und ihren Mann nicht besser. Die Prinzen, Herzoge, Pairs ꝛc. standen in vollem Aufruhr, und erklärten in einer öffentlichen Denkschrift, daß sie es damit auf nichts anders, als auf das Ende von Conchini's verhaßtem Regiment, abgesehen hätten. Wäre es allein auf ihn angekommen, er hätte längst Frankreich verlassen, und somit allem Mißvergnügen ein Ende gemacht; allein seine ehr= und herrschsüchtige Gemahlin war nicht dazu zu bewegen, ohnerachtet er — nach seinem eigenen Ausdruck — sich vor ihr auf die Kniee geworfen und alle schlimmen Folgen, wenn sie blieben, vorausgesagt hatte. Er gestand, daß er, wenn er dieser Person nicht so viele Verbindlichkeiten schuldig wäre, an einen Ort gehen würde, wo ihn weder die Großen, noch das Volk von Frankreich suchen dürften. Ohngeachtet dieser Stimmung, und ob er wohl offenbar einsah, daß es im bisherigen Gleise nicht mehr lange bleiben könne, setzte er doch seine Intriguen fort, versuchte es, den Bischof von Lucon zu stürzen, über die Minister die Ungnade der Königin zu bringen, und andere an ihre Stelle zu befördern, von denen er grössere Ergebenheit gegen sich erwartete, ja er trieb es bis zu den niederträchtigsten Verläumdungen, um seinen Zweck durchzusetzen. Aber auch seine Gegner waren wachsam, und arbeiteten in Geheim eben so sehr an seinem Untergange, als er an dem ihrigen. Er schien es kaum zu merken, und glaubte vielmehr, er besitze neuerdings eine so unerschütterliche Macht, daß niemand es wagen dürfe, ihm schaden zu wollen. Er irrte sich gewaltig, denn durch allerley

Vorspieglungen gelang es, den König zu bereden, daß er bewilligte, den Marschall d'Ancre gefangen nehmen zu lassen, denn zu einer Ermordung desselben war er nicht zu bewegen, um so mehr, da er hoffte, es könnte möglich seyn, ihm durch Urtheil und Recht den Proceß zu machen, wenn man sich nur erst seiner Papiere bemächtigt hätte. Diesen Glauben unterhielt Luynes, dem der Sturz des Marschalls vorzüglich am Herzen lag, und zu dessen Vollführung er den Herzog von Vitri gewonnen hatte. Er versprach ihm den Marschallsstab, wenn er Conchini lebend oder todt liefern würde, denn selbst das letztere hatte der König bewilligt, wenn das Leben derer in Gefahr käme, die zu seiner Gefangennehmung ausgewählt würden.

Als man mit Gewißheit darauf rechnen konnte, der Marschall werde am 24ten April 1617 zur Königin Mutter kommen, so veranstaltete man, daß eine Anzahl herzhafter Männer sich an diesem Tage früh im Hofe des Louvre einfanden, und auf ihn lauern sollten *). Mehrere waren zu dem Unternehmen allerdings nöthig, den Conchini gieng theils aus Hochmuth, theils aus Furcht, selten ohne ansehnliche Begleitung aus, und man konnte nicht voraus wissen, wie diese Begleiter sich im Fall eines Angriffes benehmen würden.

---

*) In der Meuselschen Geschichte von Frankreich wird diese Ermordung d'Aucre's nur ganz kurz erzählt, man bedient sich daher jener im „Leben der Maria von Medicis." Verglichen „Allgemeine Encyclopädie von Ersch und Gruber. IV. Band. S. 13. ff.

Es war um sechs Uhr in der Frühe, als der Marschall von Ancre ankam, um in dem Zimmer seiner Gemahlin zu warten, bis die Königin wach seyn würde. Der Herzog von Vitri gieng ihm auf das Zeichen, das einer, der auf der Lauer gestanden, durch dreymalige Schwenkung des Huthes gab, entgegen, und traf ihn noch auf der kleinen Brücke, die zum Louvre führte, wo er einen Brief las, den man — um ihn aufzuhalten — ihm gereicht hatte, und kündigte ihm an, daß er auf Befehl des Königs Gefangener sey. Ich? gefangen? sagte Conchini zurücktretend, und im nemlichen Augenblick wurden drey Pistolen auf ihn abgefeuert. Eine Kugel traf ihn in den Kopf, die andere ins Herz, die dritte in den Unterleib, und so sank er entseelt zu Boden. Von der starken Begleitung, die von des Marschalls Hause bis zum Louvre gereicht, hatte auch nicht ein einziger zu seinem Schutz einen Finger gerührt, denn selbst der einzige, Namens St. George, der anfänglich zur Vertheidigung seines Herrn den Degen gezogen hatte, steckte ihn augenblicklich wieder ein, als er hörte, daß die Gefangennehmung auf Befehl des Monarchen geschehen sey. Von einer Menge Stimmen ertönte sogleich der Freudenruf: Es lebe der König, der Tyrann ist todt! Selbst der König umarmte den Herzog von Vitri, und sagte: „Gott Lob, mein Feind ist nicht mehr!“ In den Taschen des Marschalls fand man für neunzehnmal hunderttausend Franken Wechsel; einen Ring mit einem Diamant von grossem Werthe zog man ihm vom Finger, seinen Leichnam aber brachte man in das

kleine Ballhaus des Louvre, wo er bis zum Abend liegen blieb.

Nun verfügte sich Vitri zur Marschallin d'Aucre, um auch sie in Verhaft zu nehmen, wornach sie aus dem Louvre in die Bastille gebracht wurde. Einen Theil des Concinischen Hauses plünderte der Pöbel, und seinem zwölfjährigen Sohne nahm man sogar das Bette, in dem er schlief. Er verlor auch die Adelsrechte mit jeder Hoffnung, einst in Frankreich angestellt zu werden, und starb nach wenigen Jahren in Italien, wohin man ihm zu gehen erlaubt hatte.

Der Leichnam des ermordeten Marschalls wurde in der Nacht in tiefster Stille nach der Kirche „St. Germain von Auxerre" zum Begräbniß gebracht, aber das Volk erfuhr es demungeachtet, grub ihn aus und schleppte ihn an einer Stange im Triumph durch die Stadt Paris. Dann hieng man ihn bey den Füssen an eben dem Galgen auf, den er erst vor wenigen Tagen zum Schrecken der Pariser auf der neuen Brücke, der Bildsäule Heinrichs IV. gegenüber, hatte erbauen lassen. Endlich um die Rachelust ganz zu sättigen, rieß man dem Getödteten das Herz aus, schnitt ihm Nase, Ohren und Schaam ab, verbrannte ihn sammt dem Galgen, und warf die Asche in die Seine. Seine sämtlichen Güter wurden konfiscirt, und der König schenkte sie seinem Liebling Luynes, der dadurch der reichste Mann in Frankreich geworden ist.

So ein Ende nahm der einst allgewaltige Marschall d'Ancre, der von der tiefsten Stufe der Armuth und des Elendes bis zur höchsten des Glückes empor ge-

stiegen war. Durch Mäßigkeit, Milde, Popularität und Bestreben, das Glück des Volkes zu machen, hätte er sich auf seiner Höhe erhalten und ausserordentlich viel Gutes wirken können, aber sein Hochmuth, seine Gewaltstreiche und Intriguen, der Mißbrauch einer ungeheuern Macht zum Schlimmen und zur Unterdrückung anderer, endlich durch ungemessenen Ehr- und Geldgeitz stürtzte er sich muthwillig in die Grube, die ihm seine erbitterten Gegner gegraben hatten.

IV.

Johann, Herzog von Aveiro,

königlich portugiesischer Oberhofmeister.

Unter denen, welche die Erhebung des Hauses Braganza auf den Thron von Portugall mit höchstem Unwillen sahen, war Raimond III., Herzog von Aveiro, einer der bedeutendsten. Gleichwohl besaß er unter Johann V. noch die ersten Staatsämter, und auch sein Vater Johann (genannt von Mascarenhas) war in dessen letzten Regierungsjahren nicht ohne Einfluß. Er dankte diesen seinem Oheim, dem Kapuziner *) Pater

---

*) So benennt ihn Gebauer in der Geschichte von Portugall, andere sagen, er sey Franziskaner gewesen. Da

Gaspard, der des Königs Beichtvater war und alles über ihn vermochte, besonders gegen das Ende seines Lebens, in welcher Zeit er dem langsam hinsterbenden Monarchen fast nicht von der Seite kam. Diese Unthätigkeit des Königs gab Gelegenheit zu vielen Unordnungen, denen vor der Hand nicht abzuhelfen war, und deren Aufhebung auf den neuen Monarchen wartete. Indessen gewannen die Hofleute dabey und diese Rücksicht war hinlänglich, jeden, der das Bessere wollte, mit scheelen Augen zu betrachten. Das that auch Aveiro, dessen Stolz keine Beugung ertrug, denn er schmeichelte sich, aus königlichem Geblüt abzustammen und hatte darinn nicht Unrecht, daher er darauf hinarbeitete, diejenigen reichen geistlichen Güter, welche bey seinem Hause verwaltungsweise und auf Lebenslang gewesen waren, sich eigen zu machen, seinen Sohn, Marquis von Gouvea, mit Donna Katharina von Lothringen, Schwester des Herzogs von Cadawall, zu vermählen und anderes mehr. Der König Joseph Emanuel war diesen Planen nicht geneigt, und darum setzte sich in Aveiro's Herzen jene Bitterkeit fest, die unüberwindlich wurde und ihn zuletzt auf das Blutgerüste führte.

Als der neue König den Thron bestieg, hatten die Jesuiten in Portugall eine große Macht, aber sie ihnen

---

aber der Unterschied nicht weit her ist, und es nicht groß darauf ankommt, ob er eine runde oder spitzige Kapuze trug, so mag es vorläufig bey dem Kapuziner bleiben.

aus den Händen zu winden, war das tägliche Bestreben des Marquis von Pombal, der im Jahr 1750 Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten wurde und Joseph Emanuels ganzes Vertrauen besaß. So wie Pombal die Väter der Gesellschaft möglichst unschädlich zu machen suchte, so arbeitete er auch gegen den bisher starken Einfluß des Adels in Regierungsangelegenheiten, und es gelang ihm; dafür schlossen sich aber der Adel und die Jesuiten desto enger an einander, und machten Komplote gegen den König und den Minister. Früher war der Herzog von Aveiro der Jesuiten bitterster Feind, nachdem man ihnen aber den Hof verboten hatte, weil sie eine Menge Intriguen anstifteten, den König mit fremden Mächten entzweyten, auswärtige Kriege veranlaßten und einen unerlaubten Handel in allen Erdtheilen trieben, — da ward er ihr Freund und hielt mit ihnen heimliche Zusammenkünfte, in welchen der Tod des Königs, als das einzige Mittel wieder empor zu kommen, beschlossen wurde.

Auser dem Herzog von Aveiro gab es unter den Großen des portugiesischen Hofes noch mehrere Mißvergnügte, unter welche vorzüglich seine Schwägerin, Donna Leonore, Marquise von Tavora, gehörte. Sie mißgönnte ihrem Schwager das Ansehen, in dem er früher gestanden hatte und haßte ihn tödtlich. Schon der vorigen Regierung nahm sie es sehr übel, daß man ihr und ihrem Gemahl die herzogliche Würde versagte, die sie mit Aveiro — wenigstens auf einer Stufe des Ranges — gleichsetzen sollte, und dem jetzi-

gen König eben so sehr, den sie so oft vergebens darum bitten ließ. Als die Jesuiten merkten, daß das Mißvergnügen des Herzogs und der Marquise sich eigentlich aus ein und ebenderselben Quelle herschrieb, gaben sie sich alle Mühe, sie mit einander auszusöhnen, und so waren die zwey Hauptpersonen, die das große Trauerspiel eröfnen, und mit ihrer leitenden Hand durchführen sollten, gefunden. Was politische Gründe nicht sogleich zu wirken vermochten, das thaten religiöse, denn man suchte sie zu überzeugen, daß es ein Gott wohlgefälliges Werk sey, den König aus der Welt zu fördern, der die Inquisition zu beschränken suche und überhaupt den Dienern des Altars, ja selbst dem Papst, zuwider handle. Man stellte den Satz auf, daß derjenige nicht einmal eine erläßliche Sünde begienge, der den Mord vollbringen würde *), geschweige denn eine unerläßliche. Das Haus der Marquise von Tavora war von nun an der Sammelplatz der Verschwornen, und man errichtete eine eigene Blutkasse, aus welcher diejenigen belohnt werden sollten, welche den Mord zu begehen sich verbindlich machen würden. Diese Dame war eines der thätigsten Mitglieder des Bundes und

---

*) Daß die Jesuiten dieses behaupteten, steht ausdrücklich in dem Bluturtheil. Man sehe: Mercure hist. et polit. Tom. 146 in der „Sammlung der neuesten Schriften die Jesuiten in Portugall betreffend" — Ferner „Kriminalfaktum und Bekenntniß, nach welchem dem die Verschwornen gegen das Leben des Königs zu Lissabon 1759 hingerichtet worden." Hamburg u. Leipzig 1759 in 4.

weihte alle ihre Verwanndte in denselben ein, ihren Gemahl Marquis von Tavora, ihre Söhne Ludwig Bernhard und Joseph Maria, den Tochtermann Hieronymus v. Alaide, Grafen von Antougvia, die Gräfin, seine Gemahlin und andere mehr.

Die Nacht vom dritten auf den vierten September 1758 wurde zur Vollführung des Bubenstückes festgesetzt. Der König fuhr von einem Landhause, in welchem eine geheime Geliebte wohnte, nur von einem Kammerdiener begleitet, der bey ihm im Wagen saß, nach seinem Pallast zurück. Der Herzog von Aveiro und einer seiner Bedienten, Johann Miguet, lauerten als die vordersten der Verschwornen unter einem Schwibbogen auf ihn. Der Herzog drückte zuerst ein Gewehr auf den Kutscher ab, allein es versagte. Nun wurden die Maulthiere dergestalt angetrieben, daß sie in vollem Sprunge davon jagten, und die etwas weiterhin gestellten herzoglichen Diener, Ferreira und Azevedo im Gallopp nachfolgen mußten, auch ihre Gewehre nur — wiewohl nahe genug — auf den hintern Theil des königlichen Wagens abfeuern konnten. Diese Gewehre waren mit gehacktem Bley geladen, die Schüsse verwundeten den König in die rechte Schulter und den Arm, auch der Kammerdiener wurde etwas beschädigt, doch keiner der beyden gefährlich.

Indessen die Verschwornen, die noch in derselben Nacht zusammen kamen, bedauerten, daß ihr Mordanschlag nicht gelungen war, machte der Vorgang, wie sich denken läßt, ausserordentliches Aufsehen, und doch schien der Hof keine Anstalt zu treffen, die Schuldigen

auszukundschaften; als aber der König von der Verwundung geheilt war, und in der Kapelle zu „Unser lieben Frauen von der Befreyung" einem feyerlichen Te Deum beygewohnt hatte, da brach der lange verhaltene Sturm auf einmal los. Wie die Theilnehmer an der Verschwörung gegen das Leben des Königs entdeckt worden seyen, weiß man auch jetzt, nach indessen verflossenen drey und sechzig Jahren nicht; genug, der Hof ließ eine bedeutende Anzahl Truppen unter dem Vorwand, als sollten sie das durch das fürchterliche Erdbeben vom 1sten November 1755 zerstörte Lissabon aufbauen helfen, in die Hauptstadt einrücken, verbot den Schiffen in allen Häfen auf unbestimmte Zeit das Auslaufen, und an den Grenzen wurde kein Reisender herausgelassen. Der Herzog von Aveiro besuchte indessen, gleichsam als wäre er an dem Geschehenen ganz unschuldig, nach wie vor den Hof, nur da entsank ihm der Muth, als der König wieder genesen war, denn er hoffte wahrscheinlich noch immer, daß irgend ein unvorhergesehener Umstand seinen Tod herbeyführen könnte, und als dieß nicht erfolgte, war er weniger sichtbar. Die Anstalten, um sich der Verschwornen zu versichern, wurden mit Klugheit und in tiefster Stille betrieben; am 13ten December 1758 Morgens früh umringte man auf einmal ihre Häuser und nahm sie gefangen, Azevedo allein war entflohen, ehe man seiner habhaft werden konnte; die Jesuiten wurden in ihre Kollegien eingesperrt und strenge bewacht. Eine eigene Kommission wurde zur Untersuchung des Verbrechens niedergesetzt und sie begann ihre Arbeit, so bald das allgemeine Dankfest im

ganzen Königreich, wegen Erhaltung des Königs, gefeyert worden war. Die Untersuchung dauerte bis zum siebenten Jänner 1759, und an diesem Tag wurden der Herzog von Aveiro, der Marquis von Tavora, seine beyden Söhne, seine Gemahlin Donna Eleonora, Ferreira und Azevedo, als Theilnehmer an dem versuchten Königsmord ausgerufen, und die Vollziehung der Todesstrafe an ihnen vor dem königlichen Schlosse zu Belem auf den Morgen des dreyzehnten Jänners 1759 festgesetzt. Die Jesuiten wurden als die Hauptanstifter des Verbrechens angegeben, wie denn der Pater Malagrida, Beichtvater der Donna Eleonora, ohne Scheu in Lissabon, gleichsam aus prophetischem Geiste, verkündigt hatte, daß der König den Monat September (1758) nicht durchleben werde.

An besagtem Tage wurde auf einem eigens erbauten hohen Gerüste in Gegenwart einer Volksversammlung, deren Zahl in viele Tausende gieng, zuerst die Marquise von Tavora mit dem Schwerd enthauptet, ihre Söhne und einige andere wurden erdrosselt und dann deren Gebeine mit Keulen zerschlagen, der alte Tavora wurde lebendig gerädert *), und endlich traf die Reihe den Herzog von Aveiro, den man am schmählichsten behandelte. Mit entblößtem Kopf und in eben dem zer-

---

*) Nach Gebauer bekam er nur vier Schläge lebend, auf den rechten Arm und Schenkel, dann aber die sogenannten „Gnadenstöße" auf die Brust, die ihn sogleich tödteten.

rissenen und beschmutzten Nachtkleide, in welchem er verhaftet worden war, führte man ihn auf das Blutgerüste, eine Beschimpfung, die ihn tiefer schmerzte, als der Tod, den er verachtete. Er schimpfte laut über die Mörder seiner Ehre und seines Lebens, und starb nach acht Keulenschlägen unter den wüthendsten Schmerzen. Zuletzt wurde der Kammerdiener des Herzogs an einen Pfahl mit Ketten geschlossen, des entflohenen Azevedo Bildniß an einen andern geheftet, das Gerüste, unter welches man eine Menge brennbarer Materien gebracht hatte, angezündet, sammt den sämmtlichen hingerichteten Körpern verbrannt, und die Asche in das Meer gestreut. Diese fürchterliche Exekution währte von Morgens acht- bis Nachmittags um drey Uhr. Die Hingerichteten wurden ausserdem aller Ehren und Würden beraubt, ihre Wappen zertrümmert, ihre Palläste und Häuser niedergerissen, und die leere Stätte mit Salz bestreut. Niemand sollte bey Verlust aller seiner Güter, Rechte und Freyheiten mehr den Namen Tavora führen, und so auch die entfernteste Erinnerung an die Schuldigen auf ewige Zeiten vertilgt werden. Die Jesuiten, deren manche gewiß unschuldig waren, da es nicht glaublich ist, daß man alle in das Komplot zog, sondern daß nur die bedeutendsten davon wußten, wurden hart behandelt und zuletzt vermöge eines königlichen Befehls alle aus dem Königreich verwiesen. Dieser Vorgang war übrigens nicht das einzige, was den Sturz des ganzen Ordens und dessen Aufhebung im Jahr 1773 durch den Papst Klemens XIV. (Ganganelli) veranlaßt hat.

Jedermann schien überzeugt zu seyn, der Urtheilsspruch gegen die des versuchten Königsmordes Schuldigen stütze sich auf strenge Gerechtigkeit, und wenn vielleicht einige glauben mochten, die Hinrichtungen hätten weniger grausam seyn dürfen, so glaubte doch schwerlich irgend ein Unbefangener, sie hätten jene Todesstrafe unverdient gelitten. So lange Joseph Emanuel lebte, war auch von letzterm gar keine Rede, aber als er 1777 starb, wußten sich solche Personen des Vertrauens des neuen Königes zu bemächtigen, die bey dem Leben seines Vaters um dasselbe zu buhlen nicht wagen durften. Pombal fiel *) und alles nahm eine ganz andere Wendung. Der Proceß der Königsmörder wurde in Revision genommen, und am 3ten April 1781 erklärte man sie für unschuldig. Ihre Ehre wurde durch diesen Urtheilsspruch wieder hergestellt, die konfiscirten Güter gab man zurück, die Tavora's erhielten nicht nur ihre vorigen Aemter, sondern auch wohl höhere Stellen. In wie ferne dieses Urtheil zu milde und das von 1759 zu hart gewesen seyn möge, läßt sich historisch nicht erweisen **).

---

*) Von ihm wird im letzten Bande des gegenwärtigen Werkes weitläufiger gehandelt werden.

**) Wer sich auf das Buch: „Anecdotes du Ministre de Sebastian Joseph Carvalho etc. à Varsovie 1784 in 8. verlassen wollte, müßte das letztere unbedingt annehmen, besonders sind darinn die Jesuiten geschildert, als ob sie lauter Engel im Fleische gewesen wären. Die Verschwörung sey — heißt es z. B. S. 176 — eine bloße Chimäre,

Man hat unter anderm die Frage aufgeworfen: was der Herzog von Aveiro im Sinn gehabt haben möge, wenn der Königsmord gelungen wäre, und einige vermutheten, er habe selbst die Krone an sich ziehen und auf sein Haus vererben wollen *), da er geglaubt, er habe ein besseres Recht an sie, wegen seiner Abstammung von Johann II.; allein da es blosse Muthmaßung ist, so bedarf es nicht, sich dabey aufzuhalten. Ist er — wie kaum zu zweifeln — des versuchten Königsmordes schuldig, so dürften die Beweggründe, die wir oben anführten, in einem Gemüth wie das seinige, hinlänglich gewesen seyn, einen so schrecklichen Schritt zu wagen, und wären noch Belohnungen im Himmel versprochen worden, um wie viel wahrscheinlicher darf man dann annehmen, daß er sich dazu willig habe finden lassen.

---

die Hingerichteten unschuldig gewesen und die Jesuiten auf die unbilligste Weise in die Sache gezogen worden u. s. w. Brauchbarer sind für die Geschichte dieses Processes die: „Novelle interessanti in proposito degli affari del Portogallo etc.“ Bern 1760, 2 Bände. Hier findet man z. B. Seite 77 des ersten Bandes, daß Aveiro auf der Folter das Bekenntniß abgelegt habe: „drey Jesuiten, darunter einer ein Italiener, die anderen beyden Portugiesen gewesen, hätten ihn unter dem Verspruch der ewigen Seligkeit zu dieser That verleitet.“ Noch kurz vor seinem Tode habe der Graf diese Aussage frey und ungezwungen bestättigt.

*) Gebauer a. a. O. S. 208 ff., wo auch des Herzogs Geschlechtsregister sich findet.

V.

Joseph Nikolaus von Azara,

königlich spanischer Gesandter am päpstlichen Hofe.

Azara, der Sprößling einer sehr ansehnlichen Familie zu Barbunales bey Balbastro in Aragonien, wurde im Jahre 1731 geboren, studirte in Huesca und Salamanca, zeichnete sich sowohl durch Fleiß als Sittlichkeit aus, wurde früh als vorzüglicher Kopf bemerkt, und auf die diplomatische Laufbahn genommen. Der Minister Ferdinand VI., Königs von Spanien, Don Richard Wall, wurde sein Gönner, und diesem dankte er eine Anstellung als Agent am päpstlichen Hofe im Jahre 1765, wo sich sein Genie im schönsten Glanze darstellte. Kaum war er an diesem Hofe angekommen, so giengen dessen Streitigkeiten mit Parma an, worauf der Papst Klemens XIII. alte Ansprüche erneuerte. Der regierende Herzog hatte überdieß in kirchlichen Dingen mancherley Veränderungen vorgenommen, worüber der Papst laut sein Mißfallen bezeugte, und endlich durch seinen Vertrauten, den Staatssekretär Lorregiani, der schon mehrere katholische Höfe durch bezeugten Uebermuth beleidigt hatte, ein Breve aufsetzen ließ, worinn — nach Innhalt der Bulle

in Coena Domini — dem Herzoge von Parma der Bann gedroht wurde, wenn er mit seinen Reformationen nicht innehalten würde. Dieser Schritt beleidigte alle katholische Regenten; es verbanden sich besonders die bourbonischen Häuser, die Bulle gegen Parma nicht anzuerkennen, die in Coena Domini zu verbieten, und die Aufhebung des Jesuitenordens, dem man so vieles Uebel zuschrieb, standhaft zu fodern. Da der Papst gegen alle Vorstellungen, die ihm besonders Azara so warm als gründlich ans Herz legte, taub blieb, so zeigte man ihm von allen Seiten Mißfallen, und nahm ihm sogar Länder weg, was er ohne große Empfindlichkeit nicht ertragen konnte. Es wäre vielleicht, da man, wie vormals Doktor Luther, an päpstlicher Machtvollkommenheit zu zweifeln, und ihren Grund zu untersuchen begann, noch weiter gekommen, wenn nicht der Tod den — unklugen — Papst am 3ten Februar 1769 von der Erde genommen hätte. Ihm folgte Klemens XIV., der sich gegen die weltlichen Mächte offenbar weit klüger benahm, und sich zum Grundsatz machte: „man müsse sich die Fürsten zu Freunden machen, und sie nicht muthwillig vor den Kopf stossen, noch sich ihre Feindschaft zuziehen“ *).

---

*) Pragmatische Geschichte der Bulle in Coena Domini. II. Theile, S. 83. Die Worte, welche oben als Grundsatz Ganganelli's angeführt sind, sagte eigentlich der Kaiser Joseph II., als er das Conclave besuchte: „Li Principi bisogna farseli amici, e non disgustarli ed inimi carseli.“

Man wußte, daß er weder den Jesuiten günstig sey, noch das Breve gegen Parma gebilligt habe, darum war er auch den Höfen allgemein angenehm. Bald nach seiner Thronbesteigung betrieben die letztern die Aufhebung des Jesuitenordens mit erneuertem Ernste, und nach manchen Kämpfen unterzeichnete Ganganelli am 21ten Julius 1773 die berühmte Bulle, durch welche der Orden vertilgt wurde. Azara war zwar nicht Gesanndter Spaniens, das sich ganz besonders thätig in dieser Sache bewies, sondern der Ritter Monnino, aber es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er in Geheim mehr wirkte, als der Gesandte, auch er war überzeugt, daß der Papst schon ein Jahr hernach an Gift gestorben sey *).

Als es nach Klemens XIV. Tod zum Konklave kam, wirkte niemand mit mehr Nachdruck auf dasselbe, als Azara, denn die Höfe von Frankreich und Spanien waren schon seit vielen Jahren die stärksten Leiter der Papstwahlen. Dieß offenbarte sich auffallend bey der Wahl Ganganelli's und Pius VI.; jene setzte der Kardinal Bernis, diese der Ritter Azara durch, aber der letztere erndete von dem, den er erhoben hatte, nicht vielen Dank ein. Der neue Papst war ein Freund der Jesuiten, und wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, die Bulle „Dominus ac Redemtor" seines Vorgängers, wodurch der Orden aufgehoben ward, zu bestättigen. Der Hof

---

*) Le Bret Magazin. Thl. VI. S. 139. ff., welchen Bericht wohl Azara verfaßt haben mag.

zu Madrid war darüber höchst ungehalten, und wäre nicht Azara mit kraftvollen Vorstellungen aufgetreten, der Papst hätte es schwerlich gethan.

Schon bey seiner ersten Reise nach Rom (1769) lernte der Kaiser Joseph II. den Ritter kennen, und war entzückt, sowohl über seine tiefe Wissenschaft, als über seinen hellen Verstand, seine ausserordentliche Geistesgegenwart und schnelle Besonnenheit. Das zweytemal (1783) wollte der Kaiser gar niemand andern sprechen, als ihn. Er eröffnete demselben alle jene Reformationsplane, die er rücksichtlich des kirchlichen noch vorhatte, und zog Azara darüber zu Rathe, den dieser mit seiner gewohnten Freymüthigkeit ertheilte; auch hatte er das Vergnügen, zu sehen, daß Joseph nicht unfolgsam war *). Der Kaiser glaubte Ursache zu haben, mit dem Papst nicht zufrieden zu seyn, und es fehlte wenig, so hätte derselbe all sein bisheriges Ansehen in Oesterreich verloren, nur Azara hielt es durch seine weisen und gemäßigten Vorschläge noch aufrecht. Als Neapel Mine machte, den bekannten Zelter künftig nicht mehr am Petersabend nach Rom zu liefern, legte Azara die schon ziemlich weit gediehenen Streitigkeiten zum Vergnügen beyder Theile bey. Als die deutschen geistlichen Kurfürsten ihre vom heiligen Stuhl geschmälerten Rechte wieder geltend zu machen suchten, half er dem Papst aus der unangenehmsten Verlegenheit, und eine gütliche Auskunft brachte die Sache auf

---

*) Von Dohm „Denkwürdigkeiten meiner Zeit." II. Bd. Seite 347 — 350.

bessere Wege. Die grösste Wirksamkeit aber bewies Azara während der französischen Revolution, und in den als Folge derselben entstandenen Kriegen. Was diese Nation Rom zum äussersten Nachtheil gethan, was ihre Nationalversammlung ꝛc. kränkendes gegen dasselbe beschlossen und ausgeführt hatte, ist weltkundig. Azara rieth, sich in die Zeit zu schicken, und zu sorgen, daß man durch weises Nachgeben gewinnen möge; aber der päpstliche Hof benahm sich unvorsichtig, und achtete nicht auf des Ritters weisen Rath. Man widerstrebte ihm so lange, bis das nördliche Italien von den Franzosen erobert, und ein Zug gegen Rom beschlossen war, dessen Folgen vorauszusehen waren. Die Unterthanen des Kirchenstaates waren bereits dergestalt mißvergnügt, daß dem Papst große Gefahren drohten, und selbst sein Leben auf dem Spiele stand, denn schon am 22ten Februar 1796 wurde er vor Meuchelmördern gewarnt *), und ob man gleich der Sache nicht auf die rechte Spur kam, so verursachte sie doch Besorgnisse. Die Legationen Bologna und Ferrara waren im Aufstand, huldigten der französischen Republik, und ohne Azara's Dazwischenkunft, der persönlich zu dem General Bonaparte nach Bologna reiste, hätte der Papst zuverlässig ein schlimmeres Schicksal erfahren, als das, welches ihn wirklich traf.

---

*) Authentische Geschichte des französischen Revolutionskrieges in Italien. Leipzig 1798. 2 Bände. 1r Band. Seite 102.

Der französische Obergeneral begegnete dem Unterhändler mit der größten Achtung, denn er sah bald, mit was für einem hochgebildeten und erfahrenen Mann er zu thun habe; aber dennoch konnte dieser nichts weiter erlangen, als den Waffenstillstand vom 23ten Junius 1796, vermöge dessen der Papst versprechen mußte, alle wegen ihrer politischen Meynungen gefangene Franzosen frey zu geben, und sie in den Besitz der ihnen genommenen Güter wieder einzusetzen, alle seine Häfen den Feinden der Republik zu verschliessen, und die Citadelle von Ankona innerhalb sechs Tagen den Franzosen auszuliefern. Hiezu kamen noch hundert Gemälde, Statuen, Vasen, Büsten ꝛc., 500 Manuscripte, zuletzt vier Millionen und zweymal hunderttausend Thaler baar. Zwar schien man in Rom diese Bedingungen erfüllen zu wollen, aber heimlich unterhandelte man mit Oesterreich und Neapel. Der französische Obergeneral fand Gelegenheit, Briefe aufzufangen, die ihn über das Benehmen des römischen Hofes nicht zweifelhaft liessen. Er bot, da der Waffenstillstand am Ablaufe stand, Frieden an, aber der Papst glaubte, die Bedingungen seyen seiner Würde nicht angemessen, und Azara, obwohl er schon einmal aus der Noth geholfen hatte, und über Bonaparte vieles vermochte, wurde nicht um Rath gefragt. Der schimpfliche Friede von Tolentino vom 19ten Februar 1797 war die Folge der Schritte, die der Papst — unklug — gethan hatte; selbst die spätere Proklamirung einer römischen Republik, und die Gefangennehmung und Deportirung des Papstes hiengen

damit zusammen. Mit diesen Ereignissen hörte Azara's Wirksamkeit in Rom auf, und er gieng auf Befehl des spanischen Hofes erst als Gesandter nach Florenz, und später nach Paris. Hier glänzte er als vorzüglicher Diplomatiker, erhielt das gute Vernehmen zwischen Spanien und Frankreich, und nützte dem König, der ihn auf diesen Posten gestellt hatte, ausserordentlich vieles. Aber er erndtete für seine redlichen Bemühungen gerade so vielen Dank ein, als von dem Papste. Je offener und treuer er es mit seinem König und Vaterland meynte, um desto weniger bezeugte sich sein Monarch mit ihm zufrieden. Ohne irgend eine vernünftige Ursache, als weil er vielleicht Feinde im Ministerium hatte, die auf seinen Sturz arbeiteten, wurde Azara von seinem Posten abgerufen, und nach Barcellona verwiesen. Bald darauf erfolgte ein Wechsel im spanischen Ministerium, und er kam wieder zu Gnaden, aber kaum hatte er sich nach Paris begeben, so wirkte die Kabale schon wieder zu seinem Nachtheil; er ward zum zweitenmal seiner Stelle entsetzt, erhielt sie neuerdings, und verlor sie ohne seine Schuld zum drittenmale. Nun war er des diplomatischen Lebens satt, und wollte sich nicht länger wie ein Ball von einer Hand in die andere werfen lassen. Er trat — überzeugt, daß er nichts schlimmes begangen, sondern immer nur die Beförderung des Wohls seines Vaterlandes im Auge gehabt habe — ruhig in den Privatstand, und starb zu Paris am fünften April 1804. Seine Freymüthigkeit soll, wenn nicht die Grenzlinie der Mässigung, doch die der Klugheit zuweilen überschritten

haben*), welches von einem so ausgelernten Hofmanne in der That nicht erwartet werden sollte.

Nebst seinen unläugbaren Vorzügen, die man ihm als Diplomatiker nicht absprechen kann, besaß der Ritter Azara noch andere, die ihn überall empfahlen, und ihm die trüben Tage seines Lebens heiter machten. Künste und Wissenschaften waren es, die ihn über jeden Wechsel seiner Schicksale empor huben. Schon in seiner Jugend hatte er es in alten Sprachen ziemlich weit gebracht, und die griechischen und römischen Klassiker mit Nutzeu gelesen; darum ward auch alte Kunst ihm vorzüglich lieb. Mengs war viele Jahre sein vertrautester Freund, der es ihm allein zu danken hatte, daß der König von Spanien gestattete, seinen Gehalt als Hofmahler von jährlich sechstausend Piastern in Rom zu verzehren. Azara würkte den Künstlern die Erlaubniß aus, alle römischen Sammlungen von Kunstschätzen ohne Schwierigkeit besuchen, und studiren zu dürfen. Er ließ auf seine Kosten in Tivoli nach Alterthümern graben, und verwendete große Summen darauf. Auch für die Wissenschaften that er vieles, und so sehr er Feind der Jesuiten war, so versagte er doch denen dieses Ordens seine Achtung nie, die sich als Gelehrte auszeichneten. Er besaß sehr schätzbare naturhistorische, physische und chemische Kenntnisse, sprach und schrieb mehrere neuere Sprachen vollkommen gut. Selbst Schriftsteller ward er, denn er bearbeitete das von Middleton englisch geschriebene „Leben Cicero's" für die spanische Nation,

*) Baur Gallerie historischer Gemälde. VI. S. 225. ff.

und gab es mit prächtigen Kupfern heraus, auch Bowles Werk „über Spanien“ übersetzte er, schrieb „Mengs Leben,“ dessen sämtliche Werke er in Gesellschaft Milizia's herausgab. Während seiner Verweisung schrieb er zu Barcellona eine kleine „Sammlung von Fabeln“, um sich zu erheitern, und das Unangenehme seiner damaligen Lage weniger zu fühlen. Mehrere schätzbare Aufsätze über die Begebenheiten seiner Zeit, eine Uebersetzung vom sechsten Buch des Plinius und anderes, hat er handschriftlich hinterlassen. Vielen mittellosen Künstlern und Gelehrten gab er Jahrgehalte, und unterstützte sie so viel in seinen Kräften stand.

Azara's moralischer Karakter hatte wenige Flecken. Er war ein fester, starkmüthiger, in seinen Entschlüssen unerschütterlicher Mann. Vaterlands- und Freundesliebe trieb er bis zur Leidenschaft. Von der erstern gab er viele und unzweydeutige Proben und in Spanien besaß er Freunde, mit denen er sich schon vor vierzig und mehrern Jahren verbunden hatte. Er war verschlossen und fein, wenn es seyn mußte, aber nie falsch und hinterlistig. Religion und Papstthum wußte er wohl zu unterscheiden; die erste war ihm theuer, das andere haßte er. Das Schicksal, das ihn in seinen spätern Jahren traf, und den Undank des Hofes, dem er so treu und mit der ausgezeichnetsten Thätigkeit gedient hatte, hat er nicht verdient, und dieses Zeugniß ist die beste Leichenrede, die man an seinem Grabe halten kann.

VI.

Jean Balue,

Kardinal und Günstling Ludwigs XI. Königs von Frankreich.

Es war ein Unglück für Ludwig den Eilften, König von Frankreich, daß ihm seine Mutter, Maria von Anjou, zu früh starb, denn sie war eine vortreffliche Frau und ein Muster für alle Königinnen *). Hätte sie länger gelebt, sie würde ihm so treu als weise gerathen haben, als bald nach seiner Krönung vielerley Unglück auf ihn zustürmte, und zuverläßig hätte sie ihn vor einem heillosen Menschen bewahrt, den er sich zu seinem Liebling auserkohr. Dieser Mensch war Jean Balue, der Sohn eines Schneiders von Bourg d'Angle in Poitou gebürtig. Ein vortheilhaftes Aeußeres, die Gabe sich zu schmiegen, sich einzuschmeicheln und gleichsam unentbehrlich zu machen, erwarb ihm das Vertrauen des Bischofs von Poitiers, Jean Jaques

---

*) Daniel Histoire de France T. 7. — Meusel „Geschichte von Frankreich" 3ter Band, oder der „Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie" 38ter Band.

Juvenal des Ursins, der ihm rieth den geistlichen Stand zu wählen und so an ihm hieng, daß er ihn, als er starb, zum Vollstrecker seines letzten Willens (Executor Testamenti) machte. Statt aber diesem Vertrauen zu entsprechen, nützte er sein Talent zu Intriguen, und wußte sich den größten Theil der Verlassenschaft seines Gönners zuzueignen. Dies war die erste bedeutende Gelegenheit, die er, um reich zu werden, mit größter Unverschämtheit und Verachtung aller Moralität zu nutzen sich unterstand. Der Bischof von Angers, Jean de Beauveau, gewann ihn ebenfalls lieb und ernannte ihn zu seinem Großvikar, aber Balue, statt frommes Vorbild der christlichen Herde zu seyn, dachte nur daran, von dieser Stelle den größtmöglichsten Vortheil zu ziehen, zu welchem Ende er mit geistlichen Beneficien einen schändlichen aber ihm sehr einträglichen Handel trieb. Wer zu einem solchen Beneficium gelangen wollte, mußte dem Großvikar opfern. Die Stellen wurden gleichsam verauktionirt, und wer das höchste Gebot that, drang am ersten durch.

Als er nach dem Schluß einer Reise nach Rom, wo er sich bekannt zu machen suchte, um seinen Durst nach Hoheit und Würden zu sättigen, am französischen Hof erschien, wußte er sogleich die Gunst des Königs zu erschleichen, der die Eigenschaft hatte, Menschen zu seinen Vertrauten zu machen, die er im Grunde doch nur verachtete*). Ob ihn der Monarch liebe oder nicht, daran lag dem leichtsinnigen Priester wenig, der zufrie-

*) Meusel a. a. O. S. 46.

den war, wenn er nur Vortheile errang und seine Plane durchsetzte, und dieser Gewinnst entgieng ihm nicht, denn der König machte ihn sehr bald zum Staatssekretär und Bischof von Evreux. Nun war nichts zu groß oder zu klein, in das er sich nicht gemischt hätte, und that er einen bischöflichen Obliegenheiten wenig Genüge, so war er dafür desto thätiger für das Militär. Angethan mit dem bischöflichen Ornat, die Bischofsmütze auf dem Kopf, zog er z. B. mit dem Bürgermilitär auf die Wache, musterte es mehrmals und that nicht anders, als ob er kommandierender Officier wäre. Der König, als er dem Seneschall von Poitou auftrug, dem Balue den Besitz aller zur Abtei Baurgueil gehörigen Güter zu verschaffen, bediente sich von ihm des Asdrucks: „Noch zur Zeit ist er ein guter Teufel von einem Bischof; „was künftig aus ihm werden wird, weiß ich nicht.“

Einer der hervorstechendsten Züge in dem Karakter dieses Fürstenlieblings war ungemessener Ehrgeitz. Konnte er diesen befriedigen, so scheute er kein Mittel, das zum Zweck zu führen vermochte, selbst wenn er durch Laster und Verbrechen die Stufe ersteigen mußte, die er ins Auge gefaßt hatte, so besann er sich gar nicht, sie zu begehen. Auf solche Art erhielt er das Bisthum von Angers und sogar den Kardinalshut. Dem Papst Paul II. war ausserordentlich daran gelegen, daß in Frankreich die sogenannte pragmatische Sanction*) ab-

---

*) Das ist diejenige Verordnung, welche der französische Klerus im Jahr 1438 festsetzte, und die das Koncilium zu Basel bestätigte, vermöge welcher nebst andern vorzüg-

geschaft würde, welchen Wunsch er unter Karl VII. nicht zu erreichen im Stande war. Zwar gelang es schon früher dem listigen Bischof von Arras, Johann Joffredi, Ludwig XI. die Bewilligung zur Aufhebung, und das Original derselben abzulocken, aber das Parlament ließ sich darum nicht irre machen, beharrte in allem standhaft bey dem Inhalte der pragmatischen Sanktion, und setzte sich den päpstlichen Bemühungen, die Freyheiten der gallikanischen Kirche zu zernichten, standhaft entgegen. Man that, als ob das Original jener merkwürdigen Verordnung noch immer sich in der Hand des Königs befinde, und handelte nach wie vor. Da der päpstliche Stuhl somit durch jene Aushändigung nichts gewonnen hatte, so kam es darauf an, dem Parlament entgegen zu arbeiten. Konnte der Papst Balue gewinnen, so meynte er — dürfe ihm für die Erreichung seines Zweckes nicht bange seyn, und das gelang ihm, da er den ehrsüchtigen Priester zum Kardinal ernannte, so wenig derselbe diese Würde verdient hatte. Balue that freylich was in seinen Mächten stand, dem Papst, der ihn so sehr auszeichnete, gefällig zu seyn, er beredete z. B. den König, eine Urkunde

---

lichen Einrichtungen die geistliche Wahl bey Bisthümern und Abteyen eingeführt, dem Papst aber die Einkünfte von den erledigten Bisthümern abgesprochen wurden. Die Päpste, denen die Sache höchst unangenehm, und denen die Schlüsse des Basler Konciliums ohnehin verhaßt waren, gaben sich viele Mühe, diese Pragmatische Sanction zu unterdrücken, aber es wollte nicht gelingen.

auszustellen, daß die pragmatische Sanction ein für allemal aufgehoben seyn soll; aber an der Standhaftigkeit des Parlaments scheiterte dennoch sein Entwurf, denn es versagte die Einregistrirung der königlichen Entschliessung, und so fehlte ihr die erforderliche Gültigkeit. Der neue Kardinal mußte es sogar anhören, daß der Generalprokurator, Johann von Saint Romain, ihm ins Gesicht sagte: er habe durch den von ihm veranlaßten gesetzwidrigen Schritt nicht nur die Ehre des Königs und der Nation geschändet, sondern auch das Interesse der französischen Kirche gefährdet, und als der Kardinal dem muthvollen Manne mit der Ungnade des Königs und der Absetzung, die nicht ausbleiben werde, drohte, antwortete dieser eben so freymüthig: „der König könne ihm allerdings seine Stelle nehmen, aber so lange er dieselbe besitze, werde ihn nichts bewegen, etwas gegen das allgemeine Beste zu thun, oder zuzulassen.“ St. Romain wurde, um den Papst glauben zu lassen, als ob der König über seine Weigerung äusserst entrüstet sey, zwar wirklich abgesetzt, aber Ludwig entzog ihm darum seine Gnade nicht, sondern schenkte ihm das nemliche Zutrauen, das er zuvor genossen hatte *).

---

*) Die Aufhebung der pragmatischen Sanktion that der gallikanischen Kirche ungeheuern Schaden, und das Konkordat Franz des Ersten mit Leo X. im Jahr 1516 gab ihr vollends den letzten Herzstoß, denn es wurden zwar einige Artikel derselben in diesem beybehalten, aber alle diejenigen wohlweislich ausgelassen, die der päpstlichen Gewalt hätten nachtheilig seyn können.

Der Bruder des Königs, Herzog von Berri, ward von boshaften Menschen gewißbraucht, zu entfliehen und an dem Krieg Antheil zu nehmen, der durch viele Mißvergnügte erregt wurde, auch im Jahr 1465 wirklich ausbrach. Die Unruhen sollten durch einen Vertrag, den man zu Peronne geschlossen hatte, geendet werden, aber dem Könige war es nicht Ernst, ihn zu erfüllen. Er wollte dem Herzog von Berri nicht halten, was er rücksichtlich seiner Appanage versprochen hatte, und bey diesem Ablaß zeigte sich die Schwärze des Karakters des Kardinals Balue in ihrer ganzen Größe. Was der König für ihn that, wissen wir, aber wie lohnte er demselben? Er hinderte Ludwigs Versöhnung mit dem Herzog von Berri; er war es, der den König beredete, dem letztern sein Herzogthum wieder zu nehmen, und ihm dagegen ein anders zu geben, wodurch der Herzog von Burgund entrüstet wurde. An Berri schrieb dagegen der Verräther heimlich, er sollte durchaus keine andere Entschädigung annehmen, als die der Herzog von Burgund für ihn ausgemacht habe, und gegen Burgund opferte er den König vollends ganz auf, indem er diesem schrieb, was Ludwig einst im Zorn gegen ihn gesagt hatte. Die Korrespondenz wurde aber verrathen, einst ein Bote aufgefangen und mit den bey sich habenden Depeschen zum Könige gebracht. Balue und der von ihm zu gleichem Vergehen gemißbrauchte Bischof von Verdun, Wilhelm von Haran-court, wurden herbeygeholt, und als sie durch Vorlegung ihrer Briefe dergestalt überzeugt waren, daß sie nicht mehr läugnen konnten, gefangen gesetzt. Balue

suchte sich anfänglich durch seine Unverschämtheit und keckes Widersprechen zu retten, als er aber sah, daß es nicht mehr möglich sey, versprach er, noch viel mehr zu entdecken, wenn der König ihm Begnadigung zusichern werde. Ludwig hielt sich nicht an sein Wort gebunden, als er sah, daß Balue nicht so treu beichtete, als man nach seinem Versprechen erwartete, sondern — wie man mit großer Wahrscheinlichkeit einsehen konnte — viele seiner Schandthaten verschwiegen hatte; er befahl daher, die beyden Geistlichen nach der Strenge der Gesetze zu behandeln. Was muß man nicht alles geglaubt haben, was der Mann begangen haben solle, wenn das nicht einmal genug war, was er selbst freywillig bekannt hatte! Vermöge seines freyen Geständnisses hatte er die aufgefangenen verrätherischen Briefe mit eigener Hand geschrieben; durch ihn erfuhr der Herzog von Burgund alle Geheimnisse des königlich-französischen Kabinets, er unterhielt die Uneinigkeit zwischen dem König und seinem Bruder, dem König uud dem Herzog von Burgund, damit der letztere dem Hofe immer furchtbar bleiben, und man sich immer auf ihn verlassen möchte, wenn man ihn brauchen könnte, um den König in abhängiger Stellung zu erhalten. Er unterhielt das Feuer beyder Fürsten gegen einander, weil er glaubte, dann beyden unentbehrlich und wichtig zu bleiben *).

---

*) Histoire de Louis XI. Roi de France et des choses memorables advenues de son regne depuis l'an 1460, jusques à 1483, autrement dicte la Chronique Scandaleuse etc. à Paris 1620. 4.

Nach vollendeter Untersuchung wurden der Kardinal Balue und der Bischof von Verdun als Staatsverräther des Todes schuldig befunden. Ob aus alter Anhänglichkeit gegen seinen Liebling, oder darum, weil Ludwig XI. den Papst gar zu sehr zu erzürnen glaubte, wenn er die beyden Prälaten hinrichten liesse, (denn schon daß man sie einkerkerte und vor Gericht stellte, hatte man zu Rom sehr übel aufgenommen) läßt sich bestimmt nicht sagen, genug er ließ Gnade für Recht ergehen und schenkte beyden das Leben. Der Bischof wurde in der Bastille in ein eisernes Käfich eingesperrt*), das acht Fuß im Quadrat hielt, der Kardinal aber von einem Gefängniß in das andere gebracht, und das dauerte volle zwölf Jahre. Nach dieser Zeit (1480) schenkte ihm der König seine Freyheit, auch erhielt er in der Folge einen Theil seiner Präbenden wieder, die er seiner Verbrechen halber verloren hatte, und selbst das Bisthum Angers, obwohl Ludwig, als er die Gefängnißstrafe des Kardinals aufhub, ausdrücklich von dem Legaten, Kardinal de la Rovere, verlangte, der Papst solle die Untersuchung fortsetzen lassen, und dann die Strafe des schändlichen Menschen aussprechen. Der Papst Sixtus IV. hatte dazu keine Neigung, bezeugte sich vielmehr als sein guter Freund, als der Kardinal Rom zu seinem nunmehrigen Aufenthalt erwählte,

---

*) Einige französische Schriftsteller sagen, der Kardinal habe gleiche Strafe erlitten, andere aber widersprechen es und die letztern scheinen mehr Wahrscheinlichkeit für sich zu haben.

und schickte ihn so gar im Jahr 1484 unter der Regierung Karls VIII., mit sehr wichtigen Aufträgen als Legaten nach Frankreich. Für sein und seiner Krone Interesse hatte der Papst allerdings gut genug gesorgt, denn ein Mann, der dort einst allmählig geherrscht hatte, kannte die Wege-zu gut, die er gehen mußte, um das Ziel dessen zu erreichen, der ihn gesanndt hatte; aber ob es sich für den seiner Meynung nach sichtbaren Statthalter Jesu Christi auf Erden schickte, sich eines solchen auffallenden Verbrechers und tief verdorbenen Mannes zu seinen Geschäften zu bedienen, und einen Kriminalverbrecher mit öffentlichem Karakter zu bekleiden, — das ist eine andere Frage, die schwerlich ein Unpartheyischer mit Ja beantworten dürfte. Da indessen das Interesse der Menschen und die Moral selten — vielleicht nie — gleichen Schrittes gehen, und Rücksichten so oft in der Welt den Ausschlag geben, so mußte selbst das Parlament zu Paris nachgeben, das dem Balue durchaus nicht erlauben wollte, die Hauptstadt zu betreten.

Kaum erhielt er diese Erlaubniß, so bekam er die Nachricht, daß sein Gönner, der Papst Sixtus IV. gestorben sey. Er gieng also augenblicklich nach Rom zurück, nachdem der König von Frankreich zur Entschädigung für die vergeblich gemachte Reise ein ansehnliches Geldgeschenk bewilliget hatte. Unter dem neuen Papst, Innocenz VIII., vorher Kardinal Johann Baptista Cibo, wurde Balue Bischof von Albano, und starb im Jahr 1491 als Legat in der Mark An-

kona, nachdem sein verbrecherisches Leben siebenzig Jahre gedauert hatte.

VII.

Johann von Olden Barneveld.

Rathspensionair von Holland.

Zur Zeit als die vereinigten niederländischen Stände dem Grafen von Leicester die Oberstatthalterschaft antrugen, aber um ihm nicht gar zu freye Hand zu lassen, einen Staatsrath an die Seite setzten, lebte ein sehr merkwürdiger Mann, dessen die Geschichte mit großer Ehre gedenkt, der die Freyheit seines Vaterlandes über alles liebte, für dasselbe unermüdet lebte und wirkte, aber doch am Ende tief gekränkt ward von den eigenen Landsleuten, von falschen Zeugen verläumdet, von ungerechten Richtern verurtheilt, und als Greis von zwey und siebenzig Jahren sein Leben auf dem Blutgerüste verlor. Dieser Mann war Olden Barneveld, geboren aus einer berühmten altadelichen Familie zu Amersfoort in Holland um das Jahr 1549. Er hatte von seinen Knabenjahren an eifrig gestrebt, sich wissenschaftliche Kenntnisse zu erwerben, studirte mit großer Begierde die Verfassung seines Vaterlandes, und weihte sich dessen öf-

fentlichem Dienste, so bald er dazu fähig zu seyn glaubte. Vielerley nützliches hatte er bereits verrichtet, als man ihn im Jahre 1586 zum Rathsadvokaten *) von Holland ernannte. Zwar machte er anfänglich Schwierigkeiten, diese Stelle anzunehmen, doch bequemte er sich endlich dazu, jedoch mit dem Anhang, daß er derselben in eben dem Augenblick entlassen seyn sollte, in welchem mittelst einer Unterhandlung das Land wieder unter spanische Herrschaft (wofür ihm bange war) gebracht, auch daß er gegen seinen Willen zu keiner auswärtigen Gesanndtschaft gebraucht werden sollte.

Leicester benahm sich ziemlich despotisch, und das war der erste Verdruß, den Olden Barneveld in seinem Amt erfuhr. Der Graf hatte ihn im Verdacht, daß er sich für einige aus Utrecht verjagte Bürger interessire, und berief ihn deßhalb zu sich zur Verantwortung; da man aber fürchtete, es möchte ihn das nemliche Schicksal treffen, wie einen andern Patrioten, den der Oberst-Statthalter kürzlich hatte

---

*) Dieses Amt war nach der Statthalterwürde damals das ansehnlichste in Holland. Der „Rathsadvokat" wohnte den Versammlungen der Stände und bevollmächtigten Räthe bey, sammelte die Stimmen im Namen des Adels, dessen Pensionär er war, vereinigte sie, wenn sie verschiedener Meynung waren, und war inn und ausser den Versammlungen verbunden, die Wohlfahrt, Freyheiten und Vorrechte des Landes zu befördern und zu vertheidigen.

gefangen setzen lassen, so verbaten die Stände unter dem höflichen Vorwande, daß sie ihren Advokaten nicht entbehren könnten, jene Auffoderung, und der Rathsadvokat blieb unangefochten. Dem Grafen war es lange schon unangenehm, daß er nicht das ganze Land beherrschen konnte, denn — eben damit dieses nicht geschehen sollte — trug Olden Barneveld darauf an, daß dem Grafen Moritz von Nassau-Oranien die Statthalterschaft über Holland und Seeland aufgetragen ward, dessen Gewalt man in der Folge ausdehnte, um sich gegen Leicesters Anhang zu verstärken. Dieser nährte selbst von England aus, wohin er gereist war, die Zwietracht, welche zwischen ihm und den Ständen herrschte, durch Briefe, und nach seiner Zurückkunft wollte er es gar wagen, den Grafen Moritz sammt dem Rathsadvokaten persönlich in seine Gewalt zu bekommen, und sie beyde nach England zu schicken, das ihm aber nicht gelang. Diese und andere Entwürfe des Grafen, die nicht verborgen blieben, erregten großes allgemeines Mißvergnügen. Die Klagen gegen ihn wurden immer lauter, so, daß es ihm am besten schien, die Oberstatthalterschaft gar niederzulegen, weil er einsah, daß er weder seine eigene Plane durchsetzen, noch der Königin von England Wünsche, sich die Herrschaft über die Niederlande zu verschaffen, erfüllen könnte.

Oldenbarneveld, der der widrigen Umtriebe, die von Zeit zu Zeit vorfielen, und bey welchen er vermöge seines Amtes keinen müssigen Zuschauer machen konnte, längst satt war, hatte mehrmals versucht,

seine Stelle niederzulegen, aber nie gewährte man ihm seine Bitte, und im Jahre 1592 erhöhte man sogar freywillig seinen jährlichen Gehalt, damit er nur bleiben möchte. Er that es, und gerieth dafür bald in Lebensgefahr, denn der Priester Michael Renichon, aus der Landschaft Namur, hatte gerichtlich bekannt, daß er nicht nur gekommen sey, den Prinzen Moritz umzubringen, sondern, daß auch Oldenbarneveld und einige andere zum Opfer des Todes ausersehen seyen *).

Der Krieg zwischen Spanien und den vereinigten Niederlanden hatte bereits bis ins Jahr 1607 gedauert, als endlich Philipp III. sich zu einem Frieden geneigt zeigte. Oldenbarneveld sah aber nur zu gut ein, daß je glücklicher Prinz Moritz mit den Waffen sey, desto mehr werde seine Macht und Anhang steigen. Da ihm nun schien, die Republik möchte sich zuletzt gar in eine Monarchie auflösen, das sein patriotisches Herz gebrochen haben würde, so arbeitete er für den Frieden, wozu die Obrigkeiten der meisten Stände sich geneigt erwiesen. Den Prinzen verdroß es, daß der Advokat alle seine Plane hintertreiben sollte, er ließ sich nicht undeutlich merken, daß er die Treue des letztern für verdächtig halte, und so rieß zwischen diesen beyden Männern jene unglückliche Stimmung ein, die zuletzt ein blutiges Ende zur Folge hatte. Einige rechtliche

---

*) Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande. Leipzig 1760, in 4. IVr Band, S. 61.

Personen gaben sich zwar Mühe, sie mit einander zu versöhnen, und dem einen bessere Gedanken von dem andern beyzubringen, aber vergebens, und wenn es auch äusserlich gut schien, so brannte das Feuer doch von innen desto heftiger. Hat Moritz vollends erfahren, daß Oldenbarneveld ein Geschenk von Heinrich IV. König von Frankreich, annahm, das der letztere selbst auf zwanzigtausend Gulden rechnete, und das gewiß in keiner andern Absicht gegeben ward, als um sich in den Niederlanden Vortheile zu schaffen, obwohl der Rathsadvokat es anders auslegte, und meynte, es sey für frühere dem König erzeigte Dienste, so wäre es wenigstens verzeihlich, wenn der Statthalter mißtrauisch geworden wäre. Diese Annehmung eines Geschenkes von einer fremden Macht war auch in der That ein Flecken in dem sonst schönen Karakter Oldenbarneveld's.

Im Jahre 1608 verlangte er abermals seine Entlassung, und zwar darum, weil ihm in öffentlichen Pasquillen der Vorwurf gemacht worden war, er habe den Waffenstillstand mit Spanien, der nicht auf die Basis der Anerkennung niederländischer Freyheit, wie doch hätte seyn sollen, geschlossen worden sey, mehr befördert, als gehindert. Er konnte wohl merken, woher dieser Wind wehe, daher drückte er sich in seiner Abdankung mit den Worten aus: „der Haß und das Mißvergnügen der Großen sey ihm gar nichts neues, indessen habe er niemals eine Gefahr gescheut, um seinem Vaterlande zu dienen, weil er sich gegen alle Gerüchte und unerwartete Zufälle mit dem Trost eines

guten Gewissens gewaffnet habe. Indem er aber das Geschäft des Staates immer schwieriger werden sehe, so bitte er die Stände, daß sie einen weniger gehaßten Mann statt seiner wählen möchten, um für des Landes Bestes zu sorgen.“ Mit dieser Aeusserung verließ Oldenbarneveld den Sitzungssaal, aber die Stände beschlossen, ihm Abgeordnete nachzuschicken, die ihn bereden sollten, ihnen besonders in ihrer gegenwärtigen bedenklichen Lage noch ferner zu dienen, und — er gab nach, wodurch seine Feinde wenigstens öffentlich gegen ihn zu reden nicht wagen durften. Als er endlich dem Prinzen Moritz darinn entgegen gieng, daß der Staat während des Waffenstillstandes dreyßigtausend Mann Truppen halten sollte, da wurden beyde mit einander ausgesöhnt.

Diese Aussöhnung gieng aber, wie sich bald zeigte, nicht von Herzen. Heinrich IV. von Frankreich war der Meynung, es sollte dem Prinzen als Statthalter grössere Macht gegeben werden, als er bis jetzt gehabt hatte, doch so, daß Oldenbarneveld an seinem Einfluß nichts verliere; aber es war schwer, durch diese Klippen zu schiffen. Einige waren der Meynung, man müsse einen Staatsrath errichten, dessen Oberhaupt der Prinz seyn sollte, um dadurch dem Gang der Geschäfte eine geschwindere Bewegung zu geben. Die Günstlinge des Prinzen wollten das Land in ein Fürstenthum zu Moritzens Vortheil verändert wissen; beydes war nicht nach des Rathsadvokaten Geschmack, der nicht wollte, daß der Prinz eine größere Gewalt bekäme, wodurch er der Freyheit des Landes gefährlich

werden könnte. Die Unterhandlungen über diese Regierungsveränderung wurden daher in die Länge gezogen, und zuletzt geriethen sie gar in Vergessenheit.

Während dieser politischen Umtriebe erwachten zum Ueberfluß auch noch religiöse Streitigkeiten, besonders über die Lehre von der Gnadenwahl, die anders Melanchthon, und anders Calvin erklärte; die letztere Meynung fand in den Niederlanden mehr Eingang, als die erste, und um die Zeit, von welcher eben die Rede ist, stritten Jakob Arminius von Oudevater, einst Prediger zu Amsterdam, der aber 1603 Professor zu Leiden geworden war, und Franz Gomarus ebendaselbst, jener für Melanchthons, dieser für Calvins Meynung; jeder bekam seine Anhänger, jeder verdammte den andern, und mit ihm alle, die ihm anhiengen. Als der Heidelberger Katechismus in den Niederlanden eingeführt wurde, gab es neuen Streit, denn die eine jener Partheyen beschuldigte die andere, daß sie von dem Innhalte desselben abwieche, das zu Zerrüttungen Anlaß gebe, indem man sich schlechterdings an diesen Katechismus halten müsse, der als ein allgemeines Glaubensbekenntniß des Landes angesehen werde, welcher Vorwurf eigentlich die Arminianer traf. Die Prediger waren fast durchgängig der harten Meynung des Gomarus: „daß derjenige, welcher durch einen göttlichen Raths„schluß verdammt oder selig zu werden bestimmt sey, „es ohne andres auch werden müsse" — die Obrigkeiten aber glaubten mit Arminius: „daß Gott denen „den Himmel schenken werde, die von ihrem sündhaften

„Leben abstünden, und ihr Vertrauen auf Christum und „sein Verdienst setzen, diejenigen aber strafen würde, „die in ihrem verkehrten und lasterhaften Sinne zu „handeln fortführen.“ Arminius starb 1609, da eben der Streit am heftigsten geführt wurde, und Konrad Vorstius, von dem die Rede gieng, daß auch er andere Sätze lehre, die von dem Landesbekenntniß noch mehr abgiengen, als die seines Vorfahren, kam an seine Stelle. Die theologische Streitigkeit hatte auf das Politische keinen geringen Einfluß, denn Prinz Moritz stand auf Seiten derer, die das Glaubensbekenntniß und den Heidelberger Katechismus ganz gleichlautend mit der heiligen Schrift hielten, und wählte bey der nächsten Rathsveränderung lauter solche Subjekte, die zu dieser Parthey gehörten. Dadurch wurden die andern zurückgesetzt, beleidigt, auch als solche verschrieen, die unschriftmässigen Lehren anhiengen, und das Prädikat „Ketzer“, verdienten, das ihnen natürlich nicht gleichgültig seyn konnte; somit entstand hie und da förmlicher Aufruhr, der schlimme Folgen drohte. Der gemeine Mann nahm ebenfalls Parthey, und die Arminianer, die den Namen „Remonstranten“ erhielten, deren Zahl aber die geringere war, übergaben den Ständen von Holland eine Vorstellung, durch welche sie sich von dem Vorwurf zu retten suchten, als ob sie nach einer Religionsveränderung strebten, und Zank und Unruhe zu unterhalten bemüht wären. Die Contraremonstranten oder Gomaristen machten Gegenvorstellungen, und legten sie dem Adel und den Ständen zur Entscheidung vor. — Diese Darstellung der reli-

gidsen Streitigkeiten war um so nothwendiger, weil sie auf das Folgende bedeutenden Einfluß hat. — Moritz war kein Freund der Remonstranten, sondern hielt es mit den Gomaristen, und jene schloßen sich dafür an Oldenbarneveld an. Die Feinde des letztern verbreiteten bald bedenkliche Gerüchte von ihm, und es liessen sich schon Stimmen hören: „daß die Gewalt gewisser Leute nicht so feste stünde, daß sie nicht niedergestürzt werden könnte," die gleichsam das in der Folge eingetroffene Unglück vorbereiteten.

Die Stände von Holland gaben sich nunmehr Mühe, den Kirchenfrieden herzustellen. Man befahl, alle Uneinigkeiten zu beseitigen, und drohte, diejenigen nachdrücklich zu bestrafen, die die öffentliche Ruhe stören würden. So zweckmässig und vernünftig diese Verordnung war, so wenig war die Stadt Amsterdam damit zufrieden, die es für einen Eingriff in die Religionsfreyheit des Landes ansah, und keinen Theil daran nahm. Die Stände dagegen, sich auf ihre Majorität stützend, beharrten dabey und bestätigten ihre frühern Schlüsse, das zu neuen Mißhelligkeiten Anlaß gab. Die Contraremonstranten liessen sichs nicht wehren, ihre besondern Meynungen öffentlich vorzutragen und die der Gegenparthey zu verdammen, im Gegentheil thaten die Remonstranten das nemliche, und so ward das Mißvergnügen wieder allgemein. Dieser kirchliche Unfriede zog auch den politischen nach sich, denn wer es z. B. mit dem einen oder dem andern Theil hielt, suchte den Rath in den Städten mit Leuten von seiner Parthey zu besetzen. Die einsichtsvollern

fürchteten, man bediene sich des kirchlichen nur zum Deckmantel, und vielleicht arbeite selbst der Prinz darauf hin, Uneinigkeiten anzustiften, um die gegenwärtige Verfassung des Landes umzustossen, wogegen man alles vorkehren müsse, daß es nicht geschehe. Man erlaubte, um die Sicherheit der Stände zu behaupten, einige Stadtsoldaten anzunehmen, weil man den ordentlichen Truppen des Staates nicht traute, und eben so wenig den Bürgern, die es grossentheils mit den Contraremonstranten hielten. Diese Anwerbung von Stadtsoldaten war eigentlich das Werk Oldenbarnevelds, der sie äusserst betrieb, besonders zu Utrecht, wo diese Soldaten ausdrücklich schwören mußten: „Gegen die„jenigen, welche die Landschaft Utrecht in Kirchen„oder weltlichen Sachen beunruhigen würden, und „wider alle Feinde des gemeinen Landes zu dienen.“ Der Prinz, gegen den diese Anstalt eigentlich wirken sollte, merkte bald, daß es auf ihn abgesehen sey, und verstärkte die Feldtruppen gleichfalls. So warf er einmal plötzlich nach Briel zwey Fahnen Fußvolks hinein, „weil es unstatthaft, daß die Stadt eigene Soldaten annehme und er verbunden sey, es zu hindern.“ Unter das Volk streute man die boshafte Sage aus: „Oldenbarneveld habe die Stadt an die Spanier verrathen, und hätte sie bereits übergeben, wenn nicht des Prinzen Wachsamkeit seinen Plan zerrissen hätte.“ Nicht genug, es entstund noch ein anderes beunruhigendes Gerüchte, nemlich: Vlissingen stehe auf Veranstaltung des Advokaten an einer gewissen Seite offen, damit es die Spanier um so leichter einnehmen

könnten. Verständige Leute glaubten solche Verläumdungen freylich nicht, aber auf das Volk thaten sie die erwünschteste Wirkung.

Nun war großer Streit, ob zu Beylegung der kirchlichen Streitigkeiten eine Synode gehalten werden solle, oder nicht; jeder der streitenden Theile hatte eine eigene Meynung und warb Anhänger für dieselbe. Der Prinz war für, der Advokat gegen die Synode. Jener hoffte, daß die Remonstranten mittelst derselben würden verurtheilt werden, dieser glaubte, die Rechte des Landes möchten, wenn man sie bewilligte, Noth leiden. Jetzt flogen verläumderische Schriften gegen den Advokaten aus, in denen er geradezu beschuldigt ward, von Spanien bestochen zu seyn, und zwar sollte er auf einmal hundert und zwanzigtausend Dukaten bekommen haben. Ob er sich nun gleich sowohl rücksichtlich dieses Vorwurfs, als wegen seines Benehmens gegen den Prinzen vertheidigte, so machte das doch seine Sache nicht viel besser, die Gemüther waren einmal gegen ihn eingenommen, und unter dem gemeinen Volk blieb er verhaßt, denn der rohe und unbeständige Haufe glaubt nur gar zu gerne alles Schlimme von einem Manne, der auf einer hohen Stufe steht, und der allgemeinen Bemerkung ausgesetzt ist. Die Stände allein wußten, was sie an dem entschiedenen Patrioten hatten, und versagten ihm daher auch im Jahr 1617 seine Entlassung, die er neuerdings foderte und sich — nicht unbillig — auf sein hohes Alter und eine eintretende Schwächlichkeit berief.

Es wäre für den alten Mann ein Glück gewesen, wenn man ihm sein Gesuch bewilligt hätte, er würde

wenigstens ruhig gestorben seyn; aber so gut sollte es ihm nicht werden. Er stund einmal dem Prinzen Moritz entgegen, und dieser konnte den natürlichen Tod seines Gegners nicht erwarten, deßhalb mußte der Faden seines Lebens mit Gewalt abgerissen werden. Oldenbarneveld war zu entschiedener Freuud der Freyheit, als daß er die Macht hätte gleichgültig empor kommen lassen können, deren sich Moritz offenbar in einem freyen Staate hatte bemächtigen wollen, und wie eifrig jener seinen Absichten entgegenwirke, wußte dieser nur allzugut. Die Plane des einen mußten also nothwendig an denen des andern scheitern. Ueberdieß hatte der Prinz Freunde, die des Advokaten Freunde nicht waren, und diese unterließen nicht, zu rechter Zeit in Erinnerung zu bringen, daß der Prinz längst eine größere Macht erhalten haben würde, wenn nicht sein Gegner es gehindert hätte. Die kirchlichen Streitigkeiten gaben beyden Partheyen nun die schönste Gelegenheit, ihre Mienen spielen zu lassen. Zum Unglück waren die Prediger der Contraremonstranten, als die ungleich größere Zahl, auf des Prinzen Seite, und über Oldenbarneveld längst aufgebracht, weil er zu ihrem Nachtheil auf die Einführung der Kirchenordnung von 1591 so sehr gedrungen hatte, nach welcher die weltliche Obrigkeit mehr in die Kirchenzucht sprechen sollte, als der Geistlichkeit lieb war. Dieß war also ein Klagepunkt gegen den Advokaten; der zweyte: die Aufnahme der Stadtsoldaten, und die Leistung eines besondern Eides gegen die Obrigkeiten, den man auch von den ordentlichen Besatzungen zu fodern Willens

war. Der dritte Punkt: daß er die Abdankung der Stadtsoldaten hinderte, die der Prinz durchsetzen wollte. Endlich sprach man — wiewohl ohne Grund — nur zu laut von einer Landesverrätherey, als daß es ohne Folgen hätte bleiben sollen. Wohlunterrichtete Männer gaben Oldenbarneveld den Rath, auf seiner Hut zu seyn und sich an einen sichern Ort zu begeben, er hingegen meynte, es habe so große Eile nicht; wenn man die Abdankung der Stadtsoldaten bewillige und die Synode vor sich gehen lasse, werde der Prinz schon befriediget seyn. Er betrog sich, denn seine Feinde waren wachsamer, und am 29sten August 1618 wurde er nebst einigen andern Gutmeynenden wirklich gefangen genommen. Man lockte ihn in des Prinzen Pallast, unter dem Vorwande, daß ihn derselbe zu sprech.. verlange, aber statt dessen kündigte ihm ein Lieutenant von der Leibwache im Namen der Stände seine Verhaftung an. Zwar verwendete man sich gütlich um seine Befreyung und versuchte, weil dieß nichts fruchten wollte, es mit Gewalt; aber beydes umsonst, vielmehr wurde in gedruckten Schriften die Nachricht ausgestreut: man habe gewisse Dinge entdeckt, die die Gefangennehmung Oldenbarnevelds und seiner Freunde nothwendig gemacht hätten, indem man sich durch eine Untersuchung von denselben überzeugen müsse.

Die Untersuchung kam nicht so schnelle zu Stande, aber eine plötzliche Regierungsveränderung in den Städten betrieb der Prinz mit desto größerer Thätigkeit. Die andern Gefangenen wurden zwar früher vernommen, aber der Advokat erst am 7ten März 1619, also mehr als

ein halbes Jahr nach seiner Gefangennehmung. Er vertheidigte alle seine Unternehmungen; von dem ihm Schuld gegebenen Verständniß mit Spanien aber sprach er sich ganz frey und erklärte es für eine Lüge. Noch dachte er nicht daran, daß ihm etwas Uebels widerfahren könnte, aber nachdem die Stände auf den siebenten April einen allgemeinen Bettag verkündigen ließen: „weil die Kirche und der Staat, die seit einigen Jahren von einigen herrschsüchtigen Leuten zur Beförderung ihrer böslichen Absichten in große Gefahr des äussersten Verderbens gerathen, durch die Berufung der National-Synode aber gerettet worden seyen, weil man auch mit nächstem ein rechtmäßiges Urtheil über diejenigen erwarte, welche die Ruhe des Landes gestört hätten; so habe man Ursache, Gott zu danken, daß er die bösen Absichten der Gegner der Landesverfassung zerstört habe, und ihn zu bitten, diese Anschläge fernerzu vernichten," so fieng er an, einzusehen, daß sein Schicksal nicht das erfreulichste seyn möchte. Mit ihm glaubten, nachdem der Bettag gehalten war, noch mehrere das nemliche. Oft schon ergangenene Fürbitten wurden wiederholt; der französische Gesandte sprach laut in der Versammlung der allgemeinen Stände, daß nicht mit Strenge gegen die Gefangenen verfahren werden, und man sie nicht verdammen möchte, wenn man von ihrer Schuld nicht genau überzeugt sey. Er führte dem Prinzen Moritz persönlich zu Gemüthe, wie edelmüthig und daß fürstlich er handeln würde, wenn er denen vergäbe, von welchen er beleidigt zu seyn glaubte; — aber der Fürsprecher fand kein Gehör. Die Gattin und Kinder

Oldenbarnevelds gaben drey Bittschriften schnell auf einander ein, und vertheidigten den Gatten und Vater gegen mehrere grundlose Beschuldigungen; er selbst bat, daß man ihn neuerdings über einige Dinge verhören möchte, — aber umsonst, sein Verderben war einmal beschlossen. Zuletzt schien es doch, er werde gerettet werden, denn der Prinz ließ sich verlauten: es könnte vielleicht geschehen, wenn die Freunde des Advokaten um Gnade für ihn bitten wollten. Diese waren von seiner Unschuld zu sehr überzeugt, als daß sie sich zum Betteln entschliessen konnten, und erklärten ganz bestimmt, sie würden es nicht thun, und wenn es ihm den Kopf kosten sollte. Es war ihnen ein unausstehlicher Gedanke, daß man einst sollte sagen können, man habe ihm „das Leben geschenkt um Gotteswillen.“ Wie sehr es Ernst gewesen sey, daß man wünschte, ihn um Fristung seines Lebens flehen zu hören, beweißt eine spätere Aeusserung des Prinzen, der einen Geistlichen, welchen der Advokat zu ihm schickte, um ihm seine Kinder zu empfehlen, ausdrücklich fragte: ob er nichts wegen seiner eigenen Begnadigung ihm aufgetragen habe und der nicht ganz zufrieden schien, als der Geistliche es verneinte.

Oldenbarneveld, der sein Schicksal für unvermeidlich halten mußte, bereitete sich nun förmlich zum Tode, aber dahin war er nicht zu bewegen, daß er sich dessen schuldig geglaubt hätte, vielmehr erwartete er, man werde ihn vor Fassung eines Urtheils noch einmal hören und glaubte, Gründe anbringen zu können, die ihn von einer solchen Strafe nothwendig befreyen müß-

ten. Seine Erwartung betrog ihn, die Todesstrafe ward wirklich gegen ihn ausgesprochen. Ein schöner Zug seines Karakters äusserte sich darinn, daß er mehr um seine Freunde und Mitgefangene, als um sich selbst bekümmert war, denn er fragte eines Tages, da er selbst schon seine Rettung nicht mehr erwartete: „Soll „mein Hugo Grotius und mein Hagerbeets auch „sterben?“ und da ihm geantwortet wurde, daß bis jetzt davon nichts verlaute, so versetzte er: „Es sollte „mir leid um sie thun, denn sie sind noch jung und wer„den dem Lande noch manche nützliche Dienste leisten „können.“

Noch an seinem Todestage machte der französische Gesandte einen Versuch, ob es ihm nicht gelingen könnte, daß die Todesstrafe in eine Landesverweisung verwandelt würde, aber er wurde so wenig gehört, als die Wittwe des Prinzen Wilhelm von Oranien, die persönlich um Oldenbarnevelds Leben bat; der Prinz Moritz schlug es ihr bestimmt ab, der es für Trotz und Eigensinn zu halten schien, daß weder der Verurtheilte selbst, noch seine Freunde, denen man es nahe genug gelegt hatte, diesen Schritt zu thun zu bewegen waren. Das Urtheil, welches man über ihn fällte, und das ihm vor der Hinrichtung abgelesen wurde, enthielt alle die Verbrechen, die seine Feinde ihm Schuld gaben *), er sprach aber nichts, ausgenommen: „das ist mehr, als ich bekannt habe.“ Wehe

---

*) Man sehe die weiter oben allegierte „Geschichte der vereinigten Niederlande.“ S. 470 f.

that es ihm, daß vermöge dieses Urtheils seine Güter eingezogen werden sollten, und hierüber äusserte er sich in folgenden Worten: „Dreissig Jahre habe ich „den Generalstaaten, als Pensionär, und „in gleicher Qualität zehn Jahre vorher der „Stadt Rotterdam gedient. Meine Treue „und mein Fleiß hätten eine andere Beloh„nung verdient. Indessen wenn ihr mein „Blut verlangt, so solltet ihr doch meiner „Güter schonen, und meine Frau und Kinder „nicht an den Bettelstab bringen wollen.“ Einer der Richter versetzte: „Euer Urtheil ist ge„lesen, also fort,“ und nun gieng der alte Mann an seinem Stocke muthig zum Blutgerüste. Als er dort angekommen war, blickte er zum Himmel und sagte: „o Gott, was wird aus dem Menschen!“ kniete nieder und betete mit einem Geistlichen etwa eine Viertelstunde lang. Zu dem in Menge anwesenden Volke sprach er, während er sich mit Hilfe seines Diener entkleidete: „Glaubt ja nicht, ihr Leute, „daß ich ein Landesverräther sey. Ich habe „aufrichtig und redlich gehandelt, wie ein „guter Patriote soll, und als solcher sterbe „ich.“ Dem Scharfrichter sagte er die wenigen Worte: „Mach' es kurz, mach' es kurz, und in einem Augenblick ward der graue Kopf des beynahe zwey und siebenzig Jahre alten Greisen durch das Schwerd am Vormittag des 13ten Maymonats 1619 vom Rumpfe getrennt. Der Körper des Entseelten wurde bey Nacht in der Stille begraben.

Obschon das Volk im Ganzen, verführt uud eingenommen durch das Geschrey seiner Feinde, und hintergangen durch ein öffentliches Urtheil partheyischer Richter, Oldenbarnevelds Tod nicht unverdient glaubte, so waren doch viele, die sein schmachvolles Ende innig bedauerten. Dieß zeigte sich bey seiner Hinrichtung, denn kaum war sein Kopf gefallen, so tauchten viele in dem strömenden Blut ihre Schnupftücher ein, andere banden in die ihrigen von dem blutigen Sand, auf den es geflossen war, nahmen ihn entweder für sich selbst zum Andenken an den durch — angebliche — Gerechtigkeit hingemordeten Patrioten mit, oder verkauften ihn, ja man schnitt sogar blutige Späne aus den Brettern des Gerüstes, auf welchem er den Tod gelitten hatte.

Noch war das Rachegefühl der Feinde Oldenbarnevelds entweder nicht gesättigt, oder sie glaubten, das Geschehene nicht genug vertheidigen zu können, damit ja sie selbst partheyloſe und unschuldig erscheinen möchten. Sie ließen das Urtheil „im Namen der gesammten Stände“ drucken, schickten es an alle besondere Landschaften und schrieben dazu: daß dem Advokaten noch vieles zur Last fiele, was im Urtheil nicht einmal bemerkt sey, daß man ihn nur seines hohen Alters wegen mit der Tortur verschont habe u. s. w. Mit gleicher Bemerkung sandten sie dieses Urtheil auch an den französischen Hof, allein hier ließ man sich die Augen nicht verblenden und sagte ziemlich unverholen, daß er unschuldig gestorben sey; auch barg der König nicht, daß er es ein wenig übel empfinde, daß man auf

seinen Gesandten, als er sich für den verläumdeten und angefeindeten Mann verwendet, nicht geachtet habe. Darauf achtete man leider in den Niederlanden nicht, im Gegentheil wurde sogar befohlen, binnen sechs Jahren von den Familien der Verurtheilten, die die Ausfolgelassung ihrer Güter suchten, keine Vorstellungen anzunehmen.

Grotius und Hagerbeets wurden eben so, wie Oldenbarneveld, für Staatsverräther erklärt, doch mit der Todesstrafe verschont *), gleichwohl fand der letztere auch dieses noch zu hart, und als man ihm zu schweigen befahl, antwortete er — auf seine Brust schlagend — mit dem Dichter Horaz:

Hic murus aheneus esto,
Nil conscire sibi, et nulla pallescere culpa **).

In spätern Zeiten hat ein großer holländischer Gelehrter, der Präsident von Bynkershoeck, die über Oldenbarneveld und seine Freunde ausgesprochenen Urtheile geradezu für ungerecht erklärt, und es ist auch kein Zweifel, daß die Unglücklichen nur darum gefallen sind, weil der Ehrgeitz des Prinzen Moritz von Nassau ihren Einfluß, ihre Biederkeit und ihre Vaterlandsliebe zu scheuen Ursache hatte.

---

*) Sie wurden zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt, andere etwas milder bestraft. Daß der erstere durch die Klugheit seiner Frau in einer Bücherkiste glücklich entkommen sey, ist bekannt.

**) „Es sey mir eine ehrene Mauer, mir keines Vergehens bewußt zu seyn und von keiner Schuld erröthen zu dürfen."

VIII.

David Beatoun.

Kardinal und Erzbischof vom heiligen Andreas in Schottland.

Dieser Geistliche stammte zwar aus einer sehr angesehenen schottischen Familie, bey alle dem aber hatte er sich selbst und dem Glück, das ihn begünstigte, mehr zu danken, als ihr: doch im Augenblick, da er glaubte, er könne in seinen Verhältnissen kaum höher mehr steigen, gieng seine Sonne unter. Beatoun ward im Jahre 1494 im nördlichen Theil von Britannien geboren, genoß einer sehr guten Erziehung, und zeichnete sich sowohl in den niedern Schulen, als auf der Universität so vorzüglich aus, daß seine Familie sich grosse Hoffnungen von ihm machte. Sein Onkel, der auch Erzbischof war, schickte ihn nach Paris, um dort seine Studien fortzusetzen, und ehe er noch das neunzehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, trat er in den geistlichen Stand, mittelst dessen man damals sein Glück am ersten machen konnte. Sogleich gelang es ihm, in die Dienste des Herzogs Johann von Albanien zu treten, der sich eben damals in Frankreich aufhielt, und während der Minderjährigkeit Jakobs V. von

den Ständen von Schottland zum Regenten des Landes gewählt worden war. Dieser bediente sich Beatouns in den wichtigsten Angelegenheiten, und da er sich so= wohl in Geschäften gewandt, als auch unverdrossen und treu erwiesen hatte, so wurde er 1519 zum Resi= denten am französischen Hofe ernannt, zugleich erhielt er auch eine geistliche Pfründe. Noch waren nicht vier Jahre vergangen, so trat ihm sein Onkel die Abtey Abraoth ab, und der Papst Adrian VI. bestättigte es nicht nur, sondern erlaubte sogar, daß Beatoun diese Stelle erst nach zwey Jahren antreten, bis dahin aber in Frankreich bleiben durfte. Vermöge dieser Abtey erhielt er Sitz und Stimme im Parlament, und kam bey dem Könige in grosses Ansehen, der ihn 1528 zum Lord = Geheimen Sigelbewahrer erhob, ihn zu ge= heimen Sendungeu gebrauchte, und in eine solche Lage setzte, daß selbst der deutsche Kaiser und der Papst ihm ungemein schön thaten. Eben jetzt war der Zeitpunkt, daß Beatoun seine zukünftige Hoheit gründete. Franz I., König von Frankreich, bemerkte es bald, wen er vor sich hatte. Er überhäufte den Abt mit Geschenken, er gab ihm alle Rechte eines französischen Staatsbürgers, sogar das Bisthum Mirepoix, und beförderte selbst dessen Antrag, daß dem König von Schottland die Prinzessin Maria, Tochter des Her= zogs von Guise, zur Gemahlin gegeben wurde. Franz I. war es auch, auf dessen Empfehlung ihn der Papst zum Kardinal ernannte, in Hoffnung, er werde zur Dankbarkeit das Ansehen des römischen Stuhles auf= recht erhalten, das man eben jetzt in England und

Schottland herabzusetzen sich Mühe gab. Es hätte aber wenig gefehlt, so wäre Beatoun zu eben der Zeit, da er sich mit dem rothen Huth geschmückt sah, beynahe um die Gunst des Königs von Schottland gekommen, denn da Heinrich VIII. die Beweggründe erfuhr, warum der Papst [illegible] Abt so plötzlich erhoben hatte, sandte er einen Vertrauten nach Schottland, und ließ den König vor dem neuen Kardinal warnen. Der Plan, ihn zu verderben, schlug aber nicht nur ganz fehl, sondern es geschah etwas noch weit unerwarteters, denn Jakob ernannte ihn zum Erzbischof und Primas von Schottland, nachdem sein Onkel mit Tod abgegangen war, wodurch er eine grössere Gewalt bekam, als jemals ein Geistlicher dieses Landes besessen hatte. Mit einer Pracht, wie keiner seiner Vorfahren, und begleitet von den ersten Grossen des Reiches, geistlichen und weltlichen Standes, zog er in St. Andreas ein. Die Rede, die er bey dieser feyerlichen Gelegenheit hielt, ließ im Geiste vorausssehen, was man in der Zukunft von ihm erwarten dürfte, denn er stimmte laute Klagen an, in welchem tiefen Verfall er die katholische Kirche in Schottland sehe, daß man Ketzereyen öffentlich zu behaupten sich unterstehe, und daß man selbst vom Hofe aus diese Frevel unterstütze. Er foderte einen gewissen Johann Borthwick, der angeklagt war, ketzerische Bücher verbreitet zu haben, vor seinen Stuhl, und verurtheilte ihn, weil er weder selbst, noch durch einen Anwald erschien, daß er im Bildniß verbrannt, und bey Strafe der Exkommunikation von niemand beherbergt und auf-

genommen werden sollte. Auch noch andere brave Männer verfolgte er, und würde sie zuverläßig dem Scheiterhaufen überliefert haben, wenn es ihnen nicht glücklicherweise gelungen wäre, aus ihren Gefängnissen zu entfliehen, und dem Fanatismus des Erzbischofes sich zu entziehen. Da ihm also seine Entwürfe auf diese Art mißlangen, so fieng er es anders an, und hoffte, seinen Zweck desto sicherer zu erreichen. Der König Jakob war sehr geldgierig, und der Erzbischof wußte, daß gerade die reichsten im Lande den Grundsätzen Luthers ergeben waren. Würde man das — meynte er — nun gerichtlich bestätigt finden, so wäre es das wenigste, daß man ihre Güter sowohl, als ihr baares Vermögen, in Beschlag nehme. Er beredete demnach den König, ein ordentliches Ketzergericht niederzusetzen, das alle diejenigen vorzuberufen und zu verurtheilen befugt seyn sollte, die es falscher Lehre verdächtig hielte. Zum Oberhaupte dieser Glaubens-Inquisition schlug er einen gewissen Sir James Hamilton vor, einen niederträchtigen und blutdürstigen Menschen, mit dem früher der König aus mancherley Ursachen nichts zu thun haben wollte. Glücklicherweise plagte er die Menschheit als Oberster dieses Blutgerichtes nicht lange, denn er selbst wurde des Hochverraths angeklagt und hingerichtet. Indessen war das Leben und Eigenthum aller Unterthanen von Jakob V. in die Hände des Erzbischofs gegeben, und ihr Schicksal wäre unter diesem schwärmerischen Eiferer für Rom und dessen Glauben gewiß das schlimmste gewesen, wenn nicht der Tod unvermuthet einen Strich durch die

Rechnung gemacht hätte. Der König starb während eines mit England ausgebrochenen Krieges, und hinterließ sein Reich in ziemlicher Verwirrung. Die Prinzessin Maria, seine Nachfolgerin, ward wenige Tage vor dem Tode ihres Vaters gebohren, viele Glieder der ersten Familien waren als Kriegsgefangene nach England geführt, unter dem Adel war keine Einigkeit, weder in Betracht seiner allgemeinen Absichten, noch seiner persönlichen Neigungen; die Religionsstreitigkeiten, welche die Reformation erregt hatten, wurden mit jedem Tage hitziger, und dieß vermehrte die Wuth der Partheyen *). Jakob V. hatte den großen Fehler begangen, die künftige Erziehung seiner Tochter nicht anzuordnen, und niemand die Verwaltung des Reiches zu übertragen, ohngeachtet er wohl hätte einsehen können, daß es ohne Stürme nicht abgehen werde. Nun kam es also zuförderst darauf an, wer Reichsverweser werden sollte, und der Kardinal Beatoun meldete sich um diese Stelle. Um seine Anforderung zu unterstützen legte er ein von ihm selbst geschmiedetes Testament des verstorbenen Königs vor **), und ohne nur einen Schein Rechtens zu haben, nahm er sogleich den Titel eines „Regenten von Schottland" an. Er hoffte durch den Beystand der Klerisey, mit Hilfe Frankreichs, bey der Nachsicht der königlichen Wittwe, und da er zu-

---

*) Robertson, Geschichte von Schottland, nnter der Regierung der Kouigin Maria und des Königs Jakobs VI. 1r Band, Seite 52. (Ulm und Leipzig, 2 Bde. in 4.).

**) Ebendaselbst.

verläſſig erwartete, daß ihn die ganze päpſtliche Partey unterſtützen werde, das mit Gewalt durchzuſetzeu, was er durch Liſt erſchlichen hatte, und in Güte zu erhalten nicht hoffen durfte, denn er war zu lange Miniſter geweſen, als daß das Volk ihm hätte geneigt ſeyn ſollen. Derjenige Theil des Adels, welcher die Kirchenverbeſſerung wünſchte, fürchtete ihn, weil er als Stifter des Ketzergerichtes bekannt war, und der andere Theil wollte keinen Geiſtlichen am Staatsruder haben, weil ſeine eigene Würde dadurch gekränckt zu ſeyn ſchien. Und ſo ward endlich Jakob Hamilton, Graf von Arran, zu dieſer Stelle erleſen. Er und der Kardinal beſaſſen einander gerade entgegengeſetzte Karaktere. Dieſer zügellos ehrgeitzig, erfahren durch lange Uebung, ſcharfſinnig und klug; jener milden Temperaments, weder hochmüthig noch grauſam, mehr furchtſam als verwegen, unentſchloſſen und abwägend. Der Kardinal glaubte, Geſchick zu allem zu haben, und hielt keine Stelle für zu groß, daß er derſelben nicht gewachſen ſeyn ſollte; der Graf hingegen zweifelte an ſeinen Geiſtesgaben, und fürchtete, er ſey nicht fähig, die Stelle eines Reichsverweſers würdig auszufüllen; die Einſetzung des letztern in ſeine Würde gieng im Jahre 1542 vor ſich, und wurde hauptſächlich durch diejenigen Lords betrieben, die auf engliſcher Seite waren, und Heinrichs des Achten Wünſchen entgegen kamen, der auf eine künftige Vermählung ſeines Sohnes Eduard mit der jetzt noch unmündigen Königin von Schottland antrug. Zu dieſer und einem Bündniſſe mit England war der Regent gerade ſo geneigt, als

der Kardinal ungeneigt, allein da der letztere wie ein Gefangener eingeschlossen war, so konnte er nicht entgegen wirken. Kaum aber athmete er freyer, so verkündigte er Staatsverrätherey und den Untergang der katholischen Religion in Schottland, wenn diese Heyrath und das mit Heinrich VIII. einzugehende Bündniß genehmigt würde. Er bedauerte anbey, daß er sehen müsse, wie ein altes Königreich in seine eigene Sklaverey willige, und wie die Schwachheit oder Treulosigkeit eines einzigen Mannes alles dasjenige dahin gebe, um was die Schottländer so viele Jahre gekämpft hätten. Durch diese Vorstellung ward das Volk dergestalt in Wuth gesetzt, daß der englische Gesandte kaum vor Beleidigungen gesichert werden konnte. Ganz Schottland war in Gährung gekommen, und obgleich der Regent öffentlich Freundschaft gegen Heinrich heuchelte, so that er, von dem Kardinal ermuntert, doch heimlich so viel gegen denselben, als in seinen Kräften stund, und wohl noch mehr. Beatoun beredete ihn sogar, in der Franziskanerkirche zu Stirling die protestantische Religion abzuschwören, und zur katholischen überzutreten. Von dieser Stunde an war das Vertrauen zwischen dem Regenten und dem Kardinal dergestalt hergestellt, daß dieser eben so viel über jenen vermochte, als über den verstorbenen König. Der Kardinal war jetzt der eigentliche Regent, und der Graf hatte nur den Namen. So sah der schlaue Priester auf einmal, und gegen seine eigene Erwartung, alle seine Wünsche erfüllt. Er hatte nun wieder freye Hand, die Protestanten zu verfolgen, und sie auf den

Scheiterhaufen zu bringen. Er veranstaltete unter anderm, daß Georg Wishart, der berühmteste protestantische Prediger in Schottland, gefangen genommen und als Ketzer untersucht ward. Er klagte diesen allgemein geschätzten Mann über achtzehn Artikel vor dem geistlichen Gerichte an, und ließ ihn dann zu St. Andreas lebendig verbrennen, verbot anbey unter Androhung der schärfsten Strafe, daß niemand es wagen sollte, für ihn zu bitten.

Während dieser Vorgänge war Heinrich VIII. von England, der es bald merken mußte, wie man ihm in Schottland heimlich mitspiele, nicht müßig, es zu rächen, daß er theils durch den Regenten, theils durch das Parlament in seinen Planen gestört ward. Er fiel mit einer Armee in das Königreich und verbreitete Schrecken von einem Ende desselben zum andern, doch dauerte es nicht lange, so berief er den sie kommandirenden General, Grafen von Hartford, wieder zurück, und gewann damit nichts, als den allgemeinen Volkshaß. So unerwartet dieser Einfall dem Kardinal war, so wenig störte er ihn in seinen eigenen Entwürfen; selbst die widrige Gesinnung, die seine religiöse Verfolgungssucht bey vielen erzeugte, schien ihn nicht zu bekümmern. Er wußte es wohl, daß man die Hinrichtung Wisharts äusserst mißbilligte, und sie — weil es mit Verhör und Exekution sehr tumultuarisch zugieng — geradezu für einen Mord erklärte. Indessen er trotzte auf seinen Anhang unter dem Adel und fürchtete nichts. Er hatte die gesammte Geistlichkeit mit in die Sache verwickelt, und konnte eben deßwegen, wie er wähnte,

nicht allein darüber angegangen werden; der Papst hatte ihn überdieß zum Legaten a Latere ernannt, und in dieser Würde glaubte er noch ehrwürdiger zu erscheinen, und um so unantastbarer zu seyn. Seine Sorglosigkeit verrieth sich unter anderm dadurch, daß er bald nach Wisharts Hinrichtung nach Finhaven, dem Wohnsitze des Grafen von Crawford, reißte, um zwischen dem Sohne desselben uud seiner natürlichen Tochter eine Vermählung einzuleiten, die auch wirklich mit grosser Pracht vollzogen wurde, aber es zeigt auch seine Keckheit, da er es wagen konnte, einer der angesehensten Familien des Reiches seine unehelich erzeugte Tochter aufzudringen. Daß er aber Feinde habe, konnte er sich bey aller seiner Sorglosigkeit doch nicht verbergen, und dieß bewog ihn auch, sein Schloß befestigen zu lassen, damit er wenigstens vor einem schnellen Ueberfalle gesichert seyn möchte. Und diese Vorsicht war, wie wir bald sehen werden, nicht unnöthig.

Eines Tages kam der älteste Sohn des Grafen von Rothes, Normann Lesley, zu ihm, ihn um eine Gefälligkeit zu bitten, auf deren Gewährung dieser zuversichtlich hoffte, aber der Kardinal versagte sie nicht nur, sondern begegnete ihm überdieß so verächtlich, daß Lesley ihn sehr aufgebracht verließ. Unglücklicherweise war der Oheim desselben des Kardinals erklärter Feind, und da ihm der Neffe die erfahrene Begegnung mit sehr schwarzen Farben mahlte, so war die nächste Folge davon, daß sich mehrere, die ebenfalls von dem übermüthigen und gewaltthätigen Kardi-

nal beleidigt zu seyn glaubten, versammelten, um sich zu bereden, wie man sich an dem stolzen Priester auf's nachdrücklichste rächen könnte. Der Schluß war bald gefaßt: er müsse aus dem Wege geräumt werden, damit er nicht noch mehr Unheil veranlasse, als er bereits schon gestiftet hätte. Wenige Personen wußten nur um die Verabredung, und von diesen war kein Verrath zu befürchten. Sie gaben sich das Wort, bey St. Andreas zusammen zu kommen, so geheim als möglich an einem Morgen das Schloß zu überfallen, und zwar ehe die Bedienten des Kardinals aufgestanden wären, dann schnell ihr Vorhaben auszuführen, indessen aber sich zu hüten, durch irgend etwas verdächtig zu werden.

Am 29ten May des Jahres 1546 kamen die Verschworenen auf dem Kirchhofe der Abtey ohngefähr Morgens um drey Uhr zusammen. Einer von ihnen besetzte mit sechs Mann das Thor des Pallastes, sechs andere giengen ins Innere hinein, und fragten den Thürhüter, wann der Kardinal wohl aufstehen und zu sprechen seyn werde. Plötzlich wurde dieser Diener ergriffen und der Schlüssel beraubt; dann wurde des Kardinals Zimmer besetzt, damit er von dem, was aussen vorgieng, keine Nachricht möchte erhalten können. Die aufgeweckten Bedienten und Arbeitsleute trieb man zum Schloß hinaus, den ältesten Sohn des Regenten aber, der sich bey dem Kardinal aufhielt, behielten die Verschworenen zu ihrer eigenen Sicherheit. Dieß geschah alles mit solcher Ruhe und Stille, daß Beatoun nicht einmal erwachte. Endlich aber klopften sie

an der Thüre seines Kabinets, und er rief: „Wer ist da?“ — Johann Leßly nannte seinen Namen, mit dem Beysatz: er sollte denen, die hier seyen, die Thüre öffnen, der Kardinal verschloß sie aber nur desto besser. Als nun die Verschwornen nach Feuer riefen, und versprachen, es sollte ihm, wenn er die Thüre öffne, nichts geschehen, so that er es; aber jetzt stürzte der ganze Haufe mit entblösten Schwerdern auf ihn, hieb ihn in wenigen Minuten zusammen, und stürzte seinen Leichnam zu eben dem Fenster hinaus, aus welchem er Wisharts grausame Hinrichtung mit angesehen hatte.

Dieß war das Ende eines Mannes, der durch List und Gewalt über Schottland herrschte, eine Menge Menschen seinem fanatischen Religionseifer opferte, und nur nach Leidenschaft zu handeln gewohnt war, seiner Rachbegierde keine Grenzen zu setzen wußte, und alle seine Verbrechen mit dem geistlichen Gewande zudeckte. Das Glück hatte ihn hoch erhoben, aber seine Heftigkeit stürzte ihn ins Verderben. Sein Tod gab der katholischen Religion in Schottland, so wie der französischen Parthey, einen Stoß, von dem sie sich niemals mehr ganz erholen konnten.

IX.

Franz Joachim von Bernis,

Kardinal und königlich französischer Staatsminister.

Ueber den Geburtsort und die Eltern des Kardinals Bernis sind diejenigen, welche sein Leben beschrieben haben, nicht einig. Einige sagen, er sey zu St. Marzel in Languedoc, andere zu Pont Esprit an der Grenze von Venaisin, geboren. Jene leiten seinen Ursprung aus einem uralten gräflichen Geschlechte, andere von ganz unbedeutenden Eltern ab; nur darinn stimmen sie zusammen, daß er am 22ten May des Jahres 1715 zur Welt gekommen sey. Eben so unwissend sind wir in der Geschichte seiner frühern Bildung, die er wahrscheinlich in dem Seminarium zu St. Sulpice erhielt, und erst von der Zeit an, da er zu Paris selbstständig lebte, fangen seine Schicksale an, bekannter zu werden. Er war das, was man sonst in Deutschland vorzugsweise einen „ganzen Franzosen" nannte, beweglich wie Queckfilber, gewandt wie ein Aal, der aus einer Hand mit Leichtigkeit in die andere schlüpfte, elegant in Kleidung und Benehmen, und ein Liebling an der Toilette der Damen, von deren milder Unterstützung er größtentheils lebte. Gründliches hatte er wenig gelernt,

aber er verstand die Kunst, sich geltend zu macheu, und mehr Kenntnisse und Wissenschaften vermuthen zu lassen, als er in der That besaß. Witz war sein vorzüglichstes Talent; mit Leichtigkeit schrieb er französische Verse, unterhielt ohne Mühe die glänzendste Gesellschaft, und war somit in jeder willkommen. An dem, was er zum täglichen Unterhalt bedurfte, fehlte es ihm bey seinen vielen Gönnerinnen nie, und da er genügsam war, wie ein ächter Poete, so war es sein geringster Kummer, wenn er nur heute zu leben hatte, für den andern Tag zu sorgen.

Man kann leicht denken, daß der Abbe' Bernis, (wie er sich nannte), die Damen, denen er so vieles zu danken hatte, und ihre wahren oder eingebildeten Reitze fleißig besang, und dadurch sich in der Gunst seiner hohen Gebieterinnen immer fester setzte. Unter diese gehörte die unter dem Namen der Marquise von Pompadour so berühmt gewordene Madame d'Estiolles, Gemahlin des Herrn le Normant d'Estiolles, deren Haus der Sammelplatz aller schönen Geister zu Paris war. Bernis ward begeistert durch ihre Schönheit, genährt durch ihr seltenes Genie, und auch der Dame nichts weniger als gleichgültig, indem seine Adonisgestalt ihn eben so, wie sein Witz und seine Gabe, mit Feinheit und Grazie zu loben, empfahlen. Auch dann, als sich die schöne und hochgebildete Madame d'Estiolles zur ersten Geliebten Ludwigs XV. geschwungen hatte, den sie wie ein Kind an ihrem Rosenbande leitete, und der bis zu ihrem Tode sich unbeschränkt von ihr beherrschen ließ, vergaß sie des ge-

liebten Bernis nicht, sondern dachte jetzt ernstlich darauf, sein Glück zu machen, das ihr bey der großen Gewalt, die ihr zu Gebote stand, nicht schwer wurde. Durch ihre Vermittlung erhielt er eine Dompräbende zu Lyon, und wurde 1752 französischer Gesanndter zu Venedig, denn seine Gönnerin wollte, daß er nun nicht blos zärtliche Verse machen, sondern sich in Staatsgeschäften Kenntnisse sammeln sollte, damit er einst zu höhern Stellen tüchtig werden möchte. In Venedig blieb er bis zum Jahre 1755, aber von seinen dortigen Geschäften läßt sich wenig sagen. Der leichtfüßige Pflastertreter bekümmerte sich mehr um die venetianischen Dameu, als um die Angelegenheiten seines Hofes, lag lieber zu den Füssen bewunderter Schönheiten, als über den Akten, verführte lieber Weiber und Mädchen, als daß er sich zu höhern Stellen, ob er sie sich gleich wünschte, vorbereitet hätte. Indessen seine Beschützerin blieb ihm unverwandt zugethan; sie ließ ihn zurückrufen, nachdem er noch zuvor die einträgliche Abtey St. Arnoult zu Metz erhalten hatte. Im Anfange des Junius 1755 kam er nach Paris, und man machte ihn zum königlichen Staatsrathe, ohne erst zu fragen, ob er die erforderlichen Kenntnisse zu einem solchen Posten habe. Schon sollte er als Ambassadeur an den spanischen Hof abgehen, als er gegen jedermanns Erwartung wieder in Frankreich blieb, indem er zum wirklichen Staatsminister bestimmt war. Eben damals arbeitete man in den Kabineten auf den Untergang Königs Friedrich II. von Preußen, welche Vorbereitung den bekannten siebenjährigen Krieg zur trau-

rigen Folge hatte. Friedrich hatte sich einige witzige Spöttereyen über den Abbe' Bernis erlaubt, und ihn „einen faden Versler" genannt, darum sagt die geheime Geschichte, dieser habe sich darüber dergestalt erzürnt, daß er durch die Pompadour den König von Frankreich gestimmt habe, an dem Bündniß gegen den König von Preußen Theil zu nehmen *). Bernis schloß am 1ten May 1756 in Gesellschaft des Herrn Rouille den Traktat mit dem Wiener Hof, und noch einen besondern Freundschafts- und Unionsvertrag mit der Königin von Ungarn. Jetzt sollte er als Botschafter nach Wien gehen, allein seine Entfernung von Versailles zerschlug sich abermals, denn er wurde am 2ten Januar 1757 als wirklicher Staats- und Kabinetsrath eingeführt, bald darauf aber als Staatssekretair im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Alle diese glänzenden Erhebungen hatte er seiner allmächtigen Freundin Pompadour zu danken, die ihn noch überdieß mit großen Geldsnmmen beschenkte, womit er alte Schulden tilgen, und nun in größter Herrlichkeit leben konnte. Er wohnte im königlichen

---

*) Zwar sagt Archenholz in der Geschichte des siebenjährigen Krieges, erst dann sey Frankreich der Coalition beygetreten, nachdem man sich von Seiten Preußens in Dresden mit Gewalt jener Originalpapiere bemächtigt habe, die den vollständigen Beweis von der Existenz jenes Bundes lieferten; allein was oben gesagt ist, kann darum doch wahr seyn, und letzteres nur znm wirklichen Beytritt geneigter gemacht haben.

Schloß, und übertraf in köstlicher Einrichtung selbst die Prinzen vom Geblüte, wie er denn einst auf einmal nur allein für hunderttausend Livres Silbergeschirre anschaffte. Ein Jahr später, am 2ten Februar 1758, erhielt er das blaue Band des heiligen Geist-Ordens, und als er sich mit demselben seiner Gönnerin darstellte, wußte sie sich vor Freude kaum zu fassen. Ganze Tage und oft halbe Nächte saß sie in seiuer Gesellschaft, und ergötzte sich an den Ausbrüchen seines Witzes. Dieß mußte ihr auch vor der Hand genug seyn, denn daß er sich in Staatsgeschäfte noch nicht zu finden wisse, sah sie wohl ein, indessen hoffte sie, seine Flüchtigkeit werde sich mit der Zeit verlieren, und er in dem ihm noch fremden Kreise wohl noch einheimisch werden. So geschützt ließ er sichs nicht kümmern, wenn schon das Volk über ihn murrte, und die Großen mit neidischen Augen auf ihn sahen.

Geringere Präbenden hatte Bernis bereits genug, und Madame Pompadour glaubte, daß ihm zu äusserlichem Ansehen nichts mehr fehle, als Kardinal zu seyn, um jedem Großen des Reiches völlig gleich zu stehen. Schon unter dem Papste Benedikt XIV. wurden deßhalb Schritte gethan, aber vergebens, denn dieser starb, ehe die Marquise ihren Wunsch erreicht hatte. Unter seinem Nachfolger Klemens XIII. setzte sie ihre Bemühungen mit größtem Eifer fort, und durch Geld, das sie in Menge nach Rom schickte, erreichte sie nach mancherley besiegten Schwierigkeiten endlich ihren Zweck; am 2ten Oktober 1758 wurde Bernis zum Kardinal ernannt. So sehr mancher

ihn um diese Würde beneidete, so innig freute sich derselben die Frau von Pompadour; sie nahm an allen Festen und Vergnügungen, die man wegen dieser ihr so glücklich gelungenen Sache anstellte, den lebhaftesten Antheil, sie fuhr fort, den neuen Fürsten der Kirche mit Wohlwollen und Freundschaft zu überhäufen, und gönnte ihm auch fernerhin den Zutritt zu ihrer Person, sogar wenn sie sonst für niemand zu Hause war. Ihr Vorurtheil für den Kardinal gieng so weit, daß sie Frankreich in ihm einen wiederauflebenden Fleury oder Richelieu prophezeihte; aber eben diese Person, die ihn so hoch gehoben hatte, stürzte ihn wieder in die Tiefe. Ob er, im Vertrauen, er sey zu hoch gestiegen, glaubte, er könne nicht mehr fallen, oder ob er aus wirklichem Sinn für Recht seine Gönnerin, die andere Ansichten gehabt haben mochte, beleidigt habe, indem er ihr zuweilen theils sanft, theils heftig widersprach, und ihren Absichten sich widersetzte, bleibt unentschieden, so viel aber ist gewiß, daß er sich dadurch ungemein schadete. So sehr er sonst unter ihrem Sonnenstrahl gedieh, so schnell welkte er, als sie ihm ihre Gunst entzog. Er merkte das, und da der Sybarite ihrer ohnehin genug hatte, und das Verhältniß zwischen sich und ihr einer kühlern Betrachtung würdigte, so entstund bald der Wunsch, nicht nur ganz von ihren Banden los zu winden, sondern, wo möglich, sie selbst zu stürzen, ehe sie Zeit gewinnen könnte, das nemliche gegeu ihn einzuleiten. Er begieng die Unvorsichtigkeit, sich gegen sie in ein Komplot einzulassen, sie dem Könige verdächtig zu machen, und alles

zu ihrem Sturze vorzubereiten; aber Ludwig XV. hatte zu große Anhänglichkeit an die Dame, als daß sie seine Gunst so schnell hätte verlieren können. Er war schwach genug, ihr zu verrathen, nicht nur was gegen sie im Werke sey, sondern sogar die Personen zu nennen, die sich gegen sie verschworen hätten. Ihre Rache folgte dem, was sie erfahren hatte, auf dem Fuße nach, nur mit dem Kardinal verfuhr sie vorsichtiger. Sie vernahm ihn persönlich über das, was vorgegangen war, mit einiger Heftigkeit, ließ ihn merken, daß sie seine Untauglichkeit zum Staatsdienst wohl einsehe, daß es ihr wehe thue, von ihm, für den sie so viel gethan habe, sich so gemißhandelt zu sehen ꝛc., aber Bernis, der glaubte, nach solchen Aeusserungen müsse die Pompadour bereits in Ungnade gefallen und ausser Stande seyn, ihm zu schaden, fertigte sie schnöde ab, und erklärte ihr: er wisse allerdings, was er ihr zu danken habe, und werde es nie vergessen, allein in seinem Amte sey er schuldig, ohne alle Rücksicht zu handeln, und die Pflicht gegen den König und das Reich, dessen Bestes zu besorgen ihm aufgetragen sey, auf das strengste auszuüben. Von diesem Augenblicke an war der Sturz des Kardinals in der Seele der Madame Pompadour unwiderruflich beschlossen.

Kaum war diese Scene vorgefallen, so erhielt Bernis im November 1758 seinen Abschied als Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten, und nur die Stelle im königlichen Kabinetsrath wurde ihm noch gelassen. An seinen Platz trat der Herzog von

Choiseul, und Bernis hatte das Aergerniß, ihm selbst die fremden Gesandten vorzustellen. Ein Trost wäre es für den Kardinal gewesen, wenn er nur noch mit dem Herzog hätte arbeiten sollen, wie es anfänglich schien, aber er fiel noch tiefer, denn schon am 13ten December des besagten Jahrs ward ihm die völlige Ungnade des Königs förmlich angekündigt, und er befehligt, sich eine seiner Abteyen zum künftigen Aufenthalte zu wählen und Versailles zu verlassen. Es läßt sich denken, wie wehe dieser Schlag einem Mann gethan haben müsse, der gewohnt war, sich täglich im Glanze der Hofgunst zu sonnen, und im Namen des Monarchen Frankreich zu beherrschen, der die königliche Maitresse, seine vormalige entschiedene große Gönnerin, lieber selbst gestürzt hätte, als daß er fürchten mußte, daß sie einmal Gelegenheit finden könnte, das nemliche an ihm zu thun. Da blieb nun aber nichts übrig, als der harten Nothwendigkeit nachzugeben, und sich in die Zeit zu schicken. Der Kardinal gieng nach seiner Abtey St. Medard zu Soißons, bey welcher Stadt er ein ausgezeichnet schönes Landhaus hatte, und hier wohnte er mehrere Jahre. Der König, als ob gar nichts unangenehmes zwischen ihm und Bernis vorgefallen wäre, hatte, — da der letztere, vermuthlich aus Gram für das Erlittene, unpäßlich wurde — die Herablassung, ihn schriftlich zu beklagen, und ihm die Sorge für seine kostbare Gesundheit väterlich anzuempfehlen.

Schon hatte sich der Kardinal zum Priester weihen lassen, und gab sich gelassen darein, in den Zirkeln der großen und eleganten Welt gänzlich vergessen zu wer-

den, als er im Anfange des Jahres 1764 auf einmal und ganz unvermuthet die Erlaubniß bekam, wieder an den Hof zu kommen. Der König und seine Familie empfiengen ihn äusserst gnädig, aber die Juno von Versailles, Marquise von Pompadour, hatte es ihm noch nicht vergessen, was ihr einst von ihm zugedacht worden war, und daß sie ihm nur glücklicherweise zuvorgekommen sey. Sie setzte ihre Ungnade gegen ihn fort bis an ihren Tod, der im April 1764 erfolgte, und der einst so geliebte Adonis durfte ihr nicht mehr vor die Augen kommen. Seine Wiederaufnahme in die Gnade des Königs hatte der Kardinal ganz allein dem Herzoge von Choiseul zu danken, der ihm zu seinen mehrern reichen Pfründen jetzt auch noch das Erzbisthum Albey verschafte. Die Pönitenz, welcher sich Bernis von 1758 bis 1764 unterwerfen mußte, hatte die gute Folge für ihn, daß er etwas geistlichern Sinnes geworden war. Er wohnte von jetzt an fleissig zu Albey, stund den erzbischöflichen Geschäften mit Würde vor, gab von seinem Ueberflusse willig den Armen, hielt mässige Tafel, trieb wenig Pracht, und machte sich durch manche wohlthätige Handlungen beliebt. So lebte er ruhig bis zum Jahre 1769, als er nach dem Tode des Papstes Klemens XIII. von seinem Hofe Befehl erhielt, mit den Kardinälen Luynes und Choiseul dem Konklave beyzuwohnen, zu welchem er ohnehin eingeladen war. Am 25sten März 1769 traf er zu Rom ein, und bezog seine Zelle. Obwohl der Kardinal von Lüynes, als der ältere, die geheimen Befehle des Hofes erhielt, so war es doch Bernis, weil

er sich auf Intriguen besser, als jener, verstand, der die Zügel führte. Es ist bekannt, daß die bourbonischen Höfe eben damals darauf drangen, daß derjenige, welcher Papst zu werden wünsche, im Voraus sein Wort geben solle, den Jesuitenorden aufzuheben. Diese allgemein bekannte Bedingung gab zu unendlich vielen Umtrieben und Kabalen Anlaß, und Bernis, der eine Hauptrolle in diesem Konklave spielte, ohne den die französische Parthey keinen Schritt thun durfte, verwarf jeden Kandidaten des heiligen Stuhls, von dem er nicht zuverlässig wußte, daß er ein wahrhafter Feind der Jesuiten sey. Darum wurden die Kardinäle Chigi, Fantuzzi und andere, die Hoffnung zur Tiare hatten, sogleich verworfen; es durfte nicht mehr an sie gedacht werden. Und doch mit allen seinen Bemühungen konnte er die Unterschrift, der am meisten hoffenden Kardinäle wegen Aufhebung des Jesuitenordens und wegen der Souveränetät des Herzogs von Parma, nicht durchsetzen; alle erklärten: lieber nicht Papst zu werden, als sich dergestalt zwingen zu lassen. Die Umtriebe wurden nun noch ärger, und nur das Wort Berni's setzte ihnen endlich ein Ziel, indem er zu den Kardinälen sagte: „Wenn Sie es so treiben wollen, meine „Herren, so können wir noch viele Jahre „beysammen sitzen. Sie müssen sich schlech„terdings nach dem Willen des Königs, mei„nes Herrn, bequemen.“ Nun vereinigten sich diejenigen Wählenden, die am meisten Einfluß hatten, und schlugen den Kardinal Ganganelli vor. Dieser

wurde am 19ten May wirklich zum Papst erwählt, und nahm den Namen Klemens XIV. an.

Der neue Papst bezeugte dem Kardinal Bernis, dem er eigentlich seine Erhebung zu danken hatte, groſses Vertrauen, und sah es recht gerne, daß derselbe als französischer Gesandter in Rom blieb. Seine splendide Lebensweise, seine kostbare Tafel, wozu täglich fünf und zwanzig bis dreyssig Personen geladen wurden, gefielen den wollüstigen Römern sehr, und durch die Wohlthaten, die er ausspendete, setzte er sich zugleich in Hochachtung. Wegen Aufhebung des Jesuitenordens und des Breve's gegen Parma konnte er lange nicht durchdringen, denn der Papst schob es hinaus so lange er konnte; endlich mußte es aber doch brechen, und die Folgen für Ganganelli sind allgemein bekannt.

Unter dem folgenden Papste Pius VI. genoß Bernis ebenfalls groſses Vertrauen, nur konnte er dessen Reise nach Wien nicht hindern, so groſse Mühe er sich auch deßhalb gab *). Er stellte demselben vor, die Klugheit erfordere, daß man in der gegenwärtigen Zeit alles dasjenige aus Gefälligkeit zugestehe, was man doch nicht als Recht gegen die weltliche Macht behaupten könne. Er erinnerte denselben an die Worte seines staatsklugen Vorfahren Benedikts XIV.: „Ich freue mich, wenn die weltlichen Fürsten mich

*) Von Dohm „Denkwürdigkeiten meiner Zeit.“ IIr Bd. Seite 515. ff.

„noch um dasjenige bitten, was mir zu nehmen ich „ihnen nicht wehren kann.“ Er rieth dem Papst ernstlich ab, die Reise zu unternehmen, weil er seinem Ansehen durch sie einen großen Stoß versetzen könne, indem es nicht scheine, daß der Kaiser Joseph II. nachzugeben gesonnen sey, und meynte, durch scheinbares Entgegenkommen könnte die Ehre der Kirche vielleicht noch am ehesten gerettet werden; aber der Rath blieb unbefolgt, und Pius reiste. Als in der Folge der Kaiser selbst nach Rom kam, war es neben Azarra der Kardinal Bernis, der ihn bewog, gegen den päpstlichen Stuhl weniger rasch zuzufahren, denn obgleich Joseph II. dem letztern, als einem Geistlichen, weniger traute, so verwarf er doch seine Gründe nicht, weil sie mit denen des spanischen Gesandten meistens, und sogar oft wörtlich, übereinstimmten.

Obgleich der König von Frankreich den Kardinal Bernis mehrmals zurück rief, so blieb er doch in Rom, und hier starb er auch im September des Jahrs 1794. Hätte nicht der spanische Hof ihn unterstützt, so wäre er in sehr elenden Umständen aus der Welt gegangen; denn die französische Revolution hatte all sein Glück zertrümmert.

X.

Johann Hartwig Ernst, Graf von Bernstorf,

königlich dänischer Staatsminister.

Aus einer uralten Familie des mecklenburgischen Adels stammte der in so mannigfacher Rücksicht wahrhaft große Johann Hartwig Ernst, Graf von Bernstorf. Sein Vater war kurfürstlicher Kammerherr zu Hannover, und hier wurde ihm am 13ten May des Jahres 1712 der Sohn geboren, auf den später die Augen des ganzen kultivirten Europa's blickten. Obwohl im Ueberfluß der Glücksgüter erzogen, dürstete doch schon der Knabe nach Wissenschaft und Kenntnissen, zu deren Erwerbung ihm die Natur die größten Fähigkeiten verliehen hatte; der Jüngling verfolgte diesen Pfad mit dem regsten Eifer, und sein höchstes Bestreben gieng nur dahin, sich die Achtung der edelsten unter seinen Zeitgenossen zu erwerben. Schon damals machte er sichs zum Grundsatz, immer mehr zu leisten, als strenge Pflicht fordert, und noch im höchsten Alter war es sein Bestreben, von diesem Grundsatze nicht abzulassen. Der durch seine Reisen berühmte Keyßler war einer seiner frühern Lehrer,

und mit diesem besuchte er, kaum fünfzehn Jahre alt, die Universität zu Tübingen, wo er anderthalb Jahre blieb, dann aber mit seinem Führer und einem ältern Bruder durch Deutschland, die Schweitz, Italien, Frankreich, England und die Niederlande eine Reise machte, die für ihn ungemein lehrreich war. Der königlich dänische Minister Andreas Peter, Graf von Bernstorf, bemerkte seine Talente und wissenschaftliche Bildung, die weit über seine Jahre giengen, und empfahl ihn Christian VI., der ihn 1732 zum Kammerjunker ernannte. In eben diesem Jahre wurde er als Gesandter an den sächsischen Hof nach Dresden geschickt, wo er, abwechseld mit Warschau, bis 1737 blieb, auch bediente man sich seiner auf dem Reichstag zu Regensburg, am hannöverischen Hofe, auf dem Fürstentag zu Offenbach im Jahre 1741, und überall wurde Dänemarks Interesse bestens besorgt. Die wichtigen Staatsbegebenheiten unter Kaiser Karls VII. kurzer Regierung nahmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch; er sah diesen Monarchen in seiner tiefsten Erniedrigung, und bekannte es später oft mit Rührung, daß dieses eine Zeit für ihn gewesen sey, in welcher er die sichtbarsten Spuren einer alles regierenden Vorsehung erlebt habe. Von 1744 bis 1750 war er Gesandter am Versailler Hofe, und 1749 wurde er zum Geheimenrath ernannt.

Eben als Bernstorf aus Frankreich zurückberufen ward, um den seinem nahen Ende entgegensehenden Minister, den Grafen Schulin, zu unterstützen, schien es, als sollte ihn Dänemark für immer verlie-

ren, denn der Prinz Friedrich von Wales, mit dem er in Hannover erzogen worden war, suchte seine Dienste, und wäre dieser Prinz nicht 1751 gestorben, so wäre es dahin gestanden, ob er sie nicht angenommen hätte, aber nach dieser Veränderung zog er Dänemark allem andern vor. So übernahm er nun die Stelle des Ministers der auswärtigen Sachen und Obersekretärs der deutschen Kanzley in Kopenhagen.

Friedrich V. bestieg den dänischen Thron kurz ehe Bernstorf die Staatsverwaltung angetreten hatte. Ein König, mit einem so reinen edeln Herzen, dem gut handeln Bedürfniß war, und ein Minister in der höchsten Kraft seiner Jahre, in dessen Brust ebenfalls die größte Sittlichkeit wohnte, in dessen Karakter Menschenliebe einer der vorzüglichsten Züge war, was konnten die mit vereint gutem Willen nicht thun und wirken! Den dritten Mann in dem schönen Bunde machte der Graf Moltke, der ebenfalls alles Gute und Schöne mit ganzem Herzen umfieng und nach Kräften beförderte. Der vereinte gute Wille eines Königs und solcher Staatsmänner stiftete 1752 das große „Friedrichsspital" zu Kopenhagen, worinn schon im ersten Jahre seines Daseyns zwölfhundert Kranke geheilt wurden, — dann das „Erziehungshaus für arme Knaben" daselbst, gestiftet 1753, deren Zahl bald über dreyhundert anwuchs. Bernstorf allein schenkte diesem Institut, dessen Präsident er ward, viertausend Reichsthaler aus eigenen Mitteln. Er war es, der dem Könige den Rath gab, der westindischguineischen Handlungsgesellschaft ihre Besitzungen, Rechte

und Waaren abzukaufen, damit die Inseln von einem bisher getragenen beschwerlichen Joche entlastet würden, für Dänemark und Schleswig aber der Handel dahin frey werden möchte. Zwey und zwanzig Tonnen Goldes waren das dazu erforderliche Opfer; der Staat brachte es, und hatte nicht Ursache, es zu bereuen. Als Bernstorf im Jahre 1752 den Auftrag erhielt, das Aufblühen der Fabricken in Dänemark zu befördern, wurden sie sein vorzügliches Augenmerk. Bald nahm durch sie die Bevölkerung des Landes zu, große Summen blieben nun da, statt daß man sie sonst für unterschiedliche Bedürfnisse ins Ausland schicken mußte, und die innländische Betriebsamkeit nahm ausserordentlich zu.

Schon Friedrich IV. hatte die Leibeigenschaft der Bauern in den dänischen Inseln und in Jütland aufgehoben, Friedrich V. wollte diese Klasse von Staatsbürgern nicht nur frey, sondern auch in einem Wohlstande sehen. Zu dem Ende wurden die schädlichen Gemeinschaften abgeschaft, und die Frohndienste aufgehoben, wodurch sich der Zustand der Bauern ungemein gehoben hat. Die erste Probe machte Bernstorf auf seinem eigenen Gute, um durch die guten Folgen, die bald sichtbar wurden, auch andere Gutsbesitzer zu ermuntern. Die Einführung der Blattern-Inokulation, die damals noch mit vielen Vorurtheilen zu kämpfen hatte, — eine Verbesserung des Hebammenwesens und der Geburtshülfe, die bessere Jugendbildung, ein Schullehrer-Seminarium, eine ausserordentliche Verbesserung des gesammten Armenwesens — alle

diese Dinge hatten dem seltenen Minister ihr Daseyn zu danken. Die Einkünfte des letztern wurden ohne Druck der übrigen Unterthanen vermehrt, die Dürftigen weit besser, als zuvor verpflegt und besorgt. Die Errichtung des großen Armenhauses zu Kopenhagen war allein Bernstorfs Werk, ganz einzig in seiner Art; und dieß sind nur einige seiner wohlthätigen Anstalten.

Das, womit er sich um Dänemark vorzüglich verdient machte, ist: die Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten, die hauptsächlich zu seinem Departement gehörten. „Friede, gutes Vernehmen," — sagt Sturz*) — „wechselseitige Dienstfertigkeit, Wohlfahrt „und Ruhm für das Vaterland, Vortheile auch für „fremde Staaten, war seine Politik, damit erwarb er „sich Vertrauen, und zeigte, daß redlich handeln die „vortheilhafteste Staatskunst sey" u. s. w. Der dänische Handel mit den afrikanischen Raubstaaten und den Türken schien einer unglücklichen Katastrophe entgegen zu gehen, — Bernstorf entfernte sie durch kluge Unterhandlungen und bindende Vorträge. Er bewürkte die Vereinigung der holsteinischen Lande Plönischen Antheils mit denen der königlichen Linie, damit nie eine Zerstücklung der erstern statt finden möchte, welches gar leicht hätte geschehen können. Er beförderte die Wahl des Erbprinzen Friedrich zum Koadjutor

*) Erinnerungen aus dem Leben des Grafen Johann Hartwig Ernst von Bernstorf. 8. Leipzig 1777.

des Stiftes Lübeck, die man bisher nie auf einen königlichen Prinzen zu lenken im Stande war. Als der siebenjährige Krieg in Deutschland ausbrach, kam es sehr darauf an, welche Parthey Dänemark ergreifen würde, und daß es eine derselben ergreifen möchte, wünschte selbst das Land, damit durch gar zu lange Ruhe das Volk nicht verweichlicht werden möchte; aber der König, obschon ihm diese Stimmung nicht unbekannt war, und er auf jeder Seite der kriegführenden Mächte Belohnung und Vortheile zu erwerben wußte, folgte seinem eigenen Herzen; er blieb durch den ganzen Krieg neuteral, um das Blut seiner Unterthanen zu schonen, und sein Land vor Elend zu bewahren, das wohl auch nicht ausgeblieben seyn würde. Eben so dachte sein treuer und verständiger Minister, der durch keinerley Vorstellung und Zudringlichkeit von dem einmal ergriffenen System abgebracht werden konnte. Daß aber beyde nicht aus Furcht vor dem Krieg so handelten, sondern aus wahrer Ueberzeugung, daß es dem Lande zum Besten geschehe, haben sie bewiesen, als Peter III. von Rußland wegen alter Streitigkeiten seines Hofes über Holstein und Schleswig mit Dänemark Händel suchte. Jetzt galt es wirklich um Ehre und Vortheil des Reichs; darum brachten sie willig jegliches Opfer, und achteten der Schmäh- und Nachreden nicht, die von Unverständigen wegen des nicht zu vermeidenden Aufwandes über sie ergangen waren. Der Ausgang krönte des Königs und Bernstorfs Denkungsart, denn die Sache wurde unter Katharina II. durch Verträge so rühmlich als vortheilhaft

geendet, und dem einsichtsvollen Minister hatte Dänemark es zu danken, daß es aus einem Sturme, der ihm den Untergang drohte, so glücklich gerettet wurde.

Friedrich V. starb am 14ten Jänner 1766, Christian VII. bestieg den Thron, und schenkte Bernstorf das nemliche Vertrauen, wie sein Vater gethan hatte. Der Minister setzte seine Bemühungen für das allgemeine Beste des Landes unverdrossen und unermüdet fort. Er beförderte den levantinischen Handel, die afrikanische Kompagnie, die bereits bestehenden sowohl, als die neu errichteten Fabricken, und wenn die erwarteten guten Folgen nicht sogleich eintraten, so war es einmal unklug, sie zu frühe sehen zu wollen, dann zweytens war Bernstorf bey all seinen großen Vorzügen doch auch nur ein Mensch, der getäuscht und hintergangen werden konnte, so gut wie andere. Man verdachte es ihm, daß er fremde Künstler und Gelehrte — besonders Deutsche — ins Land berief, und bedachte nicht, daß man an Innländern solcher Art Mangel litte, aber doch ließ sich nicht verkennen, daß er es war, durch dessen kräftige Mitwirkung sich die dänische Schiffahrt ausbreitete, daß Dänemark nicht, wie ehemals, nur von der Gnade der Hanseestädte abhieng, sondern sich seine Bedürfnisse aus allen Seehäfen der Welt selbst holen konnte. Unter ihm breitete sich der westindische Handel Dänemarks aus; statt daß sonst kaum vier mit Zucker beladene Schiffe ankamen, konnte man nun deren fünfzig einlaufen sehen. Durch ihn und Moltke entstanden die Akademie der Künste und die botanischen Anstalten; Klopstock, der große Sänger

des Messias, Cramer, der treffliche Kanzelredner, der Arzt Berger, der Etatsrath Sturz und andere vorzügliche Männer wurden aus Deutschland berufen, um in Dänemark der Literatur Ehre zu machen. Auch mit fremden Gelehrten unterhielt Bernstorf einen beständigen Briefwechsel, und förderte von seinem Standpunkte aus das Beste der Wissenschaften. Die Verbesserung der Schulen war ihm eine Hauptangelegenheit und den Armen weihte er wenigstens den vierten Theil seines Einkommens. Eine große Reise nach Arabien, die der Hofrath Michaelis in Göttingen vorschlug, und an der ausgezeichnete Männer Theil nahmen, unterstützte der König auf Bernstorfs Rath, und Niebuhrs Reisebeschreibung ist das Resultat derselben. Wären nicht die meisten Reisenden vor Vollendung der Expedition gestorben, die Ausbeute würde noch größer gewesen seyn.

Bernstorf erfuhr bey all seiner Größe dennoch zeitig genug den Wechsel der menschlichen Dinge, und wie selten es sey, auf einem hohen Posten unangetastet stehen zu bleiben. Nicht nur die Beförderung der eben erwähnten Reise, wodurch die Gelehrsamkeit überhaupt, und auch die Religion durch Aufklärung wichtiger, aber dunkler Bibelstellen ungemein gewinnen sollte, — sondern auch viele andere Gegenstände seiner Ministerialverwaltung wurden in scharfe Prüfung genommen. Jeden andere Erfolg, als den man erwartete, schrieb man auf seine Rechnung, und was Zeiten und Umstände gethan hatten, sollte er büßen. Bernstorf vertheidigte sich mit Gründlichkeit und demjenigen Muthe,

den allein das innere Gefühl nie erschütterter Rechtschaffenheit giebt. Er beschämte seine Feinde, machte ihre Angriffe zunichte, und stand im Sonnenglanze der Unschuld vor aller Welt da. Selbst derjenige, der den Angriff gewagt hatte, erkannte es, daß er seinen großen Gegenstand verkannt habe, erklärte dessen Sache für gerecht, und söhnte sich in der Folge mit dem Edeln ganz aus. Das war der schönste Triumph, der dem seltenen Minister werden konnte.

Aber nur vier Jahre stand es noch an, so fiel er dennoch. Es traten diejenigen Unruhen im dänischen Reich ein, die unter dem Namen der „Struenseeischen" bekannt sind, die wir gegenwärtig nur im Allgemeinen berühren können, auf die wir aber später noch einmal zurückkommen werden. Acht und dreißig Jahre lang hatte Bernstorf Dänemark treu, redlich, unverdrossen, uneigennützig und mit mancher großen Aufopferung gedient, als es seinen Feinden gelang, ihm das Vertrauen seines Königs zu entwinden. Er fühlte es lange, was auf ihn warte, er wußte, was ihm begegnen werde, und war überzeugt, daß er seinem Schicksal nicht entrinnen könne; nur war die Frage: sollte er durch freywillige Niederlegung seiner Dienste dem Ungewitter, das sich gegen ihn thürmte, ausweichen, oder sollte er ihm mit männlicher Standhaftigkeit entgegen gehen, und das Aergste ruhig erwarten? Er wählte das Letztere. Ueberzeugt, daß die Vorsicht ihn auf diesen Posten gestellt habe, daß er nur mit ihrem Willen abgerufen werden könne, und daß ohne denselben kein Haar von seinem Haupte falle,

sah er der Zukunft mit weiser und williger Ergebung entgegen.

Eines Tages im Jahre 1770 hatte er sich ruhig zur Arbeit niedergesetzt, als er ein Schreiben des Königs erhielt, in welchem ihn derselbe — unter Anerkennung seiner Verdienste, und mit Ausschöpfung eines nicht unbedeutenden Jahrgehaltes — seiner bisherigen Dienste entließ. „Er las es" — erzählt Sturz — „mit ernsthafter Stille, und stand mit einem Blick des „Schmerzens auf. Ich bin meines Amtes entsetzt, „sprach er mit gesetztem, bescheidenem Ton, und fügte „mit gen Himmel erhobenen Augen hinzu: Allmächti„ger, segne dieses Land und den König."

Nur wenige Tage nach seiner Entlassung blieb er noch in Dänemark, klagte nicht über die Menschen, die ihn in solche Erniedrigung gestossen, nicht über den König, der der Stimme seiner Neider Gehör gab, sondern dankte Gott für alle das Gute, das er während seiner Dienstjahre dem Land erweisen konnte. Seine Freunde weinten über den Abgang eines solchen Mannes, er selbst aber tröstete sie und hieß sie ruhig seyn, wie Sokrates, als ein Giftbecher ihn der Welt und seinen Freunden raubte. In Gesellschaft seiner Gemahlin und Klopstocks reiste er in das freye Hamburg, um da seine Tage zu beschliessen. Kaum lebte er dort einige Monate, so wurde er nach Rußland gerufen, um in diesem Kaiserreich seine großen Talente glänzen zu lassen; allein er schlug das ehrenvolle Anerbieten aus, und blieb in der selbst gewählten Einsamkeit, weihte sich dem Umgang mit Gott, der Vorbe-

reitung auf den Tod, und erheiterte sich durch die Wissenschaften. Er erlebte noch die großen Veränderungen in Dänemark im Jahre 1772, und betete für seine Feinde in ihrem Elende. Aber in diesem nemlichen Jahre förderte ihn ein Schlagfluß in die Ewigkeit, eben da sein berühmter Arzt, Dr. Hensler in Altona, es am wenigsten erwartete. Seinem eigenen Verlangen gemäß wurde er auf seinem Gut Siebeneichen ganz in der Stille beerdigt, und alle Redlichen weinten ihm nach. Er war einer der trefflichsten Menschen, die auf der Erde gelebt haben, und sich so ganz seiner ungetrübten Rechtschaffenheit bewußt, daß er das große Wort von sich aussprechen durfte: „Er nähme jeden Tag seines Lebens unbedingt aus den Händen der Allmacht zurück, wenn er nicht einer bessern Zukunft entgegen gienge.“

In Dänemark ließ man nach Bernstorfs Tod seinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren, und ehrte sein Andenken in seinen Verwandten.

XI.

Alexius Petrowitz, Graf von Bestuschef-Riumin.

Russisch-kaiserlicher Großkanzler.

Der Mann, dessen auf der Bühne der Staatswelt gespielte Rolle wir kürzlich betrachten wollen, war ein wahrer Ball; mit dem die launenhafte Glücksgöttin spielte, — bald der erste Mann am Throne, bald in Gefahr, sein Leben auf der Blutbühne zu opfern; bald Gefangener, und bald wieder auf einer der höchsten Stufen der Ehre. Er wurde zu Moskau am 22ten May des Jahres 1693 gebohren, und war neunzehn Jahre alt, als er die russische Gesandtschaft begleitete, die auf den Friedenskongreß zu Utrecht abgesendet wurde. Peter der Große erlaubte ihm zeitig, in Kur-Braunschweig-Lüneburgische Dienste zu treten, in welchen er zum Kammerjunker ernannt wurde. Als der Kurfürst Georg Ludwig König von England wurde, schickte ihn derselbe mit der Würde eines Ministers bekleidet im Jahre 1714 nach Petersburg, um dem Zaar Peter seine Thronbesteigung anzuzeigen. Er gefiel in Rußland sowohl rücksichtlich seiner Person, als der Art, wie er dem Senat die Ursache seiner Sen-

dung anzeigte, so vorzüglich, daß Peter I. ihn nach drey Jahren als Oberkammerjunker bey der verwittibten Herzogin Anna von Kurland in sein Vaterland zurückrief, 1720 aber als residirenden Minister nach Kopenhagen sandte, und 1724 bey der Krönung Katharinens zum wirklichen Kammerherrn ernannte. Schon früher hatte sich Bestuschef Petern durch eine sinnreiche Medaille werth gemacht, die er auf den Rußland so vortheilhaften Nystädter Frieden prägen ließ, und bey einem zu Kopenhagen veranstalteten prächtigen Feste austheilte. Der Zar dankte ihm von Derbent in Persien aus in einem eigenhändigen Schreiben, und schickte ihm sein Bildniß in Brillanten gefaßt.

Unter den Regierungen Katharinens I. und Peters II. fand Bestuschef wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen, aber desto mehr unter der Kaiserin Anna, die ihn als ausserordentlichen Gesandten an dem niedersächsischen Kreise zu Hamburg ernannte. Hier führte ihm das Glück gewisse wichtige Papiere in die Hände, die er in eigener Person nach Rußland brachte, und woran dem herzoglich-holsteinischen Hause sehr vieles gelegen war. Im Jahre 1734 kam er zum zweytenmal nach Kopenhagen, erhielt den Alexander-Newski Orden, und ward bald hernach geheimer Rath; 1740 aber rief ihn die Kaiserin nach Petersburg zurück, und ernannte ihn zum Kabinetsminister. Damals war Biron *) erklärter Günstling der Monarchin, und

*) Man sehe Nro. XIII.

diesem hatte Bestuschef seine Erhebung zu danken, weil er jemand zu haben wünschte, der dem Grafen Ostermann die Stange halten sollte. Bestuschef that dieß, so viel in seinen Kräften stand, und machte sich auch noch auf andere Art um seinen Gönner verdient. Denn als derselbe von der sterbenden Kaiserin während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan zum Regenten von Rußland ernannt wurde, so erweckte dieß grosses Mißvergnügen. Mehrere äusserten sich laut und bitter gegen dieß Ereigniß, um so mehr, als schon früher das Aergerniß der Russen hoch genug gespannt war, daß drey Deutsche, Biron, Ostermann und Münnich, alle Gewalt allein ausübten, und die Eingebohrnen sich zurückgesetzt sehen mußten. Entweder man wußte dieses Mißvergnügen damals nicht, oder wollte es nicht wissen, aber jetzt traf das Schicksal, entdeckt zu werden, zwey arme Grenadier-Lieutenants vom preobachenskischen Regimente, die ein wenig frey gesprochen hatten. Bestuschef erfuhr es, und eröfnete es Biron. Dieser beschwerte sich gegen Münnich, der als Chef des Regiments die beyden Offiziere vorfoderte, und es so weit trieb, daß man die Unglücklichen bis zur Folter brachte; allein es kam das Gefährliche nicht heraus, das man zu erfahren glaubte, und Bestuschef hatte entweder falsch gehört, oder unnöthigerweise übertrieben, um seinen Gönner entweder zu retten, oder wenigstens vorsichtig zu machen. Biron aber wurde darum nur noch verhaßter, und fiel in Kurzem von seiner Höhe herab. Man nahm nebst ihm noch mehrere, unter anderm auch seinen be-

kannten guten Freund, den Kabinetsminister Bestuschef, gefangen und führte sie auf die Festung Schlüsselburg.

Es scheint nicht, daß der letztere sich in Birons Prozeß als rechtlicher Mann benommen habe, und er muß manches gegen seinen vormaligen Gönner ausgesagt haben, was er in der Folge nicht verantworten konnte. Wenigstens sagte dieser in seiner Vertheidigungsschrift*), Bestuschef sey ihm, um gewisse Aussagen zu bestätigen, unter die Augen gestellt worden, habe aber sogleich, nachdem er ihn ansichtig geworden, ausgerufen: „Ich habe übel gethan, daß ich wider „den Herzog gesprochen, und alles ist falsch, was ich „gegen ihn aussagte. Ich weiß nichts Böses, sondern „lauter Gutes von ihm, und verlange, daß sowohl „meine gegenwärtige Aussage, als die Bitte, die ich „hiemit an die Herren Kommissarien thue, zu Proto„koll genommen werde. Ich sage es frey heraus, der „Feldmarschall Münnich hat mich durch das Ver„sprechen, mich wieder in die Freyheit zu setzen, ver„leitet, seinem Begehren, den Herzog zu belasten, zu „entsprechen. Die Grausamkeit, mit welcher man mich „behandelte, und die Furcht, welche mir die gegen „mich gebrauchten Drohungen einflößten, haben mir „diese Beschuldigungen ausgepreßt.“

Als Elisabeth Petrowna den Thron der Zare bestiegen hatte, erhielt Bestuschef seine Frey-

*) Büsching Magazin für die neuere Historie und Geogra-phie. I. Thl. S. 22. — Wagner Geschichte des russischen Reiches, 5r Bd. S. 143. f.

heit wieder. Sie machte ihn auf Empfehlung ihres Vertrauten, des geheimen Raths L'Estocqs, zum Reichsvizekanzler, Senator, General-Postdirektor, Ritter des St. Andreasordens, und erhob ihn sammt seinem Vater in den Grafenstand, im Jahre 1744 aber zum wirklichen Reichskanzler; wenige Monate hernach schenkte sie ihm das Schloß Wenden in Liefland und drey und sechzig Haacken Landes. Bey alle der Gunst aber, die Bestuschef von der Kaiserin genoß, und dem Vertrauen, dessen sie ihn in allen Angelegenheiten würdigte, vermochte er es doch nicht, Biron das Herzogthum Kurland wieder zu verschaffen, nicht einmal die Erlaubniß, das russische Reich zu verlassen, hingegen nahm sie ihn nicht selten gegen L'Estocq *) in Schutz, welche beyde sich durchaus nicht mit einander vertragen konnten, denn der letztere unterstützte die französische, Bestuschef aber die österreichische Parthey am Hofe. Dieser war es auch, der die Kaiserin beredete, im Jahre 1747 zu Gunsten Oesterreichs, Englands und der Seemächte, mit denen Frankreich Krieg führte, eine Armee nach Deutschland zu schicken, und bey den General Keith aus ihren Diensten entfernte, den dann der König von Preußen mit Vergnügen bey sich aufnahm. Eben jetzt gelang ihm ein politischer Hauptstreich, indem er das Gerüchte verbreiten ließ, daß den bereits abgegangenen Truppen noch

---

*) An L'Estocq handelte Bestuschef schändlich undankbar, wie wir später genauer bemerken werden.

andere sechs und dreyßigtausend Mann nachfolgen würden. Dieß bewog Frankreich zur Nachgiebigkeit gegen die Seemächte, und der Friede von Aachen erfolgte im Jahre 1748.

Bestuschef war jetzt Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und der entschiedenste Gegner des preußischen Hofes. Er trug vermöge seiner Verbindung mit dem sächsischen Minister, Grafen von Brühl, sehr vieles zu dem bekannten Bündnisse bey, das den siebenjährigen Krieg in Deutschland zur Folge hatte, einen Krieg, der Rußland drey bis viermal hunderttausend Menschen, und über dreyßig Millionen Rubel kostete *). Aber so hoch jetzt dieser Mann stund, so daß es nur von ihm abhieng, Frieden oder Krieg zu wollen, so stund er doch gerade auf dieser Höhe seinem Falle näher, als wohl er selbst, oder irgend ein Mensch denken mochte.

Wir haben oben gehört, daß Bestuschef aus dem Archiv zu Kiel einst sehr wichtige holsteinische Urkunden an sich bekommen, und nach Rußland gebracht habe, und dieß konnte ihm der Großfürst, Peter Fedrowitsch, (Herzog von Holstein), nicht verzeihen. Als dieser daher im Jahre 1741 nach Petersburg kam, und nach abgelegtem griechischen Glaubensbekenntniß von der Kaiserin Elisabeth zu ihrem Nachfolger erklärt wurde, zeigte er sich ohne Rückhalt als Feind des Großkanzlers, und sprach öffentlich mit Widerwillen von

---

*) Büsching. a. a. O. IIr Band. Seite 420.

ihm. Bestuschef that für seine Person nicht weniger, und trieb es so weit, daß er sich sogar mit verächtlichen Ausdrücken über den Großfürsten äusserte. Aber auch diese Unvorsichtigkeit war ihm noch nicht genug, sondern, als die Großfürstin Katharina den Prinzen Paul Petrowitsch gebohren hatte, machte er den Plan, den Großfürsten von der Nachfolge in der Regierung auszuschliessen, und sie auf den Prinzen zu wenden, und zwar unter Vormundschaft seiner Mutter. Das war der erste Schritt zu seinem Verderben; der zweyte folgte bald nach. Bekanntlich war der nachherige Kaiser Peter III. von ganzem Herzen preußisch gesinnt, und ein Bündniß gegen den preußischen Monarchen mußte ihm ein Dorn in den Augen seyn, aber er konnte es nicht hindern. Ein solches Bündniß ward von Elisabeth schon 1746 mit dem österreichischen Hofe geschlossen, und da sie sich vollends durch eine bittere Sarkasme Friedrichs II. persönlich beleidigt glaubte, so war nichts mehr im Stande, sie davon abzubringen, um so mehr, als der Großkanzler das Feuer von Zeit zu Zeit anschürte, und ihren Argwohn, daß der König von Preußen mit Planeu umgehe, die ihrem Reiche sehr nachtheilig werden könnten, fleißig unterhielt. Der Krieg zwischen Preußen und Rußland war somit unvermeidlich, die Heere standen gegen einander, und griefen sich am 30ten August 1757 bey Großjägerndorf im Königreich Preußen zum erstenmal an. Hunderttausend Russen standen gegen dreißigtausend Preußen, und schlugen sie, aber statt ihren Sieg zu benützen, und die feindliche Armee —

wie eigentlich hätte geschehen sollen — zu verfolgen und aufzureiben, liessen die Russen den preußischen Feldmarschall Lehwald ruhig vom Schlachtfelde abziehen, worüber jedermann erstaunte, und die Frage: „warum das wohl geschehen seyn möchte," sich nicht zu enträthseln wußte. Das hatte ein Mann veranlaßt, an welchen und seine Beweggründe kein Mensch dachte. Bestuschef war es, der an den Feldmarschall Apraxin einen Brief sandte, des Innhalts: „Die Kaiserin befinde sich krank, und da leicht eine Veränderung mit ihr vorgehen könnte, die die Ruhe des Reichs rücksichtlich der künftigen Thronfolge stören möchte, so finde sie sich veranlaßt, einem solchen Unglück möglichst vorzubeugen. Sie befehle demnach, daß der größere Theil der in Preußen stehenden Armee sich näher gegen Liefland ziehen, und blos ein ansehnliches Korps zurückbleiben sollte." — Dieser Brief war die Ursache des Rückzuges der Russen, über den ganz Europa erstaunte, und der nach Archenholz *) mehr einer wilden Flucht, als einem ordentlichen Rückzug ähnlich sah, indem sie, um nur bald genug wegzukommen, fünfzehntausend Verwundete und Kranke, achtzig Kanonen und sehr viele Kriegsgeräthschaften zurückliessen. Elisabeth war wirklich krank, und Bestuschef fürchtete, sie werde sterben. Da er nun

---

*) Historisch Genealogischer Kalender, oder Jahrbuch der merkwürdigsten Weltbegebenheiten für 1789. Berlin bey Haude und Spener. Seite 42.

den Großfürsten Peter von der Thronfolge auszuschliessen wünschte, und wohl denken konnte, daß das so leicht nicht gehen dürfte, so mußte er auf den äussersten Fall Truppen in Bereitschaft haben, um seinem Entwurf den gehörigen Nachdruck geben zu können. Aber Elisabeth wurde wieder besser, und eine ihrer ersten Fragen war: wo sich ihre Armee befände. Da erfuhr sie den Rückzug aus Preußen, und die Veranlassung dazu, — Bestuschefs Brief an Apraxin. Der englische Minister und andere, die es mit dem Großfürsten gut meynten, warnten diesen, sich vor dem Großkanzler in Acht zu nehmen, und ja nichts, was ihm derselbe vorlege, ungelesen zu unterschreiben, auch sich zu bemühen, die verlorne Liebe der Kaiserin wieder zu gewinnen, und sie zu bewegen, dasjenige zurückzunehmen, was sie rücksichtlich der Thronfolge gegen seine Person verfügt hätte. Elisabeth wußte nichts von einer solchen Verfügung, und ward sehr entrüstet. Nun wurde sie von dem großfürstlichen Kammerherrn von Brocktorf und andern mit ausserordentlichen Klagen über Bestuschef bestürmt, so, daß sie zuletzt nicht mehr ausweichen konnte, ihm Arrest ankündigen zu lassen, doch schickte sie ihn nicht, wie sonst in solchen Fällen gebräuchlich war, auf eine Festung, oder in ein anderes Gefängniß, sondern beschränkte die Verhaftung blos auf des Großkanzlers eigene Wohnung. Indessen wurde die Sache dem Feldmarschall, Fürsten Trubezkoi, dem Feldmarschall Grafen von Buturlin und dem Grafen Alexander Schuwalow zur strengen Untersuchung übergeben, und schon unter dem

15ten Februar 1758 den Ministern der auswärtigen Höfe angezeigt: „Die Kaiserin sey von der Untreue des gewesenen Großkanzlers Bestuschef gegen sie ganz überzeugt, — man habe eine Menge seiner Verbrechen, Verräthereyen und anderer niederträchtiger Handlungen entdeckt, die auf einen Hochverrath hinausliefen, weßhalb sie ihn aller seiner Ehren und Würden beraubt, und einer peinlichen Untersuchung übergeben habe.“

Nach geendigter Untersuchung folgte am 5ten April 1759 die Haupt-Ukase *), worinn im Namen der Kaiserin gesagt wird: „sie habe schon vor einiger Zeit bekannt gemacht, daß sie den gewesenen Großkanzler Bestuschef Riumin um keiner geringern Ursache willen, als der beleidigten Majestät wegen, aller seiner Aemter und Würden entsetzt, und eine Kommission zur Untersuchung seiner Verbrechen angeordnet habe. Da die Hauptstücke derselben lange vorher bekannt und erwiesen gewesen, ehe sie zu der ihrer angebohrnen Großmuth und Neigung zur Gnade entgegengesetzten Strenge geschritten, habe sie diese Untersuchung nicht sowohl in der Absicht, seine gottlosen Handlungen, die sich von selbst offenbart, zu entdecken veranlaßt, sondern vielmehr um ihn zur Reue zu bewegen, und durch ein aufrichtiges Geständniß gleichsam ein Mittel zu bekommen, ohne der Gerechtigkeit zu

*) Man findet sie bey Büsching. a. a. O. Seite 422. ff. vollständig abgedruckt.

nahe zu treten, ihm einige Gnade wiederfahren zu lassen. Er selbst habe das wohl vermuthen können, indem die so sehr gemilderte Schärfe seines Arrestes in seinem eigenen Hause und der erlaubte Genuß seines gesammten Vermögens ihn gewiß hinlänglich überzeugt haben müßten. Mit einem Worte, der Zweck der Kommission sey mehr dahin gegangen, seine freywilligen Geständnisse anzuhören, als durch sonst gewöhnliche Strenge sie zu erpressen. Gleichwie er aber die erhaltenen Gnadenbezeugungen und Wohlthaten mit Undank und gänzlicher Hintansetzung der ihr schuldigen Treue und Pflicht erwiedert, so habe er auch während seines Arrestes, die gegen ihn bezeugte Nachsicht mit unerhörter Widerspänstigkeit vergolten, und seine Rettung von der gerechten Strafe nicht so sehr von der Großmuth der Kaiserin und seiner eigenen Reue, als vielmehr von eben den schändlichen Handlungen und Intriguen, wodurch er ihren gerechten Zorn gereitzt, erwarten wollen. Obwohl ihm, als er das erstemal befragt, bey Todesstrafe verboten worden sey, so lange er lebe an niemand das Geringste zu entdecken, so habe er doch schon damals Mittel gefunden, allen, von denen er vermuthet, sie könnten ebenfalls seinethalben befragt werden, schriftlichen Unterricht zu geben, was sie antworten, und nicht antworten sollten. Alles Uebrige habe er mit solcher Hartnäckigkeit zu verheelen gesucht, daß zu eben der Zeit, als er die schrecklichsten Eidschwüre gethan, und beym heiligen Sakramente des Leibes und Blutes des Erlösers bezeugt, daß er nichts mehr wisse, — Briefe von seiner eigenen Hand

gefunden worden seyen, worinn er andere ermahnt habe, zu verschweigen, daß er sie in gewissen Dingen zu Werkzeugen gebraucht, die er anf Befragen eidlich abgeläugnet habe. Seine Handschriften und andere Zeugnisse hätten hinreichend dargethan, was man von ihm selbst nicht habe herausbringen können, und dem zufolge sey man durch unwidersprechliche Beweise überzeugt, 1) daß er gegen den Willen der Kaiserin sich in Sachen gemischt, die ihn nichts angegangen, daß er auf unerlaubten Wegen seine Gewalt ausgedehnt habe, und zwar nicht aus Diensteifer, sondern zum Nachtheil des Dienstes, zur Befriedigung seiner eigenen Ehr= und Herschbegierde. 2) daß er die Befehle der Kaiserin unbefolgt gelassen, so bald sie nicht mit seinen Privatabsichten nnd Planen zusammengestimmt, ja daß er sogar durch heimliche Ränke sie unkräftig zu machen gestrebt habe. 3) daß er ihm bekannte Nachtheile, welche der Kaiserin und ihrem Reiche gedroht, nicht nur nicht abgewendet, sondern sogar sorgfältig vor ihr verborgen gehalten habe. 4) daß er seine eigene Befehle für wichtiger, als die seiner Monarchin gehalten, jene nicht selten gegen ihren Willen ausgefertigt, und also sich gleichsam zum Mitregenten gemacht habe; 5) daß er aus blinder und unbesonnener Begierde sich nicht gescheut, den Großfürsten und dessen Gemahlin bey der Kaiserin heimtückisch und ehrvergessen anzuschwärzen, auf der andern Seite aber die Kaiserin um die Liebe dieser Personen zu betrügen gesucht habe. Endlich habe man unter seinen Papieren unzweydeutige Beweise gefunden, daß er weitgehende Absichten gehegt,

und sehr schlimm gegen die Person der Monarchin und rücksichtlich ihrer Gesundheit gedacht habe.

Auf den Grund der Untersuchungs-Akten wurde dem Großkanzler Bestuschef die Todesstrafe zuerkannt, Elisabeth aber verwandelte sie in eine Verweisung auf seine Güter, wo er bewacht werden sollte, „damit“ — wie es im Urtheil hieß — „andere vor den Fallstricken dieses grau gewordenen Bösewichtes gesichert seyn sollten.“ Sein Vermögen, das nach dem Urtheilsspruche dem kaiserlichen Fiskus anheim fallen sollte, wurde ihm gelassen, seiner Frau und Sohn aber freygestellt, entweder ihm an seinen Verbannungsort zu folgen, oder sich einen andern zu ihrem künftigen Aufenthalte zu erwählen. Sie begleiteten ihn in den hundert und zwanzig Werste von Moskau gelegenen Flecken Goretowo, der ihm eigen gehörte, und theilten sein Schicksal mit ihm. Anfangs zwar mußte er in einem Bauernhause wohnen, aber bald erlaubte man ihm, sich eine eigene Wohnung zu bauen, die er „das Haus der Trübsal“ nannte. Unglücklicherweise starb seine Gemahlin nach kurzer Zeit und so ward ihm dieses Haus noch unerträglicher. Seine Unterhaltung war in dieser Einsamkeit meistentheils das Lesen der Bibel, die er in den Tagen des Glückes wohl schwerlich viel zur Hand genommen haben mochte. Aus ihr sammelte er mehrere Stellen zu seinem Trost im Unglück und seiner Erbauung, so daß die Sammlung zuletzt zu einem kleinen Buche anwuchs, welches sogar im Jahr 1763 in der Buchdruckerey der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg unter

dem Titel: „Auserlesene Sprüche aus der heiligen Schrift zum Trost eines jeden unschuldig leidenden Christen zusammen getragen. Auf den Verfasser selbst konnte das Wörtlein „unschuldig“ nicht wohl eine Beziehung haben.

Am 25ten Dezember 1761. starb die Kaiserin Elisabeth von Rußland, wegen ihrer milden Regierung von dem ganzen großen Reiche bedauert, und Peter III., ihr Neffe, bestieg den durch ihren Tod erledigt gewordenen Thron. Unkluges Benehmen gegen die Geistlichkeit und die Leibwache, — ungefälliges Betragen gegen seine Gemahlin, die nachherige Kaiserin Katharina II., und seine stürmisch vorgenommenen Veränderungen in unterschiedlichen Dingen, stürzten ihn schon nach sechs Monaten wieder herunter und — ins Grab.

Hätte Peter länger gelebt und regiert, Bestuschef würde nie mehr seine Freyheit erhalten haben, aber anders dachte Katharina. Kaum hatte sie die Regierung angetreten, so ließ sie dem Verbannten nicht nur seine Befreyung ankündigen, sondern ihn sogar an ihren Hof zurückrufen. Sie nahm ihn mit auszeichnender Huld in Petersburg auf, ernannte ihn nach seiner vormaligen Altersklasse zum Generalfeldmarschall, wirklichen geheimen Rath, Senator und Ritter der beyden russischen Orden, gab ihm eine jährliche Pension von zwanzigtausend Rubeln nnd ließ endlich in einer Ukase mit ihrer Unterschrift *) ihn gegen die ihm ehehin zur

---

*) Abgedruckt bey Büsching a. a. O. Seite 427 bis 430.

Last gelegten Vergehungen vertheidigen. Sie rühmte darinn Bestuschefs Verdienste, die sie schon als Großfürstin nicht verkannt habe, und sagt: „an den ihm Schuld gegebenen Verbrechen habe sie zu jeder Zeit gezweifelt und glaube, die über ihn erzürnte Kaiserin Elisabeth sey nur von boshaften Menschen hintergangen worden. Da nun die angeblichen Verbrechen noch zweifelhaft seyen, so habe sie lieber vergeben, als die Verdienste eines solchen Mannes so schnöde gelohnt wissen wollen. „Dieses Manifest mußte von allen Kanzeln abgelesen und dann an die Kirchenthüren angeheftet werden. Indem aber der Graf doch schon neun und sechzig Jahre alt war, als er seinen Verbannungsort verließ und wieder am Hofe erschien, so überhob ihn die Kaiserin aller Geschäfte und er durfte nur das thun, was er gerne wollte. „Generalfeldmarschall“ war ohnehin nur ein Titel und davon keine Rede, daß er, der nie eine Kompagnie kommandirt hatte, sich nun an die Spitze einer Armee hätte stellen sollen. An eigentlichen Staatsgeschäften nahm er keinen Theil mehr, blos in die polnische Königswahl suchte er sich einzumischen, aber ganz ohne Nutzen und Folgen.

Bestuschef lebte nach seiner zweyten Befreyung nur noch vier Jahre, denn am 10ten April 1766 starb er nach einer drey Wochen lang gedauerten Krankheit. Unter anderm war er ein Freund der Deutschen, besonders der deutschen Protestanten, denen ihn wohl sein ehemaliger Aufenthalt in Deutschland und seine Gemahlin geneigt machten. Er fuhr zu Gunsten

der Evangelisch-Lutherischen in Petersburg sogar der russischen Geistlichkeit durch den Kopf, das immer kein kleines Wagestück war, denn kaum hatte die Kaiserin Elisabeth die Regierung angetreten, so wünschten die Popen der russischen Kirche »zur Geburt der heiligen Jungfrau« sich der schönen lutherischen St. Petrskirche zu bemächtigen. Sie gaben eine Erscheinung der heiligen Jungfrau vor, bey welcher sie geweint und zu erkennen gegeben habe, daß ihr die Nachbarschaft des ketzerischen öffentlichen Gottesdienstes unangenehm sey, sie verlange also, daß ihr die Kirche der Lutheraner eingeräumt werde. Bestuschef war damals Vicekanzler und gab dem ihm dieses Verlangen vortragenden Geistlichen zur Antwort: »Die heilige Jungfrau habe bey einer neuen Erscheinung erklärt, daß sie ihren Sinn geändert habe und die lutherische Kirche nicht begehre, weil sie nicht von Osten gegen Westen, sondern von Norden gegen Süden gebaut und also zum rechtglaubigen griechischen Gottesdienste nicht brauchbar sey. »Diese Antwort rettete den Lutheranern ihre Kirche, die Bestuschef auch 1765 mit zweyhundert Rubeln beschenkte. Die ältere protestantische Kirche zu Moskau aber, in welcher seine Gemahlin begraben liegt, hat ein noch grösseres Geschenk von ihm erhalten.

XII.

Karl von Goutaut, Herzog von Biron.

Pair, Admiral und Marschall von Frankreich.

Geburt und Genie bestimmten diesen Mann, die höchsten Stufen der Ehre zu besteigen, das Glück begleitete ihn, aber seine ungezähmte Ehrsucht stürzte ihn in einen Abgrund, aus dem er sich nicht mehr empor hub und in welchem er zu Grunde gieng. Sein Vater war Armand von Goutaut, der sich von der Stelle eines Pagen der Königin Margaretha von Navarra bis zum Marschall von Frankreich geschwungen hatte. Er war so einsichtsvoll als tapfer und that dem Vaterlande große Dienste. In sieben Hauptschlachten hatte er kommandirt, siebenmal ward er verwundet und vor Epernay ward er bey Gelegenheit der Belagerung dieser Stadt erschossen. Seine Gattin war reformirter Religion und erzog auch ihren Sohn in derselben, aber der Vater machte ihn zum Katholiken, wahrscheinlich weil er hoffte, er werde es als Mitglied dieser Kirche auf der Bahn der Ehrenstellen weiter bringen, denn das Proselytenmachen scheint sonst seine Sache nicht gewe-

sen zu seyn, weil er — obgleich selbst Katholik — sogar auf der Liste derer verzeichnet war, die in der schrecklichen Bartholomäusnacht vom Jahre 1572 als Hugonotten oder Ketzer ermordet werden sollten.

Der Sohn, Karl von Gontaut, erhielt eine ausgezeichnet vortrefliche Erziehung. Sein Geist wurde durch Wissenschaften ausgebildet, sein Körper abgehärtet und durch Leibesübungen lenksam gemacht, so daß nichts fehlte, ihn zum Militairdienst geschickt zu machen, in welchen er schon im fünfzehnten Lebensjahr eintrat. Unter deu Augen seines großen Vaters machte er Schlachten und Belagerungen mit und zeigte sich seiner würdig, bey wichtigen Gesandtschaften in England den Niederlanden und in der Schweitz. In allen diesen Geschäften erwarb er sich die größte Zufriedenheit, denn sie waren immer von glücklichen Folgen begleitet. Im Kriege mit Spanien, der von 1595 bis 1598 währte, zeichnete sich Biron dergestalt rühmlich aus, daß ihm Heinrich IV. der Marschallsstab verlieh und bey Belagerung der Stadt Ançiens ihm das Kommando vertraute, ohngeachtet Prinzen vom Geblüt und selbst der Konnetable gegenwärtig waren. Er ward Pair, Ordensritter, Herzog und Statthalter von Burgund, dennoch glaubte er durch alle diese Auszeichnungen sich nicht genug belohnt, denn er hielt sich für den größten Mann in Frankreich, vielleicht gar in Europa; meinte, es gäbe gar keine größere Verdienste, als die seinigen, die nur durch einen Theil der Oberherrschaft über Frankreich ausgeglichen werden könnten. Unzufriedenheit über vermeinte Zurücksetzung

marterte ihn daher unaufhörlich und er wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, deren er sich bedienen könnte, um die Belohnung mit Gewalt zu nehmen, die man ihm — nach seiner Meinung — ungerechterweise versagte. Diese Gelegenheit fand sich zu Birons Unglück auf folgende Art.

Nach dem Frieden von Vervins, welcher auf den mit Spanien geführten Krieg folgte, sandte ihn Heinrich IV. nach Brüssel, wo der Traktat von dem Kardinal-Erzherzog Albrecht beschworen werden sollte. Hier traf er einen gewißen Picote', der als heftiger Liguiste aus Frankreich vertrieben und einst Birons Gefangener gewesen war. Dieser, in Hoffnung sich an seinem Vaterlande, das ihn ausgestossen hatte, zu rächen, wandte sich an den Marschall, um durch denselben seinen Zweck zu erreichen, wand sich gleich einer Schlange um das von Ehrsucht erfüllte Herz, und eröffnete Aussichten zu weit grösern Belohnungen, des höchsten Glückes und Ansehens, wenn er die französischen Dienste verlassen und dagegen in spanische treten wollte. Biron, unfähig seine Hauptleidenschaft zu überwinden, immer noch grössere Hoheit im Auge als die ihm bereits geworden war, empfieng den Vorschlag mit Wonne, und that dem arglistigen Picote' den Antrag, nach Frankreich zu kommen, wo sie sich dann über die Sache näher mit einander bereden wollten.

So bald der Unterhändler den Fisch an der Angel hatte, offenbarte er den spanischen Ministern, was für einen Fund er gemacht habe und diese fanden die Sache

zu wichtig und die Erwerbung eines solchen Freundes zu vortheilhaft, als sie nicht so weit als möglich zu treiben. Sie ließen dem von Ehrsucht beherrschten Biron durch Picote' antragen, sich entweder mit der Princessin Maria von Oesterreich, einer Nichte des Kaisers Maximilian des zweyten, oder mit der natürlichen Schwester des Herzogs von Savoyen, oder endlich mir der dritten Tochter desselben ehelich zu verbinden. Der Herzog wurde mit in das Geheimniß gezogen und als er nach Frankreich reißte, um mit Heinrich IV. wegen des Marquisats Saluzzo in Italien zu unterhandeln, das Savoyen während der innern französischen Unruhen an sich gerissen hatte, Heinrich aber wieder mit seiner Krone vereinigen wollte, unterließ er nicht, sich mit Biron zu befreunden, um ihn gleich andern mißvergnügten Großen zu gewinnen. Zwar schlug der Marschall, ohngeachtet seiner großen Geldgier, ein bedeutendes Geschenk aus, das ihm zugedacht war, aber den weitern Anträgen verlieh er nicht ungeneigtes Gehör und erweckte bey manchen, die einen Umgang zwischen ihm und dem Herzog nicht gerne sahen, Verdacht, daß sie es in Geheim besser mit einander meynten, als sie es äusserlich zu meynen schienen. Die Unterhandlungen zwischen dem König und dem Herzog nahmen einen so widrigen Ausgang, daß sogar der erste dem letztern den Krieg erklärte. Ob Heinrich gar nichts davon wußte, daß zwischen dem Herzog von Savoyen und dem Marschall, Herzog von Biron, ein freundschaftliches Verständniß herrsche, oder ob er bey seiner bekannten Herzensgüte und Un-

befangenheit, die nirgend Schlimmes sah, nicht darauf achtete, läßt sich nicht sagen, genug — er vertraute dem Marschall den Befehl über das Heer, das in die savoyische Landschaft la Bresse einrücken sollte und auch wirklich einrückte, so wenig Biron es gewünscht hatte.

Statt sein Geheimniß für sich zu behalten und das, was er thun wollte, mit großer Vorsicht zu thun, vertraute es Biron einem andern Mißvergnügten und und machte ihn sogar zu seinem Geschäftsträger. Dieser Mißvergnügte war ein gewißer Lafin, ein Mensch ohne Treue und Glauben, ohne Ehre und Religion. *) Ehe noch Frankreich und Savoyen Frieden geschlossen hatten, kam er nach Somo am Po, und schloß mit dem Grafen von Fuentes einen Vertrag, kraft dessen der Marschall von Biron sich mit der dritten Tochter des Herzogs Karl Emanuel von Savoyen vermählen, der Vater ihr einen Brautschatz von fünfmal hunderttausend Thaler mitgeben, der König von Spanien aber alle seine oberhoheitlichen Rechte auf Burgund abtreten sollte. Alles wurde versprochen, Biron glaubte sich am Ziel seiner Wünsche und sah sich im Geiste schon als Herrn von Burgund, aber es erfolgte gegen all sein Erwarten der Friede mit Savoyen und da man seiner nun nicht mehr nöthig zu haben glaubte, so machte man — nach Hofes Brauch

*) Meusel Geschichte von Frankreich 28tes Buch.

— hundert Schwierigkeiten, seinem gegebenen Worte treu zu bleiben uud schob die Erfüllung desselben aufs Ungewisse hinaus. Das verdroß den Marschall, dem vielleicht die Antwort des Königs hinterbracht worden war, die er gab, als ihm erzählt wurde, Biron habe sich geäußert, der König vergesse ihn, nachdem er seines Degens nicht mehr bedürfe: „man müsse ihm sein Murren übersehen, da er doch selbst für diejenigen willig zu Pferd steige und sich jeder Gefahr aussetze, über die er sich zu beklagen Ursache zu haben glaube.“*) Er empfand Reue über das Vergangene, entdeckte Heinrich IV. seine Fehler und der König vergab es ihm nicht nur, sondern bewies ihm dadurch, daß er sein Vertrauen nicht verlohren habe, und bediente sich seiner aufs neue zu den wichtigsten Sendungen.

Es ist schlimm, daß wenn eine Leidenschaft über ein Menschenherz einmal die Oberherrschaft gewonnen hat, dasselbe alle Pflichten vergißt und sich zu den schwärzesten Handlungen erniedrigen kann. Dieser Fall war auch der des Marschalls Biron. Statt dem Könige, der ihn so freundlich, milde und gnädig behandelt hatte, es durch neue Treue und Anhänglichkeit zu vergelten, ließ er sich mit dessen Feinden in neue Unterhandlungen ein, um seine Ehrsucht zu befriedigen und zur Belohnung seiner an dem gütigen Heinrich be-

---

*) Schröckh Allgemeine Biographie erster Theil, S. 367.

gangenen Untreue, das Herzogthum Burgund als eigenthümliche Besitzung davon zu tragen, wornach ihn so sehr gelüstete. Was ihn bewogen haben könne, nach der ersten Aussöhnung mit dem Könige dem La Fin weniger Vertrauen zu schenken, als znvor, ist unbekannt, aber so viel gewiß, daß er sich seiner bey der zweyten Unterhandlung mit Spanien und Savoyen nicht mehr bediente, sondern einen Baron von Lux nach Mailand schickte, um das Geschäfte zu betreiben.

La Fin war scharfsichtig genug, zu bemerken, was Biron durch die Reise des Barons beabsichtige, und eifersüchtiger Groll erwachte um so mehr in seiner Brust, als er — wenn für den Marschall alles glücklich ablief — sich auf eine angemessene Belohnung für die geleisteten Dienste Hoffnung machte, die er sich nun durch einen dritten entwendet sehen sollte. Er reißte daher heimlich und verkleidet nach Mailand, nicht nur um sich von demjenigen, was vorgienge, persönlich zu überzeugen, sondern auch den spanischen Statthalter Fuentes auszuforschen, um noch mehr zu erfahren, als was er bereits vollkommen wußte, nachdem er Biron die Papiere des frühern Vertrags unter dem Vorwand entlockt hatte, es sey gefährlich, die Originalien zu behalten, er wolle ihm davon eine Abschrift verfertigen und jene vernichten. Fuentes war zu sehr Hofmann, als daß er in die Falle gieng und La Fin hatte eben noch Zeit, sich zu entfernen und auf abgelegenen Wegen nach Frankreich zu kommen. Unverweilt erschien er am Hofe, und entdeckte dem Könige die Un-

treue des Marschalls. *) Heinrich ließ diesen zu sich nach Fontainebleau einladen, indem Er ihn zu sprechen wünsche, aber Biron kam nicht. Der König schickte zum zweytenmal, mit dem Anhang: er würde sonst selber kommen und ihn holen; endlich gelang es dem Präsidenten Jeannin, den Marschall unter Versicherung der königlichen Gnade zur Abreise zu bewegen. Es dauerte ein wenig lange, ehe er sich dazu entschloß, um so mehr, als er die Ursache dieser Vorberufung errieth und vertraute Freunde ihm den Rath gaben, er möchte den König um Gnade und Schonung bitten, wenn er sich irgend in etwas nicht rein fühlte. Eben wollte Heinrich, dem er zu lange ausblieb, ihn holen lassen, als Biron eintrat. Der König empfieng ihn mit einer Umarmung und sagte aufs freundlichste: „Gut, daß Sie kommen, denn sonst hätte ich sie selbst geholt.“ Er sprach von Birons Vergehen in einem Ton, aus dem dieser wohl hätte abnehmen können, er sey geneigt, ihm auch dießmal zu vergeben und versprach so gar, ein aufrichtiges Geständniß seines Fehlers und eine Versicheruug wahrhafter Reue werde alles gut machen; aber Biron läugnete alles, was der König doch aus seinen Papieren und andern Anzeigen ganz gewiß wußte.

Alles Zureden Heinrichs vermochte nichts auf den Marschall, er trotzte vielmehr auf seine angebliche

---

*) Thuanus historia sui temporis Tom. V. Lib. 128. pag. 1017. sq. der Ausgabe apud Petrum de la Roviere 1620. in fol. — Meusel am angeführten Orte.

Unschuld. Der König war wirklich in großer Unruhe und Verlegenheit, er wollte dem Manne, der einst sein Liebling war und sich besonders in den frühern Kriegen um ihn und seine Krone verdient gemacht hatte, so gerne verzeihen, wie er schon einmal gethan hatte, und doch — wenn das Verbrechen gerichtlich erhoben werden müßte — konnte er ohnmöglich unbestraft bleiben, das Heinrich so sehr zu vermeiden wünschte. Da er aber sah, daß all sein Zureden und Bitten um ein offenes und reumüthiges Geständniß nichts vermochte, so gieng er in sein Kabinet, warf sich auf die Kniee und bat Gott, ihm einen Ausweg aus diesem düstern Labyrinthe zu zeigen, sein Herz und seinen Verstand zu erleuchten, um ein gerechtes Urtheil zu fällen. Als er zurückkam, fand er Biron noch in seiner vorigen Stimmung. Er erneuerte sein Zureden und da auch dieß nicht fruchtete, befahl er, ihn in Arrest zu nehmen. Biron war so ungeheuer frech, daß er nicht nur wiederholt seine Unschuld betheuerte, sondern so gar in die Worte ausbrach: „Wenn ich diejenigen wüßte, die mich verläumdet haben, ich wollte ihnen die Köpfe abreissen.“ — „Gut dann, versetzte der König, man wird nun die Wahrheit auf anderm Wege suchen müssen. Adieu Baron von Biron.“

Der Marschall wurde nunmehr als Gefangener in die Bastille gebracht und niemand wagte es, ein Wort für ihn zu sprechen, der Größe des Verbrechens wegen, und da er sich gegen die Person des Königs mit dessen Kindern verschworen hatte. Seine nächsten Verwand-

ten allein flehten um Gnade für ihn, aber es war zu spät und der König ließ dem Rechte seinen Gang.

Die Untersuchung bestätigte die Richtigkeit der Anklage und Biron konnte sich nur schwach vertheidigen. Ein schlimmer Streich begegnete ihm mit La Fin, denn da er nicht glauben konnte, daß dieser ihn verrathen hätte, so erklärte er ihn für einen wackern und rechtschaffenen Edelmann, als man ihm denselben unter die Augen stellte. Wie erstaunte er nun, als dieser auftrat und ihn eines geheimen Briefwechsels mit Picote', eines Verständnisses mit Spanien und Savoyen zum Nachtheil des Königs und eines geheimen Vertrags mit diesen Mächten ins Angesicht beschuldigte, das noch andere Zeugen, auch die dem Gericht vorgelegten Briefe nnd Dokumente bestätigten. Seine innere Wuth ließ sich nicht znrückehalten, er brach in Beschimpfungen seines vormaligen Vertrauten aus, aber ohne Nutzen. Das Parlament ließ sich die Akten vorlegen, den Marschall vorstellen und verdammte ihn, seinen Kopf durch das Schwerd öffentlich vor dem Rathhause zu verlieren, welch letzteres man jedoch, um keine Unruhen zu erregen, besonders weil die Soldaten große Anhänglichkeit an ihren ehemaligen Anführer hatten, dahin abänderte, daß die Hinrichtung innerhalb der Bastille geschehen könnte. Alle seine Verbrechen gestand er ohne Bedenken ein, nur das wollte er nicht Wort haben, daß er dem Könige nach dem Leben gestrebt habe und verlangte — wiewohl umsonst — daß diese Beschuldigung im Urtheil ausgestrichen werden sollte.

Der 31ste Julius des Jahres 1602 war zu Birons Hinrichtung bestimmt. Obwohl er sein Urtheil nicht mit derjenigen Ruhe anhörte, die man von einem Manne, der dem Tod so oft ins Gesicht geschauet hatte, erwartete, so gieng er doch den letzten Gang mit ziemlichem Muthe. Er ließ sich weder die Augen verbinden, noch sich anrühren, blickte den Scharfrichter wild an, bieß die Zähne zusammen und sagte: „Mache fort!“ Im nämlichen Augenblicke fiel sein Kopf.

Obwohl nach dem Gesetz die Güter und das sämmtliche Vermögen des Schuldigen hätten eingezogen werden sollen, so überließ sie dennoch der König dem nachgelassenen Bruder desselben, weil er — wie er sagte — nicht wollte, daß man glauben möchte, er habe die Todesstrafe nur seiner großen Reichthümer wegen an dem Marschall vollziehen lassen.

XIII.

Ernst Johann von Biron,

Herzog von Kurland *).

Biron war der Sohn eines polnischen Lieutenants, der Enkel eines Stallknechtes, und wurde am 1ten Dezember des Jahres 1690 gebohren. Als er die ersten Schritte zu einer wissenschaftlichen Bildung hinter sich hatte, gieng er auf die Universität zu Königsberg, mußte sie aber, entweder weil er in schlimme Händel verwickelt war, oder weil das Vermögen des Vaters einen längern Aufenthalt nicht gestattete, zeitig wieder verlassen. Ein liefländischer Edelmann nahm ihn als Lehrer seiner Kinder an, aber auch da hielt er nicht lange aus, und gieng zu seinem Vater zurück, der als ein alter Diener des kurländischen Hauses immer noch

---

*) S. „Fortgesetzte neue genealogische Nachrichten" 145ter Theil. Seite 18—44. — Wagner „Geschichte des russischen Reiches, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten." 8. Hamburg 1810, fünfter Theil. — Baur interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts. Vierter Theil. 8. Leipzig 1806.

Zutritt bey Hofe hatte, und seinen Sohn zuweilen nach Mietau mitnahm. Hier residirte damals die russische Prinzessin Anna, (Bruderstochter Peters I. und Wittwe des Herzogs Ferdinand Wilhelm von Kurland) bey der er sich durch sein angenehmes Aeusseres und gefälliges Benehmen dergestalt einzuschmeicheln wußte, daß sie ihn zu ihrem Sekretär ernannte. Sie schenkte ihm ihr ganzes Vertrauen, und bediente sich seiner in den wichtigsten Angelegenheiten. Eine jugendliche Ausschweifung brachte ihn als Mörder in Gefangenschaft, denn er schwärmte einst zu Königsberg, wohin ihn die Herzogin zum Einkauf einiger Galanteriewaaren geschickt hatte, mit preußischen Offizieren und einigen Studenten, übersah sich im Trunke, und gerieth mit der Stadtwache auf der Strasse in solche Händel, daß ein Soldat durch ihn erstochen wurde. Eine namhafte Geldstrafe verschafte ihm die Freyheit, und bey seiner hohen Gönnerin hatte er wegen dieses Seitensprunges so wenig gelitten, daß sie ihn sogar zu ihrem Kammerjunker ernannte, und niemand anhörte, der ihr eine nachtheilige Meynung von ihm beybringen wollte.

Gestützt auf die Gnade der Fürstin vergaß der Emporkömmling, über sein Herz zu wachen, und gab dem Hochmuthe nur zu vielen Raum in demselben. Er verlangte „Herr von Biron" zu heissen, und wer hätte es wagen wollen, ihm das zu versagen? Er verband sich mit einem Hoffräulein der Herzogin, um bey dem Adel selbst Eingang zu bekommen, welches

ihm jedoch fehlschlug; man wies ihn — und zwar in einer etwas unsanften Sprache — ab, und das verdroß ihn nicht wenig. Ein Pflaster auf seine Wunde war die Abordnung nach Petersburg, um der Kaiserin Katharina I. die Glückwünsche der kurländischen verwittibten Herzogin zu ihrem Regierungsantritt nach Peters des Großen Tod zu überbringen, die ihn nicht nur zum Kammerhern ernannte, sondern ihm überdieß fünfhundert Rubel schenkte, und eine jährliche Pension aussetzte. So ausgezeichnet kam er nach Mietau zurück, und die Herzogin machte ihn sogleich zu ihrem Haushofmeister. In seiner Gesellschaft reiste sie nach Petersburg, wo sie nach Peters II. Tod im Jahre 1730 als Kaiserin Anna den russischen Thron bestieg. Bey ihrer Krönung wurde Biron Ritter und Oberkammerherr, und sein Einfluß war größer, als der irgend eines andern am Hofe. Zwar gab er sich das Ansehen, als ob er sich in gar nichts mische, und am allerwenigsten sich mit Protektionen abzugeben geneigt sey; allein das war nur Maske, und jedermann wußte es ganz genau, daß alles durch ihn gieng, und daß, wer eine Hofgunst erlangen wollte, sich schlechterdings an ihn wenden mußte. Es konnte nun gar nicht fehlen, daß er bey solcher Allmacht immer hochmüthiger und eigenmächtiger wurde, daß sich — da man so große Dienste nicht umsonst verlangen konnte — seine Reichthümer mit jedem Tage mehrten, daß er sowohl in Rußland als in Kurland sehr bedeutende Güter kaufen, und eine wahrhaft fürstliche Pracht führen konnte. Die Edelleute in Kur=

land, die vormals sich weigerten, ihn als Adelichen zu erkennen, boten ihm jetzt selbst ihre Rechte und Privilegien an, weil sie ihn in Rußland brauchen konnten, und in vielen Fällen eines solchen Fürspre=chers bedurften. Ja, nicht blos dieser stolze Landadel schmeichelte ihm, sondern Kaiser und Könige buhlten um seine Gunst. Kaiser Karl VI. erhob ihn in den Grafenstand des deutschen Reiches, und schickte ihm sein Bildniß, reich mit Brillanten besetzt, August II. König von Polen, gab ihm den weißen Adlerorden. Am höchsten aber stieg sein Ansehen, als im Jahre 1737 der Herzog Ferdinand von Kurland starb, denn die Kaiserin Anna schlug ihn den Ständen des Herzogthums zu dessen Nachfolger vor, und er ward es ohne Schwierigkeit.

Unter diesen Umständen legte Biron zwar seine Oberkammernherrnstelle nieder, aber er verachtete nicht die eines Staatsministers, um bey allen Gelegenheiten der erste an den Stuffen des Thrones zu seyn, und bey allen Festen des Hofes vorzüglich zu glänzen. Sehr vorzüglich wurde er bey Bekanntmachung des Friedens mit den Türken im Jahre 1738 ausgezeich=net. Die Kaiserin Anna hatte allen, die entweder im Kriege gedient, oder am Frieden gearbeitet hatten, große Belohnungen gelobt, unter anderm empfieng der Herzog von Kurland einen schweren goldenen mit Bril=lanten geschmückten Becher, dessen Werth man auf fünfzigtausend Rubel schätzte, und in demselben eine Anweisung auf eine halbe Million Rubel; seine Ge=

mahlin einen Schmuck für dreißigtausend Rubel, seine beyden Söhne den Andreasorden, und seine Tochter das mit Brillanten stark besetzte Bildniß der Kaiserin. — Er und seine Familie machten meistentheils die Tischgesellschaft der Kaiserin Anna, — fremde Gesandte wurden in seiner Wohnung wie am Hofe vorgestellt, er war gleichsam der Vice-Kaiser, und hätte ein ausgezeichneterer Mensch seyn müssen, als er wirklich war, wenn ihm dieß alles den Kopf nicht schwindelnd hätte machen sollen. Diese ungeheure Begünstigung, womit ihn das Glück anlachte, verdarb aber alles, was noch Gutes an ihm gewesen war; eine despotische Härte umzog sein ganzes Wesen, die besonders der kurländische Adel vor andern empfinden mußte. Er duldete nicht die geringste freye Rede, und der, von welchem eine solche offenbar wurde, konnte sicher darauf rechnen, nach Sibirien geschickt zu werden.

Es läßt sich denken, daß sich der Herzog bey einem solchen Benehmen eine Menge Feinde auf den Hals zog, die begierig auf ihn lauerten, um sich gelegenheitlich an ihm zu rächen; aber noch war er nicht reif zu seinem Falle, denn selbst im Tode noch war die Kaiserin Anna von ihm unzertrennlich, und seine Größe lag ihr ausserordentlich am Herzen. Damit sie nun ungestört fortdauern möchte, sorgte sie in ihrem Testamente dafür. Denn als sie im Oktober des Jahres 1740 krank wurde, und selbst fürchtete, sie werde unterliegen müssen, setzte sie in ihrem Testamente Iwan, den erst acht Wochen alten Sohn ihrer

Nichte, Prinzessin Anna, vermählt mit dem Prinzen Ulrich von Braunschweig, zu ihrem Nachfolger auf den russischen Thron ein, aber während seiner Minderjährigkeit — mit Uebergehung seiner Eltern — den Herzog von Kurland zum Regenten des Reichs. Dieser testamentarischen Verordnung zufolge, sollte der Herzog, bis der junge Prinz das siebenzehnte Jahr erreicht hätte, die Regierung des Reichs führen. Würde der Prinz vor diesem Zeitpunkt sterben, so sollten zwar seine nachgebohrnen Brüder — doch unter gleicher Vormundschaft — ihm nachfolgen, bliebe aber deren keiner am Leben, ein Kaiser durch Biron gewählt und von ihm bestätiget werden.

Erstaunen bemächtigte sich eines jeden, der dieses auffallende Testament vernahm. Man hatte gehofft, mit dem Tode der Kaiserin sollte die Bironsche Herrschaft ein Ende nehmen und nun sah man sie nicht nur aufs neue befestigt, sondern auf die unerwartetste Weise vergrößert. Alles war aufgebracht und manche waren unvorsichtig genug, es laut zu äussern, wofür der Regent, dem es nicht verborgen blieb, sie sogleich gefangen setzen ließ. Dergleichen Verhaftungen geschahen fast täglich und mit jeder wuchs der Haß gegen den Herzog von Kurland. Der Vater des Prinzen Iwan Antonowitsch, Herzog Ulrich von Braunschweig, sagte ihm ins Angesicht: es könne nicht so bleiben und werde schwerlich ohne Blutvergießen abgehen, ja er setzte gar die merkwürdigen Worte bey, als der Regent ihn fragte: ob er die Hände dazu biethen werde: „Ich

werde nicht der erste seyn.“ Dann erklärte er sich aber bestimmt, daß er mit dem Testament der verstorbenen Kaiserin unzufrieden sey und ihre Unterschrift für unterschoben halte. Ausserdem erhielt der Regent durch vertraute Personen noch andere wichtige Aufschlüsse, z. B. daß der Herzog von Braunschweig mit Organisirung eines Aufstandes umgehe, sich selbst zur ersten Person nach dem neu ernannten Kaiser machen wolle u. s. w. Es kam auch zwischen den beyden Herzogen wirklich zum Bruch und der Feldmarschall Münnich, der sich bisher zum Unterhändler zwischen ihnen gebrauchen ließ, fiel ebenfalls von dem Regenten ab, der dadurch eine große Stütze verlor. *) Er machte sogar der Prinzessin Anna den Vorschlag, Biron in der nächsten Nacht ihr als Gefangenen zu überliefern und sie war es zufrieden.

Münnich, um sich nicht zu verrathen, änderte äusserlich nicht das mindeste in dem Betragen, das er bisher gegen den Regenten beobachtet hatte; er speiste sogar am Mittag und Abend des Tages bey demselben, an welchem, von ihm geleitet, das Gewitter ausbrechen sollte, und doch hätte er sich beynahe selbst verrathen. Der Regent, obwohl er den Feldmarschall gar nicht für verdächtig hielt, fragte ihn unversehens, wie

*) Münnich warnte Biron und empfahl ihm Vorsicht, aber dieser antwortete: Er solle sich nicht um Dinge bekümmern, die ihn nichts angiengen.

von einer geheimen Ahnung getroffen: ob er bey seinen Feldzügen nie etwas Wichtiges in der Nacht unternommen habe?« Münnich fürchtete, Biron wisse von seinem Vorhaben und frage dieß, um ihm eine Falle zu legen, das ihn in Verlegenheit setzte. Sogleich besann er sich und antwortete: »er erinnere sich nicht, zur Nachtzeit etwas Ausserordentliches vorgenommen zu haben, allein er habe den Grundsatz, sich jeder guten Gelegenheit zu bedienen.« Um eilf Uhr in der Nacht schieden die beyden von einander und um zwey Uhr früh fuhr Münnich mit seinem Generaladjutanten, Oberstlieutenant Mannstein, zur Prinzessin Anna in den Winterpallast. Alle Offiziere, welche im Pallast die Wache hatten, wurden nun versammelt, und die Herzogin Anna bat sie, den jungen Kaiser und seine Eltern nicht zu verlassen, vielmehr zur Habhaftwerdung des Regenten, dessen Despotie nicht mehr zu ertragen sey, mitzuwirken und zu dem Ende alles zu thun, was ihnen der Feldmarschall auftragen würde. Sie versprachen es mit einem Kuß auf ihre Hand und die gemeinen Soldaten waren eben so bald gewonnen, von denen Münnich achtzig Mann mit sich nahm und in Begleitung Mannsteins zum Sommerpallast eilte, wo der Regent wohnte und im tiefsten Schlafe sorglos neben seiner Gemahlin lag.

Münnich befahl nun Mannstein, mit einem Offizier und zwanzig Mann schleunig in des Regenten Zimmer zu brechen und ihn gefangen zu nehmen, würde er sich aber widersetzen, ihn geradezu niederzustos-

sen. Es war darum zu thun, wo möglich ohne alles Geräusch, und ohne daß er das mindeste merke, zu dem Regenten zu kommen, darum gieng Mannstein ohne alle Begleitung voran, und weil die Wachen glaubten, er werde einen sehr wichtigen Bericht abzustatten haben, so ließen sie ihn auch ungehindert passiren. So kam er ohne gehört oder bemerkt zu werden in das Schlafzimmer. Der Regent und seine Gemahlin schliefen noch, als Mannstein die Gardinen des Bettes aufzog und mit ihm zu reden begehrte. Beyde erwachten, schracken zusammen und der Regent, der nichts Gutes erwartete, sprang aus dem Bette, da der Oberstlieutenant auf der Seite stand, wo die Gemahlin lag; aber Mannstein packte und hielt ihn so lange nieder, bis die Soldaten dazu kamen, dem Arrestanten mit einem Schnupftuch den Mund verstopften und seine Hände mit einer Offiziers-Schärpe zusammen banden. So trug man ihn im blossen Hemde bis vor das Wachhaus und dann, mit einem Offiziersmantel bedeckt, in die Kutsche des Feldmarschalls, welche schleunig in das Winterpalais fuhr. Dorthin folgten ein wenig später dem Regenten seine Gemahlin und ganze Familie, die mit Ausnahme des kranken ältesten Sohnes, den man zu Petersburg behielt, bis seine Gesundheit ihm gestattete, nachgeführt zu werden, noch am Nachmittag desselben Tages auf die Festung Schlüsselburg gebracht wurde. Der ebenfalls mit arretirte Kabinetsminister Bestuschef wurde erst zu Kexholm und dann zu Narva verwahrt, ehe auch er nach Schlüsselburg kam.

So fiel nach einer kurzen Regierung von zwey und zwanzig Tagen der unumschränkte Gebieter Rußlands; ein Augenblick stürzte ihn von der Höhe des Glücks in den tiefsten Abgrund des Elendes. Mäßigung in seiner Hoheit, Milde in seinem Betragen und Entfernung alles despotischen Sinnes würden ihn vielleicht erhalten haben, aber Hochmuth, Begierde nach Reichthum und ungezügelter Gewalt führten sein Unglück unaufhaltbar herbey.

So bald Biron und sein Anhang verhaftet und in Sicherheit gebracht war, erfolgte die Huldigung gegen die neue Regentin, die Prinzessin Anna, Mutter des jungen Kaisers, der man den Titel „Großfürstin von Rußland“ beylegte. Man ernannte eine geheime Kommission, um die Verbrechen des Herzogs von Kurland zu untersuchen, deren Chefs Münnich und Ostermann waren, und als die Untersuchung geendet ward, wurde öffentlich bekannt gemacht: der Herzog sey zum Theil schon vorher überzeugt gewesen, theils habe er selbst gutwillig eingestanden:*) 1) daß er während der letzten tödtlichen Krankheit der Kaiserin Anna mit Hintansetzung der für die Erhaltung ihres Lebens anzuwendenden Sorgfalt nur allein darauf bedacht gewesen sey, wie er die Verwaltnng des russischen Reiches während der Minderjährigkeit des Kaisers, die doch nach göttlichen und menschlichen Ge-

*) Wagner am angeführten Orte S. 146. ff.

setzen allein seinen Eltern gebührt hätte, mit Ausschliessung derselben an sich bringen möchte, — daß er eben darum der Kaiserin angelegen, ihm die Regentschaft zu vertrauen, und daß er alles angewendet habe, seinen Zweck zu erreichen. 2) Daß er ungeheure Summen an Geld und Kostbarkeiten aus dem kaiserlichen Schatze — und zwar meistens ausserhalb des Reiches — zur Beförderung seiner eigennützigen Absichten verwendet, auch diese Absichten in allen Vorfällen dem wahren Nutzen des russischen Reiches frevelhaft vorgezogen; — 3) daß er und seine Familie gegen die Elteru des Kaisers die äußerste Verachtung und Geringschätzung bewiesen, überhaupt sie auf alle Weise betrübt und gekränkt habe, — daß er darauf hingearbeitet, ihnen die Achtung der Nation zu entziehen ꝛc. — 4) daß er die Reichsgesetze und vorigen Verordnungen, von welchen er nach dem Willen der verstorbenen Kaiserin in keinem Stück hätte abgehen sollen, nach eigenem Wohlgefallen, besonders wenn sie gegen seine Privatabsichten gewesen seyen, gänzlich hintangesetzt und überschritten, — daß er gegen bedeutende Personen Arest und Untersuchungen verhängt habe, — daß er Willens gewesen sey, den größten Theil des vornehmen Adels von den ersten Stellen bey den Garderegimentern zu entfernen und sie dafür mit gemeinen Leuten zu besetzen; — daß er endlich 5) so weitaussehende, gottlose und boshafte Absichten — wie er selbst eingestanden — gehegt habe, daß wenn Gott nicht solche sichtbar gehindert hätte, die Unterthanen um ihre Ruhe und Wohlfahrt betrogen, der Kaise und seine Eltern in die gefährlichste Lage, das Reich

aber in namhaften Schaden gesetzt worden wäre. Da er nun vermöge dieses alles sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht, auch verrätherische Absichten gegen Kaiser und Reich zu Tage gelegt, so habe er dafür billig die Todesstrafe verdient. Indessen wolle der Kaiser gleichwohl aus angestammter Großmuth und in Betracht daß der Herzog seine Verbrechen freywillig und ungezwungen gestanden, ihm diese wohlverdiente Strafe in Gnaden nachsehen, und ihn sammt seiner Familie, die eben so, wie er, sich des Verbrechens beleidigter Majestät schuldig gemacht, zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt haben.

Nach Publikation dieses Urtheils führte man ihn, seine Gemahlin und Kinder am 13ten Junius 1741 von Schlüsselburg nach Pelim in Siberien ab; seine Brüder und sein Schwager Bismark, Gouverneur von Moskau, waren ihm bereits an andere Verbannungsorte vorangegangen.

Daß Biron der Todesstrafe entgieng, hatte er vielleicht nur einem Brief zu danken, den er kurze Zeit vor seiner Verurtheilung an die Großfürstin geschrieben hatte, in welchem unter anderm die Stelle vorkam: »Ich schreibe gegenwärtigen Brief nicht, um Gnade zu »suchen, denn ich habe die Unbeständigkeit der menschli»chen Hoheit zu sehr erfahren, als daß das, was mei»ne Person betrifft, mich weiter rühren sollte, und bin »bereit, mich jeder Strafe zu unterwerfen, die man mir »zuerkennen wird. Nur um die einzige Gnade bitte ich

„Ew. kaiserliche Hoheit, auf meine unglückliche Fami„lie mitleidige Rücksicht zu nehmen, um so mehr, als „diese keinen Theil an den Entwürfen und Vergehun„gen hat, die man mir Schuld giebt.“ — Diese Stelle rührte die Großfürstin dergestalt, daß sie die schon über Biron ausgesprochene Todesstrafe im Namen des Kaisers in ewige Gefangenschaft, Verlust aller Ehren und Würden und Einziehung seines gesammten Vermögens verwandelte. Gelassener, als man von einem solchen stolzen Satrapen glauben sollte, fügte er sich in sein Schicksal, weniger ruhig ertrug es seine Gemahlin, die der Verlust irdischer Hoheit unermeßlich schmerzte, da sie sonst als regierende Herzogin von Kurland nur von einem Thron aus Befehle zu ertheilen gewohnt war, die ehmals die jetzige Regentin von Rußland mit Wegwerfung behandelte, und deren Kleider mit so vielen Perlen und Edelsteinen besetzt waren, daß man diese Verzierung allein auf mehrere Tonnen Goldes schätzte.

Es ist leicht zu erachten, daß die Stände des Herzogthums Kurland einen solchen mit öffentlicher Strafe belegten Verbrecher nicht mehr zum Regenten ihres Landes haben wollten, um so mehr, als ihnen die Großfürstin versichert hatte, daß er seine vorige Hoheit niemals wieder erlangen sollte. Sie setzten ihn also auf einer Ständeversammlung ab, und strichen seinen Namen nicht nur unter denen ihrer vormaligen Landesregenten, sondern sogar in dem Adelsbuch aus. Zu einem neuen Herzog schlug die Prinzessin den Bruder ihres Gemahls,

den Prinzeu Ludwig von Braunschweig vor, ließ auch Truppen nach Kurland vorrücken, damit die Stände in ihren Gerechtsamen nicht beeinträchtiget werden möchten. Aber ehe noch diese Wahlsache ins Reine kam, fiel in Rußland eine neue Thronrevolution vor, deren wir kürzlich gedenken wollen.

Elisabeth Petrowna, eine Tochter Peters I. war von der Kaiserin Katharina I. zur Nachfolgerin Peters II. bestimmt, aber der Senat wählte, wie wir aus dem Vorhergehenden wissen, die verwittwete Herzogin Anna von Kurland, und diese Iwan, den Sohn des Herzogs Anton von Braunschweig-Wolfenbüttel, dessen Mutter nach Birons Sturz im Jahr 1740 die Regentschaft über Rußland übernahm. Indessen gab Elisabeth den Gedanken, sich auf den Thron zu schwingen, darum noch nicht auf. Die Anschläge wurden einige Zeit ganz geheim geschmiedet, denn nur der Wundarzt, Hermann L'Estocq, und der französische Gesandte Chetardie wußten darum, wie denn auch der letztere der Prinzessin zu Betreibung der Sache vierzigtausend Dukaten vorschoß. Dennoch hätte der Plan gar leicht vereitelt werden können, wenn die Regentin weniger sorglos gewesen wäre. Elisabeth trieb die ihr so wichtige Angelegenheit träge und furchtsam; ihr Geschäftsträger, L'Estocq, war anfangs im Werben eines Anhanges nichts weniger als glücklich, denn blos dreißig gemeine Soldaten versprachen Beystand, aber nicht ein einziger Offizier. Die Acquisition hätte aber gar leicht schädlich werden können, denn die-

se gemeinen Leute, die ohnehin bey einer solchen Regierungsveränderung wenig oder nichts gewannen, sprachen zu unbedachtsam, zu laut von dem, was kommen werde, und machten dadurch andere aufmerksam, so daß es an Warnungen nicht fehlte, die aber nur zu leichtsinnig in den Wind geschlagen wurden. Selbst ihr Gemahl lag der Regentin ernstlich an, sich L'Estocqs zu versichern und ihn gefangen nehmen zu lassen, sie war aber nicht zu bewegen, und als sie endlich treuem Rathe folgen wollte, war es zu spät, denn in einer bestimmten Nacht stellte sich Elisabeth an die Spitze ihrer Getreuen, fuhr in Begleitung L'Estocqs und des Kammerjunkers Woronzow nach dem Winterpallast, der Wohnung der Regentin, und ließ, nachdem sie sich noch mehrerer Soldaten versichert hatte, die Häuser Münnichs, Ostermanns und Golowkins besetzen, weil sie wußte, daß diese drey die Stützen der gegenwärtigen Regierung seyen. Im Winterpallast wurden alle dienliche Anstalten gemacht, die Großfürstin, ihren Gemahl, den jungen Kaiser und seine noch kein halbes Jahr alte Schwester Katharina, nebst einigen Vertrauten gefangen zu nehmen, welche alle ruhig schliefen. Dreißig Grenadiere weckten die Großfürstin, eröffneten ihr, daß sie Befehl hätten, sie wegzuführen, und kaum erlaubte man ihr, einen Unterrock anzuziehen und sich sonst ein wenig zu bedecken, der Herzog von Braunschweig aber wurde, in die Bettdecke gehüllt, im blossen Hemd in den Schlitten getragen. Die Kinder und Vertrauten folgten nach kurzer Zeit nach; früh um 8 Uhr war alles ruhig und Abends um vier Uhr

konnte Elisabeth schon den Winterpallast als neue Kaiserin von Rußland beziehen. Die Eltern des jungen Iwan und die Kinder wurden als Staatsgefangene nach Riga, später nach Dünamünde ꝛc. gebracht.

Gleichwie aber Elisabeth gegen alle, welche an der Erhebung Iwans zum Kaiser von Rußland und seiner Mutter zur Regentin, Theil hatten, die größte Strenge ausübte, so war sie hingegen denen, die unter den vorigen Regierungen nach Siberien geschickt worden waren, ausserordentlich gnädig. Man rechnete die Zahl derselben auf fünftausend und diese alle, welche noch lebten und ausfündig gemacht werden konnten, ließ sie zurückrufen. Auf diese Art kam auch Biron im Jahr 1742 wieder in Freyheit. Ein sonderbares Ereigniß begegnete ihm auf der Rückreise, ähnlich dem Rade des Sesostris, *) denn als er in Kasan ankam, brachte man eben seinen vormaligen ärgsten Feind, den Feldmarschall Münnich, und andere gefallene Staatsmän-

---

*) Sesostris, einer der mächtigsten Fürsten des alten Egyptens, ließ aus Uebermuth seinen Wagen von überwundenen Königen ziehen. Einst heftete einer derselben seinen Blick unverwandt auf ein Rad und als Sesostris die Ursache davon wissen wollte, antwortete jener: „Ich sehe in diesem Rade die Unbeständigkeit des Glü-„ckes, indem das, was kaum am höchsten stund, in ei-„nem Augenblick wieder zu unterst ist, und doch eben so „bald wieder empor kommt. So, denke ich, könne sich „auch unser Geschick eben so bald ändern.“

ner auf Schlitten, um als Verbrecher den Weg nach Siberien zu machen. Zwar hieß er noch immer „Herzog von Kurland,“ aber freylich ohne die mindeste Hoffnung, es jemals in der That wieder zu werden, obschon kein anderer Regent statt seiner eingetreten war und vier Oberräthe das Land administrirten, denn die Stände konnten sich rücksichtlich einer Wahl nicht vereinigen, und so blieb der herzogliche Stuhl viele Jahre unbesetzt.

Man wieß dem Herzoge und seiner Familie das Schloß in der Stadt Jaroslaw, an der Wolga, dreißig Meilen von Moskau, zu seiner Wohnung an, gab ihm anständigen Unterhalt und die Freyheit, zu jagen, spatzieren zu fahren u. s. w. nur sollte er sich nicht von dort entfernen, ja er konnte ohngeachtet der dringendsten Bitten die Erlaubniß nicht erhalten, sich nach Deutschland zu begeben. Gerne hätte er versprochen, niemals in seinem Leben wieder nach Rußland zurück zu kommen, aber die Kaiserin war ein für allemal unerbittlich, und er mußte aufhören, die Erfüllung dieses Wunsches zu erwarten. Er durfte eben so wenig selbst Versuche zu seiner Freyheit wagen, denn wäre er entdeckt worden, so würde er wahrscheinlich zum andernmale nach Siberien gewandert seyn, und wie schwer es war, unbemerkt durchzukommen, konnte er leicht ermessen, da seinem ältesten Sohn, Peter, solche Versuche mehrmals mißlangen, der doch wahrscheinlich nicht so scharf, als sein Vater, beobachtet wurde. In dieser freudlosen Einsamkeit und Gefangenschaft beschäftigte sich der Herzog am liebsten mit seiner auserlesenen Bi-

bliotheck, vertrieb sich die Langeweile durch angenehme und nützliche Lektüre, und diese Einsamkeit dauerte lange zwanzig Jahre. Erst nach Elisabeths Tod, als Peter der Dritte im Jahr 1762 zur Regierung kam, schlug die Stunde der Erlösung. Der neue Kaiser hieng selbst dem bisher Verbannten den russischen Andreasordens um, den er freylich durch seine ehemalige Regentschaft nicht verdient hatte, gab seinen Söhnen das Prädikat „Prinz“ und jedem ein Regiment mit Generalskarakter. Hätte Peter länger gelebt und regiert, so war es bey ihm schon beschlossen, Biron förmlich wieder als Herzog von Kurland einzusetzen, aber er saß zu kurz auf dem Throne der Zaare, als daß dieser Entwurf zu Stande hätte kommen können. Sein Regiment dauerte nur sechs Monate, denn durch mancherley unklnges Benehmen machte er so viele Mißvergnügte, daß man seine verständigere Gemahlin unter dem Namen: „Katharina die Zweyte“ zur Regentin und Selbstherrscherin der Russen ausrief. Peter wurde gefangen genommen und starb unvermuthet am 17ten Julius 1762.

Katharina II. war nicht weniger gnädig gegen Biron, denn sie gab ihm nicht nur alle bis dahin unter russischer Administration gestandenen Domainengüter in Kurland zurück, sondern sandte ihn sogar persönlich nach Riga, um von dem Herzogthum feyerlich Besitz zu nehmen. So leicht sich aber die Kaiserin die Sache mochte vorgestellt haben, so viele Schwierigkeiten warfen sich in den Weg. Die Stände von Kurland hatten, wie wir wissen, den Herzog nicht nur aus der Reihe

ihrer Regenten, sondern sogar aus der Liste der Adelichen ausgestrichen, wie hätten sie sich sollen träumen lassen, daß ein nach Siberien Verbannter und noch dazu unter dem Schutze derjenigen Regentin, in deren Reich er einst als Verbrecher gebrandmarkt und so sehr gestraft worden war, wieder als ihr Herzog einzutreten im Sinne haben könnte? Unfähig, einen solchen Umschwung der Dinge jemals für möglich zu halten, hatten die Stände bereits im Jahr 1758 den Prinzen Karl, zweyten Sohn des Königes von Polen und Kurfürsten von Sachsen, Augusts III. zu ihrem Herzoge gewählt, und die Republick Polen bestätigte ihn im folgenden Jahre als Lehensherr. Biron protestirte gegen diese Ernennung, Katharina II. unterstützte ihn, und der von den Ständen des Landes erwählte Herzog konnte nichts anders thun, als nachgeben, sich der Gewalt der harten und unbeugsamen Nothwendigkeit fügen und die Regierung niederlegen. Biron siegte also über seinen Nebenbuhler, ward aufs neue regierender Herzog von Kurland, und empfieng am 22ten Junius 1763 zu Mietau die Huldigung des Landes.

Sechs Jahre regierte er nun noch in Frieden und Ruhe, that für das Beste seiner Unterthanen so viel er vermochte, und vergütete in späterer Zeit durch Milde, was er in frühern Tagen durch Uebermuth und Heftigkeit gesündiget hatte. Im Jahr 1769 übertrug er die Regierung seinem Sohn Peter, und starb als hochbetagter Greis am 28ten Dezember 1772 in einem Alter von drey und achtzig Jahren, welches, wenn man erwägt,

was er nach seinem Sturz als Regent von Rußland in Siberien und späterhin zu Jaroslaw gelitten hatte, ebenfalls zu dem Wunderbaren gehört, das in seinem ganzen Leben so sichtbar ist. Aber eben aus diesem Leben erhellet auch, daß sein sittlicher Karakter nicht zu denenjenigen gehörte, die die Welt mit Bewunderung und Ehrfurcht anstaunt, dem jeder am Grabe ein williges Opfer der Dankbarkeit bringt, und von dem eine die Verstorbenen meistens richtiger als die Zeitgenossen beurtheilende Nachwelt sagen dürfte: er habe sein einst hartes Schicksal unverdient gelitten. Das Glück hob ihn aus dem Staube, sein bewiesener Despotismus stürzte ihn in eine unermeßliche Tiefe des Elendes hinab. Ein unerwarteter glücklicher Zufall, ohne alle sein Verdienst, hob ihn wieder empor, löste seine Fesseln, und gab ihm — wenigstens etwas von Freyheit, bis endlich ähnliche Ereignisse, zu welchen aber er, zur Unthätigkeit und Unwirksamkeit verdammt, nicht das mindeste beyzutragen vermochte, ihn noch höher hoben, so daß er, statt in trauriger Abgeschiedenheit von allen Sterblichen, im Besitz eines Fürstenstuhls nicht nur sterben, sondern so gar hoffen konnte, daß in langer Zukunft der Herzogshut die Häupter seiner Nachkommen beschatten werde.

Der große Friedrich sagt von ihm im ersten Bande der „Geschichte meiner Zeit“: Anna Iwanowna hatte ihren Günstling und Minister Biron „zum Herzoge von Kurland gemacht, dem der Adel seines Landes sogar das Alter seiner adelichen Abkunft

»streitig machte. Er war der einzige, der ausgezeich-
»net viel über die Kaiserin vermochte; nach seinem Cha-
»rakter war er eitel, grob und grausam; aber fest in
»Geschäften und entschlossen zu den größten Unterneh-
»mungen. Seine Ehrsucht wollte den Namen seiner
»Gebieterin bis ans Ende der Welt tragen. Uebrigens
»war er so geitzig im Sammeln, als verschwenderisch
»im Weggeben; er hatte einige nützliche Eigenschaften,
»aber keine guten und keine angenehmen.«

XIV.

Henry St. John Lord Viscount Bolingbroke,

Staatssekretair von England.

Der Geburtsort dieses Staatsmannes ist Batterseg in der Grafschaft Surry, wo er im Jahr 1672 zur Welt kam. Schon seine früheste Jugend verrieth, daß die glänzendsten Talente in ihm wohnten, und daher wurde er auch sehr sorgfältig erzogen. Zu Oxford studirte er die höhern Wissenschaften und besonders Geschichte und Staatskunde, worin er sich vor allen andern Jünglingen, die mit ihm auf gleicher Bahn liefen, ganz vorzüglich auszeichnete. Das war seine lobenswerthe Seite, aber in anderer Rücksicht war er ein zweyter Alcibiades. Ihn beherrschte schon damals der grenzenlose Ehrgeitz, alles wollte er andern bevorthun, immer vor jedem andern glänzen. Ganze Nächte durchschwärmte er bey Wein und Mädchen, und wenn einigen Nachrichten zu glauben ist, so lief er sogar einmal im Park zu London, der Hauptpromenade dieser hochbevölkerten Stadt, nackend herum. Selbst noch später, nachdem er schon ins eheliche Leben getreten war, überließ er sich

so rücksichtlos seinen Ausschweifungen, daß seine Gemahlin über seine Untreue die bittersten Klagen führte und endlich sich von ihm trennte. *)

Dieses heillose Leben trieb Bolingbroke bis in sein acht und zwanzigstes Jahr, als endlich der bessere Mensch etwas in ihm aufwachte und er anfieng, einzusehen, daß er zu würdigern Zwecken auf der Welt seyn könnte. Er nahm im Jahr 1700 seinen Sitz im Unterhause, eben damals, als unter Wilhelm III. das Ober- und Unterhaus sehr gespannt gegen einander waren; aber gerade solche stürmische Epochen sind einem jungen Manne, der sich auszuzeichnen wünscht, die angenehmsten, denn in ruhigen Zeiten sind die Gelegenheiten dazu seltener. Eben damals waren die Augen von ganz Europa auf die spanische Erbfolge, die der verstorbene König zu Gunsten Frankreichs entschieden und in seinem Testament den Herzog Philipp von Anjou, zweyten Sohn des Dauphins und Enkel Ludwigs XIV., zu seinem Nachfolger ernannt hatte, gerichtet. England war diese Verfügung höchst unangenehm, der König und das Oberhaus sahen es voraus, daß man, um sie unkräftig zu machen, die Waffen werde

---

*) The Life of Henry St. John, Lord Viscount Bolingbroke, London 1770 — Schlegel Kirchengeschichte des 18ten Jahrhunderts 1ter Bd. S. 337. — Baur Historisch-Biograph. Literar. Wörterbuch I. 429 und andere. — Conversations Lexikon 5te Ausg.

ergreifen müssen, aber das Unterhaus war nicht so geneigt, darein zu willigen, wiewohl es endlich auch dahin stimmte: „es wolle den König unterstützen, seine „Regierung beschützen und die allerdienlichsten Maßre„geln ergreifen, welche den kräftigsten Einfluß auf das „Beste und die Sicherheit Englands, in die Erhaltung „der protestantischen Religion und des Friedens in Eu„ropa haben könnten.“ *) Aber diese Gefälligkeit gegen den König, dem man überdieß nicht einmal eiue hinreichende Geldsumme zu dem bevorstehenden Kriege, sondern nur hundert und fünfzigtausend Pfund Sterling bewilligte, wurde durch allerhand lästige Forderungen, die er bewilligen sollte, sehr verbittert. — Der Tod Jakobs II. von Schottland und daß Frankreich und der Pabst den Prätendenten für einen König von Großbritannien erkannten, machte ebenfalls vieles zu schaffen. Endlich starb auch 1702 Wilhelm III., und seine Nachfolgerin war die Prinzessin Anna, Tochter Jakobs II. und Schwägerin des verstorbenen Königs, die den Krieg gegen Frankreich sehr ernstlich fortsetzte.

In den vier Jahren, während welcher Bolingbroke im Unterhause gesessen hatte, erwies er sich bey allen Gelegenheiten so einsichtsvoll, so beredt, so muthvoll und so patriotisch, daß er die Augen der merk-

---

*) Paul von Rapin allgemeine Geschichte von England. Herausgegeben von Pauli. 9ter Band, Halle 1759 in 4.

würdigsten und einflußreichsten Männer auf sich zog, unter anderm auch des berühmten Robert Harley, nachmaligen Grafens von Oxford. Als der Graf von Nottingham bey der Königin in Ungnade fiel und seine Stellen verlor, machte sie Harley zum Staatssekretair, der damals die Gunst der dem Hofe sehr empfohlenen Whigs besaß und auch von den Gliedern der hohen Kirche Englands sehr geachtet war. Er, der Bolingbroke als eben so talentvollen als angenehmen Mann im Unterhause kennen gelernt hatte, trug nun darauf an, daß die Königin denselben zu der einträglichen Bedienung eines Sekretairs bey dem Kriegs- und Marinenwesen ernannte, womit auch jedermann zufrieden war. In dieser Stelle befand er sich aber nur drey Jahre, als er durch folgenden Vorgang sie niederzulegen sich veranlaßt sah. Harley war dem grossen Feldherrn Herzog von Marlborough nicht gewogen, ohngeachtet dieser zu seiner Erhebung sehr vieles beygetragen hatte, und widersetzte sich dessen Absichten nicht selten im Parlamente. Das verdroß den Herzog, am meisten aber, daß der Staatssekretair die Friedensvorschläge, die der Kurfürst von Baiern der Königin nach der Schlacht bey Rameilles gethan, unterstützt und ihre Annahme empfohlen hatte. Der Herzog sah dieses Benehmen als eine Verschwörung gegen sein Glück und Ansehen an.

Marlborough gehörte zur Parthey der Whigs; er und seine Freunde fürchteten, es möchte durch Harley den Torys gelingen, sich über sie zu erheben und

so legten sie ihm Schlingen, damit er in denselben sein Verderben finden möchte. Man machte ihn der Königin verdächtig, hinterbrachte ihr mancherley, was er gesagt haben solle und endlich erklärten Marlborough und der Großschatzmeister, Graf Godolphin, der Königin ganz bestimmt, sie würden aus ihren Diensten treten, wenn nicht Harley daraus entfernt werde. Sie hörten auch auf, den Staatsrath zu besuchen und mehrere Staats = und Kriegsbeamte drohten ebenfalls, ihre Stellen niederzulegen. Die Königin wollte sich nicht zwingen lassen, ihren Liebling zu verabschieden und setzte allem, was man gegen ihn versuchte, die entschiedenste Standhaftigkeit entgegen; aber Harley war klüger, er sah seinen Fall früher oder später vor Augen und bat die Königiu, ihn der Staatsdienste zu entlassen. Sie war vielleicht froh, daß er sie aus einer großen Verlegenheit rieß, denn sie hätte ihren großen und mit Ruhm bedeckten Feldherrn doch auch nicht gerne verloren, den man so gut brauchen konnte, daher nahm sie den Staatssekretär Harley beym Wort und entließ ihn ihrer Dienste. Indessen fürchteten dessen Freunde, entweder mit ihm zu fallen, oder sie waren überzeugt, es sey dem wahrhaft verdienten Manne Unrecht geschehen, das sie offen zu erkennen geben wollten, sie legten daher am nemlichen Tag ihre Stellen nieder. Unter ihnen war auch Bolingbrocke.

Er besaß zureichendes Vermögen, um das Einkommen, das ihm seine bisherige Stelle abgeworfen

hatte, nöthigenfalls entbehren zu können, daher zog er sich in die Einsamkeit zurück und widmete sich ganz den Wissenschaften, doch ließ er damals noch nichts drucken. Vermuthlich giengen seine Forschungen jetzt nur noch auf die Geschichte, Rechte und das Interesse der Staaten, denn schwerlich hatte er den Plan, als Staatsmann noch mehr, als bisher, zu glänzen, schon aufgegeben. Eine neue Ehrenstelle kam ihm entgegen, ehe drey Jahre seit seiner Resignation verflossen waren. Denn wie die Hofluft immer veränderlich ist, so wehte sie auch dem Ritter Harley bald wieder angenehmer, Die Königin hatte ihn nichts weniger als vergessen und es bedurfte daher nur einiger Schmeichelworte ihrer Favoritin, der Fräulein Masham, die mit ihm verwandt war, so stellte sich das alte Verhältniß wieder her. Er durfte sich bald wieder allein und ohne alle fremde Zeugen mit der Königin unterhalten. Man kann denken, daß er es nicht versäumt haben werde, für seine Freunde eben so kräftig, als gegen seine Feinde zu sprechen. Er nahm die Königin gegen die Parthey der Whigs ein, die immer mächtiger zu werden strebte, und machte sie auf die Torys aufmerksam, die man nicht ganz auf die Seite setzen müsse. *) Er stellte ihr vor, daß ihre gegenwärtigen Staatsdieuer sie selbst in

---

*) Sie entstanden unter der Regierung des schwachen Karls II. Die letztere war die Hof- die Whigs aber die Landparthey, die sich zur Vertheidigung der Rechte der Nation aufwarf.

der unerträglichsten Sklaverey hielten und daß sie zu allem, was diese wollten, Ja sagen müßte, da jene doch nur ihrem persönlichen Eigennutz Opfer zu bringen strebten und sich wenig um das Interesse des Landes und der Regentin bekümmerten. Der Herzog von Marlborough ward nicht vergessen, denn wenn Harley ihn gleich nicht um seine Feldherrnstelle bringen wollte, da er zu sehr einsah, wie gut er an seinem Platze stehe, so wollte er ihn doch wenigstens in etwas einschränken, damit er nicht so eigenmächtig, wie bisher, handeln könnte. Solche Anwürfe giengen nicht verloren. Die Königin entschloß sich bald, neue Staatsdiener und ein neues Parlament einzusetzen. Unter die erstern gehörte St. Jean, (Bolingbroke) der im Jahr 1710 die Stelle eines Staatssekretairs davon trug, die Harley ehmals selbst verwaltet hatte. Es stand nicht lange an, so kam er bey der über den Abt de la Bourlie verhängten Untersuchung, die in des Ministers Haus vor sich gieng, in Lebensgefahr, denn dieser Rasende stieß gegen mehrere Deputirte mit dem Federmesser. St. Jeans Gegenwart des Geistes rettete sie vor der Wuth dieses Mannes, denn er stieß dem Rasenden den Degen durch den Leib, so daß man sich wenigstens seiner bemächtigen und ihn zu Newgate einsperren konnte, wo er endlich an seinen Wunden starb.

England war zu dieser Zeit in einer Lage, in welcher es den Frieden wünschen mußte, denn der Krieg hatte große Summen gekostet, die Auflagen waren nicht nur sehr vervielfältigt, sondern manche auf dreißig,

manche so gar auf fünfzig Jahre hinaus bewilligt worden: so daß nicht daran zu denken war, neue zu machen, wenn man das Volk nicht aufbringen wollte, um so mehr, als es ohne das schon in Partheyen getheilt war. Da nun Frankreich des Krieges ebenfalls müde war, so schien es gerade die rechte Zeit zu seyn, wenn man nicht die errungenen Vortheile verlieren wollte, im Ernste zu unterhandeln. Frankreich machte Vorschläge, England Gegenvorschläge, und von Seiten des letztern arbeitete vorzüglich der Staatssekretair St. Jean kräftig in diesem Geschäfte, auch sollte nicht ein bloßer separat- sondern unter Großbrittanniens Vermittlung ein allgemeiner Friede zu Stande kommen. Bey diesen Unterhandlungen zeigte er sich als einen wahren Meister in seiner Kunst, denn die Instruktionen, die er namentlich denen zufertigte, die als Abgeordnete nach Frankreich und Holland geschickt wurden, waren so bestimmt, und mit einer solchen klugen Umsicht verfaßt, daß sie schlechterdings nicht besser seyn konnten. Da legitimirte er sich als Mann vom durchdringendsten Verstande und unterrichtet in den tiefsten Staatskenntnissen. Es war keine kleine Kunst, so viele verschiedene Interessen zu vereinigen, so viele geheime Insinuationen unkräftig zu machen, so mancherley Kabalen zu besiegen, an denen es die Parthey des Herzoges von Marlborough, der die Fortsetzung des Krieges wünschte, keinesweges fehlen ließ. Aber St. Jean siegte. Sein Unterhändler, der Graf von Strafford, trieb die Holländer in die Enge, die lange sehr viele Schwierigkeiten machten, bis sie sich endlich bequemten, die Stadt Utrecht zum

Friedenskongreßort vorzuschlagen und in die Eröffnung der Unterhandlungen zu willigen.

Aber das war lange nicht genug, denn die Whigs hatten einen gewaltigen Brand der Uneinigkeit in das Parlament geworfen, die Staatsbedienten wurden von einer Verlegenheit in die andere gesetzt und es bedurfte der festen Hand des Staatssekretairs, das Ruder in diesem Sturme zu regieren, damit das hin und her schwankende Schiff nicht zertrümmert werde. Erwägt man vollends, daß nicht blos die bedenkliche Lage zu Hause von ihm gebessert, sondern auch bey den auswärtigen Mächten so vieles beschwichtiget werden mußte, da bald Frankreich, bald Holland, bald Spanien, Portugal, der kaiserliche Hof ꝛc. ihn drängten, so muß man erstaunen, wie dieser Mann sich durch solche Labyrinte mit Ehre durchzuarbeiten im Stande war. So z. B. wußte er den Prinzen Eugen von Savoyen mehrere Wochen lang in London persönlich aufzuhalten, eine Note um die andere einreichen zu lassen, und nach Verfluß mehrerer derselben war der Prinz noch keinen Schritt weiter gekommen, als er am Anfang gewesen war, so daß er zuletzt abreißte, ohne das geringste ausgerichtet zu haben. Das Schicksal der vornehmsten Staaten Europens ruhte in dieser Zeit in den Händen Großbritanniens und wer es entscheiden sollte, war größtentheils St. Jean. Die Schliessung des Utrechter Friedens erfolgte endlich am 11ten April 1713 und wurde am 15ten Mai in London öffentlich bekannt gemacht, zu großem Jubel des Volkes und zum tiefsten Aergerniß

der Whigs-Parthey, die sich äusserst bemühte, diesen Vertrag als schändlich und schädlich herabzusetzen. Indessen hatte das keine Folgen, und St. Jean — nun Vicomte von Bolingbroke — triumphirte über alle Kabalen. Die Königin ernannte ihn sogar zum Staatsminister

Am 12ten August des Jahres 1714 starb Anna, Königin von England, im 50ten Jahre ihres Alters, und der Kurfürst von Hannover wurde unter dem Namen Georgs I. zum Könige ausgerufen, der seine Erhebung auf den Thron Großbritanniens nur den kräftigen Maßregeln Wilhelms III. und seiner Nachfolgerin Anna zu danken hatte, die alle katholische Prinzen von der Thronfolge auszuschliessen wußten und zwar zur größten Zufriedenheit des dem Protestantismus innigst ergebenen Volkes. Der neue König war kein Freund der bisherigen höhern Staatsdiener, erklärte sich für die Whigs, und überließ jene verdienten Männer der Rache ihrer Feinde, gegen die nun das Volk und die Großen aufgehetzt wurden. Man bemühte sich aus allen Kräften, den Utrechter Frieden als höchst nachtheilig für England, und namentlich für dessen Handel, darzustellen. Kein Wunder, daß bey diesen Bewegungen auch Bolingbroke litt, sein Staatssekretariat verlor und nebst mehrern andern Staatsbedienten unter der vorigen Regierung in die Hände einer Untersuchungskommission gerieth, die ganz aus seinen Feinden zusammengesetzt war, und auf deren Protokolle beschlossen wurde, ihn, den

Grafen von Oxford (Harley) und den Herzog von Ormond des Hochverraths und der höchsten Treulosigkeit, den Grafen von Strafford aber, als ihren Bevollmächtigten, nur der letztern halber anzuklagen. Gegen Bolingbroke wurde namentlich als Beschwerde folgendes angebracht: Er habe die vorläufigen Friedensartikel, ohne dazu von der Königin bevollmächtigt gewesen zu seyn, unterzeichnet, in der Folge aber die an den Grafen von Strafford ergangenen Befehle unterschrieben, die doch gerade das Gegentheil enthalten hätten. Er habe hievon den französischen Hof benachrichtiget und so die Geheimnisse der Königin und ihres geheimen Rathes Preis gegeben. — Er habe den Herzog von Ormond beauftragt, mit den vereinigten Mächten in Verbindung und gemeinschaftlich zu handeln, nach einigen Tagen aber ihm geschrieben: er sollte sich in keine Belagerung einer Stadt, oder in eine Schlacht einlassen. Eben diesem Herzog von Ormond habe er befohlen, seinen Zug nach dem Rathe des Marschalls von Villars einzurichten, habe sich unterstanden, den Franzosen Dornick zuzuwenden und in seinen Briefen sich geäussert: England müsse sich zwar leidend verhalten, indessen werde es so viel möglich für Frankreichs Vortheile und Bestes thun. Endlich habe er Befehle ausgestellt, Gent und Brügge einzunehmen, — eine geheime Korrespondenz mit dem Prätendenten geführt und zwey Monate vor dem Waffenstillstand dem Admiral Jennings befohlen, die französische aus der Levante kommende Flotte auf der mittländischen See nicht anzugreifen.

Zuverläſſig waren, wie ſich aus dieſen Anklage-punkten leicht wahrnehmen läßt, die Whigs entſchloſſen, den Lord Bolingbroke um den Kopf zu bringen, aber er wollte ihnen dieſen Triumph erſparen, entfloh heimlich nach Frankreich und zeigte die Beweggründe zu dieſer Flucht von Dover aus öffentlich in folgender Addreſſe an: „Ich habe London ſo eilig verlaſſen, daß ich nicht einmal Zeit gehabt, von meinen „Freunden Abſchied zu nehmen. Ich habe zu wiederholtenmalen von ſolchen, die um alle Heimlichkeiten „wiſſen, die ſichere Nachricht erhalten, daß diejenigen, „welche die Gewalt haben, es zu thun, den Schluß „gefaßt haben, mich auf dem Blutgerüſte enthaupten „zu laſſen und die neuen Bündniſſe durch mein Blut „zu verſiegeln. — — Hätte ich nur im geringſten vermuthen können, man würde meinen Rechtshandel auf „eine freye Weiſe und aufrichtig führen, nachdem ich „von beyden Häuſern des Parlaments, ohne mich nur „einmal angehört zu haben, gleichſam verurtheilt worden bin, ſo hätte ich mich willig der ſchärfſten Unterſuchung unterwerfen wollen. Ich weiß es gewiß, „daß meine Todfeinde auch nicht einen einzigen Beweis bringen können, daß ich ein ſtrafbares Verſtändniß unterhalten, oder bey Verwaltung derjenigen „Angelegenheiten, an welchen ich Theil gehabt habe, „Untreue bewieſen hätte. Wenn mich mein Eifer für „den Ruhm und die Ehre der Königin, ſo wie für das „wahre Beſte meines Vaterlandes zuweilen verleitet „hat, mich allzuhitzig und vielleicht etwas unbedachtſam auszudrücken, ſo wird man dieſes hoffentlich auf

„das vortheilhafteste auslegen. Ich tröste mich in mei=
„nem Unglücke damit, daß ich meiner Königin als ein
„ehrlicher und treuer Unterthan gedient, besonders in
„dem, was ihr am meisten am Herzen lag, nemlich
„ihre Unterthanen von der Last eines blutigen und
„höchst beschwerlichen Krieges zu befreyen. Ich habe
„mich allzeit und nur zu sehr als guten Engländer ge=
„zeigt, habe dem Besten meines Vaterlandes das Be=
„ste eines jeden auswärtigen Staates ohne Unterschied
„aufgeopfert, und dieß ist das einzige Verbrechen, des=
„sen ich mich schuldig weiß und weßhalb ich verbannt
„werde.“ Mit diesem Abschiede gieng Bolingbro=
ke nach Frankreich, wohin ihm der Herzog von Or=
mond nachfolgte, um dem empörten Sturme aus ei=
ner sichern Freystätte ruhig zusehen zu können. Beyde
wurden aus der Liste der Pairs von England ausge=
strichen, ihre Wappen zertrümmert und ihre Güter
eingezogen.

Ungeachtet dieser Sicherheit und Ruhe aber, und ungeachtet daß der Lord zu la Source, eine kleine Meile von Orleans, in einer Gegend, die der ausge=machteste Sybarite nicht leicht besser hätte auswählen können, äusserst angenehm wohnte, war ihm seine Exi=stenz doch nur halb recht. Sein Haus war bequem gelegen, mit der schönsten Aussicht versehen, an der kleinen Loire, die in seinem Garten entsprang. Da es ihm nicht an Geld fehlte, so ließ er diesen Garten von Zeit zu Zeit verschönern; jeder, der ihn besuchte, und das thaten seine Nachbarn, die einen vorzüglichen Kopf,

einen Mann, der so vieles erfahren hatte, zu schätzen wußten, sehr gerne, wurde trefflich bewirthet, und eben so wenig fehlte es an Fremden, die ihn kennen lernen wollten; — dennoch aber mangelte ihm etwas. Es regte sich zuweilen die Vaterlandsliebe, und er wäre gar zu gerne wieder in England gewesen, so sehr ihn auch die erlittenen Mißhandlungen, der Verlust seiner Ehre und seiner Güter schmerzte. Oft suchte er um die Erlaubniß an, zurückzukehren, versprach sogar — nicht die Geheimnisse des Prätendenten zu verrathen, wie man von ihm verlangte, aber doch seiner Sache einen empfindlichen Streich zu versetzen, demohngeachtet konnte er nicht erlangen, daß er zurückberufen wurde.

Noch einmal versuchte er seine Bitte im Jahr 1725, und die ihm jetzt günstige Hofparthey drang endlich des heftigen Widerspruchs der andern ungeachtet, mit zweyhundert ein und dreißig Stimmen gegen einhundert und dreizehn durch, daß ihm die Rückkehr erlaubt wurde. Und so hatte sich selbst bey manchen von denen, die ihn einst gerne auf das Blutgerüste gebracht hätten, wenn es möglich gewesen wäre, der Haß gegen den Lord dergestalt gelegt, daß sie nun die eifrigsten waren, seine Zurückberufung zu befördern.

Zwar hoffte Bolingbroke, zuverlässig zu einer der ersten Staatsbedienungen angestellt zu werden, allein er betrog sich, und wenn er auch keinen unbedeutenden Einfluß in die Staatsangelegenheiten hatte, so

war dieß doch nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar. Diese Begegnung verdroß ihn ungemein, weßhalb er sich freywillig entfernte und zum zweytenmal nach Frankreich gieng. Hier gab er eine merkwürdige Schrift unter dem Titel „l'Ecrivain occasionel“ heraus, in welcher er sich nicht nur gegen den Minister Robert Walpole, der doch zu seiner Zurückberufung nicht wenig gewirkt, sehr undankbar benommen, sondern auch die damalige Verfassung Großbrittanniens lächerlich gemacht hatte. Er hieng sich auch an den Prätendenten, dessen Parthey er doch — als seinem Vaterlande schädlich — verdammte, und gab vielleicht Anlaß zu den blutigen Auftritten, die wegen dieses Abentheurers vorgefallen waren.

Während seiner ersten Verbannung, in welcher er nur im Arm der Philosophie Ruhe suchte, — freylich nicht der sokratischen, oder stoischen, sondern einer sehr heitern und lachenden, — schrieb er seine „Reflections upon exile“ und der Umgang mit der reitzenden Marquise de la Vilette versüßte ihm das Bittere, das in der Abwesenheit vom Vaterlande lag. Bey der zweyten Entfernung aus demselben, ohngeachtet sie freywillig geschehen war, hatte sich jene Heiterkeit verloren. Er grollte über sein Schicksal und machte seinem Unmuth durch verschiedene bittere Schriften gegen die christliche Religion Luft. Dahin gehören z. B. die „Briefe über die Erlernung und den Nutzen der Geschichte“ (Lettres on the study and use of history. Lond. 1752 in 8. und deutsch durch Vetterlein

1794. *) Seine historischen Forschungen führten ihn auf die alte Chronologie der Aegypter, Babylonier und Juden, in welchen er auf Dunkelheiten stieß, die er nicht aufzuhellen wußte, und dieß gab ihm die nächste Veranlassung, an der Wahrheit der Geschichte des alten Testamentes zu zweifeln. — Die fragmentarischen Erzählungen im Mose fanden seinen Beyfall nicht, sie machten ihm Widerwillen, der dann auch auf das neue Testament übergieng. Nun spottete er nicht blos über die mosaischen Familiengeschichten, sondern auch über die christliche Moral und selbst über die natürliche Religion. Er läugnete eine besondere göttliche Vorsehung und die moralischen Eigenschaften des höchsten Wesens. Der Mensch war ihm blos thierischer Körper, von einer Unsterblichkeit der Seele wollte er nichts wissen, und die Lehre von Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen hieß ihm eine Fabel. Doch haben selbst viele seiner Landsleute in dieser Hinsicht nicht sonderlich viel von ihm gehalten, ja sie glaubten nicht einmal, daß diese Schriften der christlichen Religion grossen Nachtheil bringen dürften, weil sie ihnen zu seichte schienen. Gleichwohl schrieben mehrere, um sein System zu widerlegen. Selbst der berühmte Dr. Young hat in seinem „Brief über den Unglauben“ **) sich hauptsächlich mit dem Lord beschäftigt und

---

*) Eine frühere Uebersetzung, Leipzig 1758 in zwey Theilen ist von C. G. Bergmann.

**) Eduard Youngs Werke, übersetzt von Ebert, im 2ten Theil, Braunschweig 1767.

ziemiich Luſt bezeugt, ihn deßhalb als einen Mann darzuſtellen, der nur aus moraliſcher Verdorbenheit ſo geſchrieben und des Heiligſten geſpottet habe. Andere, z. B. der nicht minder berühmte D. Goldſmith, vertheidigten ihn nicht ohne Gründlichkeit. Rouſſeau ſagt von ihm: „Er war ein witziger Sophiſte, aber er überredet niemand.“ Seine ſämmtlichen Schriften hat Mallet in einer Prachtausgabe in fünf Quartbänden geſammelt und 1754 zu London herausgegeben.

Bolingbroke wollte indeſſen, trotz ſeiner Anhänglichkeit an Frankreich, doch nicht in dieſem Lande ſterben. Er gieng im Jahr 1746 noch einmal nach England, ſchrieb ſein vorzüglichſtes Produkt: „The idea of a patriotic King“ und endete ſeine irdiſche faſt achtzig Jahre gedauerte Laufbahn am 15ten November 1751 an ſeinem Geburtsorte. Der Verfaſſer ſeiner Lebensgeſchichte urtheilt von ihm: „Ein grenzenloſer Ehrgeitz, der nichts über ſich leiden konnte, habe ihn ſowohl in ſeinen politiſchen als literariſchen Unternehmungen geleitet; hätte er ſich zu einer Subordination bequemen können, ſo würde er ein nützlicher ruhiger Mann und ein Schriftſteller von gegründetem Ruhm geworden ſeyn.“

XV.

Rodrigo Calderone.

Staatssekretär in Spanien.

Zu schnelles Glück ist für seinen Besitzer selten dauerhaft und besonders dann nicht, wenn er es nicht mit Mässigung zu genießen weiß, oder gar durch verbrecherische Handlungen es eine Zeit lang an sich fesselte. Das erfuhr unter anderm in hohem Grade Don Rodrigo Calderone, Staatssekretär unter Philipp III., Könige von Spanien. Sein Vater war gemeiner Soldat in der Besatzung zu Antwerpen in den Niederlanden und zeugte ihn mit einer Weibsperson niedrigen Standes, Maria Sandelin, von der er zu Antorf gebohren wurde. Um die Schande der Mutter zu decken, vertraute ihn der Vater einer Amme ausserhalb der Stadt, *) nahm ihn aber als seinen rechtmässigen

---

*) Denn was du Puy in seiner „Histoire des plus illustres favorites anciens et modernes" erzählt: er habe das Kind in einen Sack gesteckt und über die Mauer hinausgeworfen, das aber — zu künftiger Größe bestimmt — weder am Leib noch am Leben Schaden gelitten habe,

Sohn zu sich, als er in der Folge Marien ehelichte. Nach ihrem Tode gieng Franz Calderone, der Vater, wieder nach Spanien zurück und verheirathete sich dort zum andernmal. Da aber die Stiefmutter den muntern Knaben nicht leiden konnte und ihn schlechterdings nicht mehr im Hause behalten wollte, so gelang es dem Vater, seinen Sohn — zu dessen Glück oder Unglück — als Aufwärter in die Dienste des damals allmächtigen Ministers, Herzogs von Lerma, *) zu bringen. Da er ein junger Mensch von lebhaftem Geist und sehr einschmeichelndem Wesen war, so gewann er bald des Herzogs Gunst, der ihn — freylich anfänglich nur als Bedienten in der königlichen Garderobe — an den Hof brachte, bald aber zu den höchsten Ehrenstellen erhob. Der König ernannte ihn zuletzt gar zum Staatssekretär, vermöge welcher Stelle die wichtigsten Angelegenheiten des Königreichs durch seine Hände giengen und es ihm gelang, seine Begierde nach großem Einfluß und Reichthum mit leichter Mühe zu befriedigen.

Ob aus Furcht, daß der in Intriguen lebende und webende Mensch am Ende ihm selbst schaden könnte,

---

klingt etwas unwahrscheinlich, und man kann daher dasjenige, was oben im Texte steht, ohne Bedenken für das Gewissere annehmen.

*) Seine Geschichte wird im zweyten Bande des gegenwärtigen Werkes erzählt werden.

oder aus Ueberzeugung von seinem ausgezeichneten Verstande, bediente selbst Lerma sich in den verwickeltsten Geschäften seines Rathes und seines Beystandes. Beynahe alle Besetzungen höherer und niederer Stellen giengen durch ihn, denn er empfahl zu solchen diejenigen, denen er günstig war und die sich den Weg zu seiner Empfehlung durch Geld gebahnt hatten. Lerma schlug die von Calderone als die tüchtigsten bezeichneten Kandidaten dem Könige vor, und da dieser dem Minister nie etwas versagte, so wurden sie, was sie zu werden verlangten, und der Staatssekretär vermehrte durch ihre Beförderung seine Reichthümer, die man bey seinem spätern Fall auf Millionen berechnete. Dieß letztere ist sehr begreiflich, wenn man weiß, daß die spanischen Geschichtschreiber einhellig berichten, seine jährlichen Einkünfte hätten an zweymal hunderttausend Dukaten betragen, und den Werth seiner Hausmobilien habe man auf viermal hunderttausend Dukaten geschätzt. Als Gattin gab ihm Ignez de Vergas, Gräfin von Oliva, die Hand, bey welcher Gelegenheit ihn der König mit dem Ritterorden St. Jakobs beschenkte.

Wer an Höfen eine glänzende Laufbahn macht, besonders wenn die Menge seine Herkunft nicht vergessen hat, darf für Feinde und Neider nicht sorgen. Sie stellen sich schon bey dem unsträflichsten Benehmen, bey dem schuldlosesten Leben ein, geschweige wenn man durch Uebermuth, Härte, Bereicherungskünste und andere unmoralische Schritte dazu Gelegenheit giebt. Dieß

war Calderone's Fall. Man sah ihn vom Aufwärter des Herzogs von Lerma und königlichen Bedienten von einer Stufe zur andern bis zum Staatssekretär aufsteigen, sah in dem unehelich erzeugten Sohn eines gemeinen Soldaten den Mann einer Gräfin, den zweyten Liebling des Königes, der durch diesen und Lerma alle Gewalt ausübte, die er nur ausüben wollte, seine Kreaturen beförderte und manchen rechtschaffenen und talentvollen Mann im Schatten stehen ließ. Bald sah man viele, die an dem Sturze des Herzogs arbeiteten, aber sie wußten nur zu gut, daß nicht an ihn zu kommen sey, ehe man mit Calderone fertig geworden wäre. Um also diesen zuerst vom großen Schauplatze seiner Wirksamkeit zu entfernen, bemächtigte man sich des Herzens der Königin, der man vielerley Beleidigungen ins Gedächtniß zurück rief, die sie von Lerma erduldet hatte, und die man überzeugte, daß er sich nicht mehr halten werde, wenn erst der Staatssekretär seinen Einfluß verloren habe. Froh, einen Anlaß zu haben, dem Herzog die Unannehmlichkeiten zu vergelten, die ihr durch ihn zugefügt waren, säumte sich die Königin nicht, die Wünsche seiner Feinde zu befördern, und es gelang ihr, es dahin zu bringen, daß dem Calderone die Fertigung der geheimsten Sachen genommen wurde. Bestürzt hierüber eilte Lerma, der nichts von der Mine ahnete, ehe sie gesprungen war, zum Könige, beschwerte sich laut über den Vorgang, von dem er sagte, daß nur Neid und Bosheit ihn angerichtet hätten, und schwur, daß dem Zurückgesetzten Unrecht geschehen sey; allein der König hatte einmal den Schritt,

den die Königin wünschte, gethan und erwiederte dem Herzog, daß er nicht zurückgehen könnte, ohne seiner Würde zu schaden. Damit aber sein Liebling doch in etwas befriedigt werden möchte, ernannte er Calderonen zum Grafen von Oliva, Kommandeur von Ocanna, bald darauf zum Markgrafen von Siebeneichen und Hauptmann der deutschen Leibwache.

Der Herzog, obwohl er selbst diese Gnadenbezeugungen nicht für hinlängliche Genugthuung hielt, mußte sich indessen mit der Versicherung befriedigen lassen, daß man wichtige Ursachen zu Calderone's Entfernung von den Staatsgeschäften gehabt habe. Bald nach diesem Vorgang gebahr die Königin den Infanten Don Alphonsus, starb aber in ihrem sieben und zwanzigsten Jahre im Wochenbette. Viele hegten den Argwohn, den man sogar dem Könige nicht verhehlte, sie sey auf des neugebackenen Grafen Veranlassung vergiftet worden, doch hat man davon nie überzeugende Beweise erhalten, und es blieb bey der bloßen Vermuthung. Kaum hatte die Königin die Augen geschlossen, so trat Calderone wieder auf und Lerma trieb sein Wesen wie zuvor, das allenthalben großes Mißvergnügen erweckte. Der erstere erhielt sogar von Philipp ein Absolutorium, daß — er möchte Verbrechen, welche er wollte, begangen haben, doch keines derselben mehr gedacht, viel weniger es geahndet werden sollte. So dauerte diese Gewaltregierung noch über sechs Jahre, als sich endlich eine Parthey bildete, die beyden Lieblinge des Monarchen zu stürzen und auf

den Trümmern ihrer Herrlichkeit sich selbst einen Stuhl zu setzen. Sie fieng damit an, den Grafen von Oliva noch verhaßter zu machen, als er bereits schon war. Ob er dieß nicht merkte, oder ob er glaubte, er stehe zu feste, als daß er fallen könnte, ist ungewiß, doch scheint das letztere wahrscheinlicher zu seyn, denn sein Trotz, seine Art, jeden mit Wegwerfung zu behandeln, der Uebermuth, den er einen jeden empfinden ließ, hatten keine Grenzen, und keine Warnung machte irgend einen Eindruck auf ihn. Als sein Vater, den er zum Ritter erhoben und dem er eine Grafschaft verschafft hatte, den Zweifel äusserte: ob nicht sein Glück auch einmal wanken und er ein schlimmes Ende nehmen könnte, so wurde er dergestalt aufgebracht über denselben, daß er ihn nicht mehr für seinen Vater erkennen wollte und anfieng, sich einer höhern Abstammung zu rühmen.

Der Graf von Lerma ward aufmerksamer auf das, was in Geheim gesponnen wurde, und fürchtete, wegen seiner Ministerialverwaltung über kurz oder lange zur Rechenschaft gezogen zu werden, da denn das Resultat nicht allzulieblich ausfallen dürfte. Calderone gab ihm den Rath, sich in Rom um den Kardinalshut zu bewerben, da er unter diesem priesterlichen Palladium ganz unangreifbar seyn würde. Der Herzog folgte dem Rath und er trug für ihn die beste Frucht; dadurch glaubte der Rathgeber sich selbst ebenfalls zu retten, denn könnte der Herzog — meynte er — nicht verantwortlich gemacht werden, so würden seine Freunde eben so sicher seyn; aber der schlaue Höfling

hatte sich verrechnet, denn Lerma wurde von seinem Posten entlassen, der Herzog von Uzeda ward erster Staatsminister, Calderone aber gefangen gesetzt und in genaue Untersuchung genommen. Er war eben in Valladolid, als der König am 19ten Februar 1619 einem Offizier den Befehl ertheilte, sich dorthin zu verfügen und sich seiner zu versichern. Calderone lag bereits im Bette, als man sich seiner bemächtigte, und war in solcher Verwirrung und Verlegenheit, daß er seinen Vater, der wieder zu Gnaden angenommen war und bey ihm wohnte, fragte: was er thun sollte? — „Mein Sohn“ — versetzte ihm der Alte — „ich habe dich „oft gewarnt, allein es hat nichts helfen wollen, ich se„he daher die Sache für eine besondere Schickung Got„tes an. Thue was der König befiehlt, bethe fleißig, „ich will es auch thun.“ Am 21ten Februar wurde er auf königlichen Befehl seinem ärgsten Feinde, Don Francisko de Andia y. Razaval, gewesenem Proveditor in Flandern, den er selbst vor vier Jahren als Gefangenen nach Spanien hatte bringen lassen, übergeben, und dieser führte ihn nebst seinem Bedienten nach dem festen Schloße Montejes in Estremadura ab. Damit aber der Kardinal Lerma durch vermuthliche Fürbitten den König nicht in Verlegenheit setzen möchte, so ließ dieser ihm sogleich wissen: es seyen wichtige Ursachen zur Verhaftnehmung des Calderone vorhanden gewesen, und eben darum finde sich der König bewogen, den Kardinal zu ersuchen: „sich weder in die Untersuchung, die man sogleich mit dem Gefangenen vornehmen werde,

einzumischen, noch sich mit Fürsprache an Se. Majestät zu wenden.«

In seinem Gefängniß wurde Calderone auf das schärfste bewacht. Ein Soldat war beständig bey ihm im Zimmer und mußte ihn bey der Ablösung seinem Nachfolger lebendig übergeben, weil die Rede gieng, man werde ihn vergiften, damit er über keinen, mit dem er früher verbunden war, etwas Nachtheiliges aussagen möchte. Seine Gattin und Kinder, auch sein Vater, wurden zehen Meilen von Madrid verbannt, doch erlaubte man der Gräfin, ihr Heyratgut, das in viertausend Dukaten jährlicher Einkünfte bestanden hatte, sammt den nöthigen Mobilien aus dem Vermögen ihres Mannes abzusondern und mit sich zu nehmen. Man fand, daß das letztere größer sey, als man bisher geglaubt hatte, denn als jedermann bey Todesstrafe aufgerufen wurde, anzuzeigen, ob man nicht Geld oder Geldes werth, auch vorzüglich Schriften von dem Gefangenen in Händen habe, so kamen in kurzer Zeit über drey Millionen an Geld, Silbergeschirr, Pretiosen ꝛc. ꝛc. zusammen, die in Klöstern und andern Orten vergraben oder sonst gut aufgehoben gewesen waren. Nach diesem Vorgang wurde Calderone geschlossen an einen andern Ort, vier Meilen von Madrid, gebracht und noch enger verwahrt, als zuvor, endlich aber im Monat September 1619 nach Madrid selber.

So lange Philipp III. lebte, gieng dieser Kriminalproceß ganz langsam, und schwerlich hätte er ein

Todesurtheil über den Mann unterzeichnet, den er früher so ausserordentlich gnädig behandelt, mit Reichthümern und Ehrenstellen überhäuft, und dem er durch Nachsicht und Schwäche nur zu viele Gelegenheit gegeben hatte, zu glauben, daß er jedes Verbrechen ungestraft begehen dürfe. Eine lebenslängliche Einsperrung wäre wahrscheinlich das höchste gewesen, was ihm zu Theil geworden wäre; aber der König starb am 31ten Merz 1621 im drey und vierzigsten Jahr seines Alters und im drey und zwanzigsten seiner Regierung. Er hatte sich Tags zuvor eine Franziskanerkutte anlegen, und den Körper des heiligen Isidorus nahe an sein Bette bringen lassen, auch hielt er dasjenige Krucifix in den Händen, dessen sich Karl V. und auch sein Vater bedient hatten und verschied unter dem Gebeth seines Beichtvaters und eines andern Geistlichen, die ihn keinen Augenblick verlassen durften. Jetzt nahm die Sache Calderone's eine andere Wendung.

Nicht nur der Verbrechen, die er während seines Lebens wirklich begangen hatte — und deren waren in der That nicht wenige, *) wurde der allgemein Gehaßte angeklagt, sondern auch vieler, die man ihm nicht beweisen konnte und deren er auch wohl nicht schuldig war. Dahin gehören z. B. die Sagen von Vergiftung der Königin und später des Königes selber, von Zauberey und andere mehr. Diese und ähnliche Verbrechen

---

*) Man rechnete deren zweyhundert vier und vierzig.

gestand er nicht — weil er sie nicht gestehen konnte — darum brachte man ihn auf die Folter, die er mit großem Muth aushielt. Er sandte eine Bittschrift an den neuen König, Philipp IV, worinn er sich darauf berief, daß ihm der verstorbene Monarch schon vor mehrern Jahren alles, was er begangen, vergeben und ihm versprochen habe, daß er niemals zu einer Verantwortung sollte gezogen werden können. Hätte er von Dienern oder Unterthanen des Königs Geldgeschenke genommen, so sey das mit Sr. Majestät Vorwissen geschehen und er eben darum nicht strafwürdig. Er bat, ihm die Schmerzen der Folter und die lange Gefangenschaft zur Strafe gleichwohl anzurechnen, nun aber sein Leiden zu enden und ihm die Freiheit zu schenken.

Diese Bitte verhallte ohne die erwarteten Folgen. Zwar sprachen seine Richter ihn wegen einiger Verbrechen unschuldig, wenigstens nicht überführt genug, erklärten aber, daß er wegen der übrigen, die er nicht läugnen könnte, den Tod verdient habe, dann daß die Hälfte seiner Güter dem königlichen Fiskus anheimfallen sollte. Gegen dieses Urtheil appellirte er an den König, verwarf seine bisherigen Richter*) und bat um Gnade. Die Gnade wurde ihm versagt, zwar andere

---

*) Wenn diese Richter nach dem Tode der Königin von ihrem Amt entlassen wurden und auch nur vermuthen konnten, daß Calderone dabey mitgewirkt habe, so möchte freylich an ihrer Unbefangenheit etwas gezweifelt werden.

Richter bestellt, aber — auch diese bestätigten die vorige Sentenz. Calderone hörte diese Bestätigung mit großer Ruhe und Fassung an, bereute aufrichtig seine vielfältigen Vergehen, die in Mordthaten, Betrügereyen, Gelderpressungen ꝛc. ꝛc. hauptsächlich bestanden, und ergab sich in sein Schicksal. Der 21te Oktober 1621 wurde zu seiner Hinrichtung bestimmt. An diesem Tage ward er auf einem schwarz behangenen Maulesel, begleitet von bethenden Bruderschaften und mehrern Geistlichen, dann einem Alcalde und sechzig Alguasils auf den Markt geführt, wo die Blutbühne erbaut war, auf welcher er den Kopf verlieren sollte. Festen Trittes stieg er die Stufen hinauf, bethete reumüthig, setzte sich auf den hölzernen Stuhl und litt männlich den Tod, den er kurz vorher verdient zu haben gestand. Am Abend dieses Tages wurde der Leichnam von der Bühne abgenommen und in des Entseelten Erbbegräbniß zu Valladolid gebracht.

XVI.

Kaſpar von Coligny.

Admiral von Frankreich.

Der Admiral Coligny, ein frommer, redlicher, rechtſchaffener Mann, gebildet durch Wiſſenſchaften, ſo viel es ſein Stand erfoderte, thätig in ſeinem Berufe, dem Vaterland und ſeinem Könige mit Treue zugethan, aber für alle ſeine Verdienſte ſchlecht belohnt und endlich ſogar von religiöſem Fanatismus ſchmählig hingemordet, — ſtammte aus einem der angeſehenſten Geſchlechter in Frankreich, und ward am 16ten Februar 1517 gebohren, in eben dem Jahr, in welchem der Kirche Jeſu Chriſti ein beſſeres Licht aufgieng. Obwohl von geſchickten Männern wiſſenſchaftlich unterrichtet, gieng ſeine Neigung doch mehr auf den Krieg, als auf das Stilleleben im Schooße der Muſen, und bald zeichnete er ſich als einen jungen Mann von vorzüglicher Tapferkeit aus, ſo daß der König Heinrich II. ihn ſchon zeitig mit der Stelle eines Oberſten, oder eigentlich Feldherrns über die geſammte franzöſiſche Infanterie, erfreute. Im Jahr 1548 brachte er mittelſt einer Blokade die Stadt Boulogna in ſeines Königes Gewalt, und wurde dafür

Großadmiral, auch Statthalter von der Picardie und Isle de france, deßgleichen erhielt er einen Platz im königlichen geheimen Staatsrathe. Ihm gelang es, im Jahr 1556, mit dem Kaiser einen Waffenstillstand auf fünf Jahre abzuschließen, der für Frankreich sehr vortheilhaft war; zu seinem Verdruß brach ihn durch Einwirkung des Pabstes Pauls IV. und der Familie Guise, welche einen Krieg anderswo wünschte, damit sie selbst in Frankreich um so freyer herrschen möchte, der König nur zu bald, und dieser unangenehme Vorfall legte den Grund zu der zwischen dem Admiral und den Guisen ewigen und unvertilgbaren Feindschaft. Der Krieg brach aus, allein obschon Coligny mit großer Treue seine Pflicht erfüllte, so fand er doch in Erreichung seiner Zwecke so große Hindernisse, da er nicht nur mit dem Feinde, sondern so gar auch mit Leuten unter seinem eigenen Heer zu kämpfen hatte, die es böse mit ihm meinten, daß alles einen unglücklichen Gang nahm und selbst der Admiral gezwungen ward, sich an die Spanier gefangen zu ergeben. Während seines Aufenthaltes in Sluys las er fleißig die Bibel, schöpfte Trost nnd Belehrung, und als er wieder nach Chatillon zurück kam, wünschte er, seine Bedienungen niederlegen und blos der Religion leben zu dürfen, das ihm zum Theil früher, zum Theil später gewährt wurde.

In diesem Stande der Ruhe traten Coligny und seine Gemahlin zur reformirten Kirche über, ob sie gleich überzeugt waren, daß dieser Schritt sie vieles und am

Ende wohl gar das Leben kosten könnte, da die Strafe des Verbrennens auf den Uebergang von der herrschenden zu einer andern Kirche gesetzt war. Die Reformirten in Frankreich waren seit langer Zeit von ihren christlichen Mitbrüdern, den Katholiken, mit einer Grausamkeit behandelt worden, als ob sie unter Barbaren und Heiden wohnten, und dennoch, dieses fürchterlichen Druckes ohngeachtet, ward ihre Anzahl immer größer. Sie zählten so gar unter sich den König von Navarra und den Prinzen von Conde', beyde aus dem Hause Bourbon stammend, beyde zur Thronfolge berufen, wenn die Linie Valois ausstürben würde, beyde mißvergnügt über die Guisen, die sich der Regierung bemächtigen wollten. Sie hatten die Reformirten, die Guisen aber die Katholiken auf ihrer Seite, und so trennte sich das Land in zwey Partheyen, die beyde mit einem Fanatismus ärgster Art gegen einander erfüllt waren.

Von der Verschwörung von Amboise vom Jahr 1560, vermöge welcher die Reformirten beschlossen hatten, dem Könige zu Blois, wo er sich eben damals aufhielt, eine Bittschrift zu überreichen, bey welcher Gelegenheit die Guisen, wenn sie sich der Staatsverwaltung nicht entäussern wollten, theils gefangen genommen, theils niedergehauen werden sollten, wußte der Admiral nichts, denn man getraute sich nicht, ihm davon Eröffnung zu thun, weil man seine Anhänglichkeit an den König kannte und wohl wußte, daß er zu gewaltsamen Auftritten nie seine Einwilli-

gung geben, viel weniger dazu mitwirken würde. Dennoch sprach er, als der Hof ihn zu Rathe zog, sehr freymüthig und verlangte, daß man das harte Benehmen gegen die Reformirten einstellen sollte, weßhalb er sich großen Haß zuzog, namentlich von den Guisen, die wohl merken konnten, daß es hauptsächlich auf sie angesehen sey, wenn der Admiral rieth, daß die königliche Leibwache, die nur Furcht vor den Unterthanen verrathe, abgeschafft und bald möglichst ein Reichstag gehalten werden sollte, um die Beschwerden abzuthun, unter welchen eine große Anzahl treuer Franzosen seufze. Der Hof konnte sichs nicht verhehlen, daß Coligny Recht habe, und von dieser Zeit an hörten die vielen Hinrichtungen der Protestanten auf, man behandelte sie nachsichtiger und beschloß, auch einen Reichstag nach Meaux zusammen zu berufen. Ehe das aber noch geschehen konnte, starb Franz II. und sein Bruder Karl IX. bestieg als zehnjähriger Prinz den Thron unter Vormundschaft seiner Mutter Katharina von Medicis und des Königes von Navarra.

Coligny suchte so viel er konnte jeden Ausbruch irgend eines Mißvergnügens zu hindern, aber es dauerte nur bis zum Jahr 1562, in welchem der Herzog von Guise den unglücklichen Schritt that, zu Vaßy durch seine Bedienten eine große Scheune anzünden zu lassen, in welcher die Protestanten eben ihren Gottesdienst zu halten angefangen hatten. Mehr als dreyhundert dieser Unglücklichen giengen durch die verbrecherische That zu Grunde. Der Eindruck, den diese Abscheulichkeit al-

lenthalben machte, war unerhört, und als der Prinz von Conde', welcher für seine Glaubensgenossen Genugthuung foderte, keine bekam, — als die Guisen den jungen König und seine Mutter in Paris in einer ordentlichen Art von Gefangenschaft hielten, da wurde das Mißvergnügen immer lauter und brach endlich in einen förmlichen Krieg aus, dem aber der Admiral nur erst nach langem Kampfe mit sich selbst endlich beytrat. Der Tod des Herzogs von Guise, den ein fanatischer und verrückter Mensch ermordet hatte, beförderte bald den Frieden, und Coligny wurde von dem Verdacht, als hätte er Theil an diesem Verbrechen gehabt, dessen man ihn öffentlich — wiewohl sehr ungerechterweise — anklagte, freygesprochen. Wenn aber gleich die Guisen sich auf Befehl des Königes äusserlich und scheinbar mit ihm ausgesöhnt hatten, so blieb doch immer ein Dorn in den Herzen zurück, der nie herausgezogen werden konnte.

So vortheilhaft der Friede hätte geschlossen werden können, und so gewiß die Protestanten eine völlig freye Religionsübung erlangt hätten, so ließ sich doch der Prinz Conde' (denn der Admiral war während der Unterhandlungen abwesend) hintergehen und nahm mit so wenigem vorlieb, daß seine Glaubensbrüder beynahe aufs neue zu den Waffen gegriffen hätten. Dennoch wurde selbst dieses wenige von der Gegenparthey nicht erfüllt, im Gegentheil, wenn die Protestanten sich bey Hof beklagten, daß man Friedensbedingungen so auffallend entgegen handle, vergalt man ihnen ihre An-

sprüche an das gegebene königliche Wort durch Einkerkerungen, und wenn es noch ohne diese abgieng, durch schnöde Abweisung. Der Prinz schmachtete in den Banden einer listigen und ganz von der Königin-Mutter abhängigen Hoffräulein, bekümmerte sich somit wenig um das Beste der Glieder derjenigen Kirche, zu der er sich bekannte; der Admiral war der einzige, der es mehr, als jeder andere, in seinem Herzen trug, darum war er aber auch dem Hof so verhaßt, daß man um diese Zeit einen in seinen Diensten stehenden Edelmann zu gewinnen sich Mühe gab, der ihm einen Schlaftrunk reichen sollte, der ihn zum ewigen Schlaf befördern könnte. Aufgefangene Briefe überzeugten den Admiral von der Existenz des heillosen Entwurfs gegen sein Leben; der überraschte Schuldige bekannte den schändlichen Schritt, den er zu thun vorgehabt hatte und flehte um Gnade, die er auch von dem großherzigen Coligny erhielt, doch unter Bedingung, daß er sein Haus meide und sich nie mehr vor ihm sehen lasse. Dieser fehlgeschlagene Versuch, sich eines gehaßten Mannes zu entledigen, war indessen nicht die einzige Maschine, die man gegen ihn zu springen in Bewegung setzte. Es ward ein Meuchelmörder gedungen, ihn auf der Jagd umzubringen, und da die gewünschte Gelegenheit dazu sich nicht fand, so log dieser Bösewicht, der wegen anderer Verbrechen in die Hände der Justitz gefallen war, vor Gericht: der Admiral habe vor einigen Jahren sich seiner bedienen wollen, die Königin-Mutter zu ermorden. Glaubte man auch die Beschuldigung nicht, so gab sie doch einen Vorwand, gegen die Protestanten noch strenger zu seyn,

als man es bereits schon war und man arbeitete öffentlich und geheim an ihrem Verderben. Der berüchtigte Herzog von Alba, Philipp II. Henker in den Niederlanden, gab den abscheulichen Rath, alle Protestanten auf ein gewisses gegebenes Zeichen auf einmal anzufallen und umzubringen und vielleicht war dieß der erste Impuls, der die blutdürstige Katharina von Medicis zum Entwurf der von der ganzen Welt beynahe verabscheuten Bartholomäusnacht leitete.

Noch andere Anstalten machten es deutlich genug, daß man sowohl dem Prinzen von Conde'e, als dem Admiral nach dem Leben stehe und daß man Truppen zusammenziehe, um die gehaßten Anhänger einer andern kirchlicheu Parthey mit Einem Schlag, der sie unvorbereitet träfe, zu erdrücken. So ungerne sich Coligny in einen neuen Krieg einließ, so mußte doch auch er nach mancherley Ueberlegungen und angestellten Prüfungen am Ende einsehen, daß es Pflicht und Nothwendigkeit fodere, auf die eigene Sicherheit zu denken, besonders aber gleich zum Anfang einen Streich zu wagen, der seine Parthey in Respekt setze. Ein solcher Schlag schien um so nothwendiger, als selbst der Hof kein Geheimniß daraus machte, daß den Protestanten eine völlig unbeschränkte Religionsfreyheit nun und nimmermehr werde gestattet werden, ja daß selbst die bisherigen Verordnungen zu ihrem Besten schwerlich für immer dauern würden. Nun war also kein Zweifel mehr übrig, was sie zu erwarten hätten nnd dieß entschied den Entschluß zum neuen Kriege.

Im Jahr 1567 kam es bey St. Denys zur ersten Schlacht. Die Protestanten gewannen sie und wurden daher dem Feinde furchtbarer, als jemals. Coligny drang in derselben mit seinem schnellen Pferde in die dichtesten Haufen ein und kam immer unbeschädigt wieder zurück. Orleans und Rochelle wurden genommen, Verstärkung wuchs den Protestanten aus allen Gegenden des Reiches zu und das öffentliche Gerüchte verkündigte die Ankunft eines Heeres aus Deutschland unter dem Pfalzgrafen Johann Kasimir zu ihrer Unterstützung, welches auch wirklich eintraf. Nun giengen die Operationen so schleunig, daß man schon Chartres belagern konnte, welches die königliche Parthey dergestalt in Schrecken setzte, daß sie den Häuptern der ihr gegenüber stehenden Armee abermals den Frieden anbot.

Wie das erstemal, so war es auch gegenwärtig nur darum zu thun, die Protestanten zur Ruhe zu bringen und ihre Hilfsvölker aus Frankreich zu entfernen, aber man dachte nicht daran, ihnen zu halten, was man im feyerlichen Vertrag versprochen hatte und hielt es auch ganz und gar nicht, daher kam es, daß schon nach sechs Monaten der dritte Krieg ausbrach. Coligny gab sich die äußerste Mühe, ihn zu hindern, aber vergebens; die Königin Mutter, unbekümmert, was für neues Elend über Land und Volk kommen würde, verwarf die billigsten Vorschläge, und so mußte der Admiral ganz gegen seinen Willen aufs neue den Degen gegen König nnd Mitbürger ziehen,

denn nicht genug, daß man den Protestanten keine Bedingung des Friedens hielt, so nahmen neue Hinrichtungen, Einkerkerungen und hunderrfältige andere Mißhandlungen sogleich wieder ihren Anfang; man ließ durch Jesuiten und andere Geistliche das Volk verhetzen und es zur Vertilgung der sogenannten Ketzer auffodern; — man machte alle Anstalten, Conde' und Coligny zu erwischen, um wenn die Häupter erst gefallen wären, dann mit dem übrigen Theil des Bundes desto schneller fertig zu werden.

Dieser neue Krieg hatte einen traurigen Anfang genommen, denn obgleich der Admiral seinen Soldaten die möglichste Schonung mit dem unbewafneten Bürger empfohlen hatte, so konnte er es doch nicht hindern, daß daß nicht in Städten, die man mit Sturm eingenommen hatte, oder die sich auch auf Gnade und Ungnade ergeben hatten, alles niedergemacht wurde, was den Wüthenden vor die Klinge kam. Die Gegenparthey that dann zur Wiedervergeltung das nemliche und so floß Bürgerblut in Strömen dahin. In der Schlacht bey Jarnac vom 13ten Merz 1569 fiel der Prinz von Conde', doch nicht im Waffengetöse, sondern wahrscheinlich durch Mord, nachdem er von dem Herzog von Anjou zum Gefangenen gemacht ward. Ohne die Gegenwart Colignys und seine große Kriegserfahrung wären die Protestanten bey diesem Unfall vielleicht verloren gewesen; auch giengen ihnen in dem — wiewohl erst fünfzehn Jahre alten — Prinzen von Navarra, dem nachherigen Könige

von Frankreich, Heinrich IV. den seine Mutter auf ihrer Flucht nach Roschelle gebracht hatte, und in der Person des Sohnes des gemordeten Prinzen von Conde' neue Glücksterne auf, die keinen Anstand nahmen, unter dem viel erfahrenen Admiral diesen für die politische und religiöse Verfassung Frankreichs so höchstwichtigen Krieg mitzumachen. Herzog Wolfgang von Zweybrücken kam der gedrückten Sache der Protestanten mit dreizehntausend Mann zu Hilfe, demohngeachtet machte Coligny dem Könige die dringendsten Vorstellungen, seinem Volk den Frieden zu schenken und es nicht länger einem unermeßlichen Elend auszusetzen. Die Antwort war nicht günstig, sondern gieng dahin: man werde sich mit den Protestanten in keine Unterhandlung einlassen, es sey denn, daß sie vorher die Waffen niedergelegt hätten, worauf der Admiral antwortete: auf diese Art müsse gegen seinen Willen der Krieg fortwähren. Er begrief übrigens nicht, wie man um einiger fanatischen Edelleute, die sich um den König versammelt hatten und einiger italienischen Kardinäle willen, zweymal hunderttausend treue Unterthanen blos darum auf die Seite werfen und den Jammer des Krieges über das Königreich verbreiten möge, weil sie auf einem andern Weg, als die Katholiken, in den Himmel zu kommen hofften; aber auch diese zweyte Vorstellung war in den Wind gesprochen. Zur Dankbarkeit für seine gute Meynung und sein Bestreben, die Ruhe auf billige Bedingungen herzustellen, die nichts anders enthielten, als die Freyheit, dasjenige, was sie für das Bessere hielten, zu glauben, auch

öffentlich zu bekennen und Gott nach ihrer Weise ungestört zu verehren, erklärte ihn das Parlament zu Paris für einen Aufrührer und Majestätsverbrecher, sprach ihn des Todes schuldig und bestimmte demjenigen, der ihn lebendig einliefern würde, eine Belohnung von fünfzigtausend Goldgulden. Ja es offenbarte sich noch mehr, wie gefährlich der Mann zu seyn schien, da man sogar dem, der ihn tödten würde, die nemliche Belohnung zusagte und Gnade, wenn derselbe auch mit dem Admiral in gleichem Verbrechen stünde, er möchte Franzose oder Ausländer seyn. Sein und anderer protestantischen Großen Bildniße wurden gemißhandelt und an den Galgen geschlagen; aber alle diese Beschimpfungen und lebensgefährliche Drohungen wirkten auf Coligny nicht das mindeste, weil er sich auf Gott, seine gerechte Sache und den guten Willen derer verließ, die um des verfolgten Glaubens willen mit ihm die Waffen trugen, übrigens von ihrer Treue gegen König und Vaterland völlig überzeugt waren. Um diese Zeit wurde auch sein eigener Kammerdiener bestochen, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen, und als entdeckt ward, er habe es wirklich zugesagt, erkannte das Kriegsgericht ihm eine qualvolle Todesstrafe zu. Colignys Fürbitte allein hatte es dieser Mensch zu danken, daß er blos durch den Strang starb.

Dieses Unglück war nicht das einzige, was dem Admiral wehe that; die Schlacht bey Moncontour vom dritten Oktober 1569, die er wider seinen Willen schlug, vor welcher er von falschen Spionen sich hin-

tergangen sah und in welcher die unter ihm dienenden Befehlshaber Fehler auf Fehler machten, gieng verloren und seine Armee litt eine sehr bedeutende Niederlage. Er selbst ward verwundet, erkrankte und mußte sich die Verlierung der Schlacht beymessen lassen, so wenig er es verdiente. Alle seine Besatzungen waren bestürzt, die fremden Soldaten theils zusammengehauen, theils zerstreut und ohne Löhnung, ein mächtiger Feind stand voll Erbitterung ihm gegenüber und drohte Vernichtung; endlich noch die niederschlagende Nachricht, daß sein schönes Schloß zu Chatillon von königlichen Soldaten geplündert, die darunter liegende Stadt aber bis auf die letzte Spur verbrannt worden sey. Dennoch blieb Coligny unverändert, hoffte auf eine bessere Wendung seiner Lage und gieng nach Languedoc, um eine neue Armee zu sammeln. Statt daß Anjou ihm hätte folgen und dadurch seinen Sieg vollenden sollen, nahm er einen andern Weg und ließ den ermatteten Gegner in Ruhe. Sein Unglück nützte Coligny dazu, theils sich selbst gegen die Güter der Erde immer gleichgültiger zu machen, um nicht zu sehr an ihnen zu hängen und ihrer im Nothfall entbehren zu können, — theils um seine und seines verstorbenen Bruders Kinder zu gleicher Seelenstärke zu gewöhnen. Er ermahnte sie schriftlich *), sich einer wahren Gottseligkeit um so mehr zu befleißeu, als sie bereits durch traurige Erfahrungen wüßten, wie wenig man auf den

---

*) Schröckh allgemeine Biographie, 5ter Theil, S. 222.

Besitz irdischer Güter stolz seyn dürfe.“ Er setzte die Worte hinzu: „Die Menschen haben uns dasjenige ent„rissen, was sie konnten, und ist dieses einmal der Wil„le Gottes, so werden wir glücklich und unser Zustand „wird auch gut seyn, weil uns dieser Verlust nicht we„gen eines Unrechts widerfahren ist, das wir andern „zufügten, sondern blos aus Haß gegen mich, indem „es Gott gefallen hat, sich meiner zu bedienen, um „seiner Kirche beyzustehen. Gleichwohl, wenn wir aus „solcher Ursache leiden, sind wir glücklich, und es wird „uns dafür ein Lohn werden, über den die Menschen „keine Macht haben.“

Obwohl Coligny nicht über viertausend Mann einem mehr als dreymal stärkern Feind entgegen zu stellen hatte, aus welchen er mit — gleichsam von einem Ende des Königreichs zum andern frisch ankommenden — deutschen Hülfsvölkern demselben entgegen und dann nach Paris ziehen wollte, so machte er sich doch, in Hoffnung daß derjenige sein Unternehmen begünstigen werde — „der alles ausführt,“ auf den Weg. Es läßt sich denken, daß er auf diesem Zuge nicht unberuhigt blieb; auch kam es im Sommer 1570 zwischen ihm und dem Marschall von Cosse bey Arnay-la-Duc wirklich zu einem sehr merkwürdigen Gefechte, das zu großem Vortheil des Admirals ausschlug, und da die Protestanten auch anderswo glücklich waren, so zweifelte niemand, er werde nun den Krieg mit Ernst und Nachdruck fortsetzen. Der erfahrene Heerführer dachte aber anders, denn er wußte, wie leicht das wandel-

bare Glück ihm wieder den Rücken kehren könnte und darum veranlaßte er seine Glaubensbrüder, zu versuchen, ob nicht durch Absendung einer Gesandtschaft ein ehrenvoller Friede erzielt werden könnte. Die Königin-Mutter war dazu nicht ungeneigt, denn die feindliche Armee stand jetzt der Hauptstadt zu nahe und Geldmangel war hier wie dort zu sehr eingerissen, als daß man große Dinge durchzusetzen sollte erwarten können. Auf diese Art wurde der Friede unter sehr annehmlichen Bedingungen geschlossen, denn die Protestanten erhielten nicht nur in den vornehmsten Städten des Reichs (Paris allein ausgenommen) freye Religionsübung, sondern auch die Fähigkeit, in alle bürgerliche Dienste einzutreten, die Versicherung strenger Gerechtigkeit bey allen Gerichtshöfen und die Einräumung von Rochelle, Montauban, Cognac und la Charite auf zwey Jahre.

Dieser Friede war das Werk Colignys, der nun erwartete, der Ruhe geniessen und sein Leben im Frieden enden zu können. Es hatte auch dazu allen Anschein, besonders als er selber persönlich an den Hof kam, um den König von seiner Ehrfurcht zu versichern. Karl empfing ihn mit einer Umarmung, nannte ihn seinen Vater, und gab ihm so viele Merkmale von Zutrauen, daß der Admiral, in dessen Herz Tücke und Falschheit nie gekommen waren, und der — wie alle gute Menschen — jeden, der ihm mit Aufrichtigkeit entgegen zu kommen schien — nach sich selbst beurtheilte, und nichts Schlimmes im Hinterhalt ahnete, alles Gute

billig erwarten konnte. Auch die Königin-Mutter, der Herzog von Anjou und der jüngste Bruder des Königs, Herzog von Alencon, (der es aber allein redlich meynte) benahmen sich ungemein zuvorkommend gegen ihn. Man überhäufte ihn gegen alle sein Erwarten mit Wohlthaten, ließ sein Schloß zu Chatillon wieder herstellen, und ihn aufs neue seine Stelle im königlichen geheimen Rath einnehmen. Die Guisen mußten sogar den Hof verlassen, weil ihre Gegenwart dem Admiral nicht angenehm seyn konnte; kurz alles schien vergeben, vergessen, und eine ganz neue Welt entstanden zu seyn. Was endlich der höchste Wunsch seines Herzens gewesen war, den Prinzen von Bearn (Heinrich von Navarra) mit der Prinzessin Margaretha, Schwester des Königes, vermählt zu sehen, in welcher Verbindung er das schönste Band der Einigkeit zwischen dem Hof und den Protestanten zu denken sich gewöhnt hatte, schien auch in Erfüllung zu gehen, denn es wurden alle Anstalten dazu getroffen. Wer hätte denken sollen, daß alles dieses nur eine den Protestanten überhaupt, und dem Admiral besonders gestellte Falle sey, in welche sie zu ihrem Verderben gehen sollten? Und doch war es nicht anders, wie die Folge nur zu sehr bewies. Eben als Coligny sich den Eingebungen seines guten unbefangenen Herzens ganz ohne alle Rücksicht überließ, zog sich die donnerschwangere Wolke, die über seinem Haupte platzen sollte, immer schwärzer zusammen. Seine Freunde in Rochelle, welche bemerkten, daß in ihrer Gegend auffallende Kriegsrüstungen gemacht würden,

warnten ihn, er möchte sich in seine vermeynte Sicherheit nicht allzusehr einwiegen, möchte den Vorspieglungen des Hofes nicht zu viel trauen; aber obgleich ihm diese Warnungen Verdacht erregten, ließ er sich doch nur zu leicht bereden, daß diese Rüstungen alleine auf Spanien abgesehen seyen. Viele glaubten, der schnelle und unerwartete Tod der Königin von Navarra, Heinrichs vortrefflicher Mutter, sey durch Gift herbeygeführt worden; Coligny glaubte es nicht, besonders da der König ihm ein vertraulich schriftliches Gutachten abgefodert hatte, aus welchen Gründen man zur Unterstützung der Niederlande einen Krieg mit Spanien beginnen könnte, das er von seinem Schlosse Chatillon aus so willig als freymüthig ertheilte. Man lud ihn nach Paris ein, und gegen den Rath seiner Freunde gieng er dahin, in eben dem Gefühl, das Alexander den Maccdonier beherrschte, als man ihn vor dem Leibarzt Philippus warnte: „es ist besser, daß ich durch das Verbrechen eines „andern umkomme, als daß ich aus Feigherzigkeit „den Becher nicht austrinke," obgleich die Warnungen von allen Seiten zunahmen. Der Admiral konnte sich nun ein für allemal nicht überzeugen, daß alles das, was man gegen ihn äusserte, nichts als Bosheit und Falschheit seyn sollte. Selbst da blieb er noch bey seiner zu guten Meynung, als man ihm schriftliche Beweise vorlegte, daß der König und alle Umgebungen nur Böses im Schilde führten, daß man über einem Plane brüte, der den Protestanten gelte, und ihnen, wenn sie sich zu sicher glaubten, höchst verderb-

lich werden müsse. Er verbat sich sogar alle künftige Warnungen und versicherte, die Folge werde es lehren, daß alle diejenigen sich schämen würden, die von dem besten der Könige Schlimmes erwarteten.

Eben so geneigt waren der König von Navarra und der Prinz von Conde', nur das Beste von dem französischen Hofe zu glauben, und alle noch so treue Warnungen in den Wind zu schlagen. Und als sie sich vollends überzeugten, daß der Admiral mit ihnen gleich denke, da fehlte nicht viel, sie hätteu ihre gutmeynenden Glaubensbrüder, die die Sache für wichtiger, als sie, ansahen, für Schwachköpfe, Furchtsame, oder gar solche zu halten, die wieder ein neues Kriegsfeuer anfachen wollten. Zu spät mußten sie es gewahr werden, daß der damalige französische Hof der allerabscheulichste und verdorbenste sey, der auf Erden existire, — daß eine solche Verrätherey, dergleichen man auszuführen im Begriff stehe, sich nie ereignet habe, seitdem die sanfte Lehre Jesu Christi in der Welt gepredigt werde; — daß dem Fanatismus nichts zu schrecklich sey, wozu er — in Hoffnung Gott ein angenehmes Opfer zu bringen — sich nicht entschliessen könne. Die niedrigsten Kreaturen an diesem Hofe, und die auch die ganze Unternehmung mit teuflischer Schadenfreude leiteten, waren die Königin-Mutter, und der Herzog von Anjou. Sie waren es, die den erbärmlichen Schwächling von König an ihren Banden führten, ihn nur darum den Frieden von 1570 schliessen liessen, damit die Protestanten, welche durch die Waffen zu bezwingen nicht

möglich schien, vom Schein der Falschheit und Treulosigkeit ins Garn gelockt, und um so desto sicherer zu Grunde gerichtet werden könnten. Dieser König war bey seiner Schwachheit überdieß im tiefsten Grunde seines Herzens moralisch verdorben. Seine Mutter ließ es zu, daß er nicht nur schon in seinen Kinderjahren sichs zum Vergnügen machte, arme Thiere zu plagen, sondern daß er sich in dem eines Prinzen und künftigen Landesregenten so höchst unwürdigen Geschäft übte, ihnen mit einem einzigen Streiche den Kopf abzuhauen. Die Jagd war seine Lieblingsunterhaltung, und feile Dirnen brachten ihn um alle physischen Kräfte. So ein an Geist und Körper verkrüppelter Mensch gehörte auch dazu, die berüchtigte Bluthochzeit entweder selbst auszudenken, oder sie — wenn andere diesen Plan der Hölle vorzutragen sich unterfiengen, nicht nur zu begnehmigen, sondern sogar selbst eine Rolle in dem abscheulichen Trauerspiele zu übernehmen.

Zuerst überzeugten ihn seine Mutter und der Herzog von Anjou, wie nöthig es sey, den Admiral aus dem Wege zu räumen, damit vor allen Dingen die Protestanten ihrer Hauptstütze beraubt würden. Ein gewisser Maurevel, der schon früher einen protestantischen Feldherrn, seinen persönlichen Wohlthäter, hinterlistigerweise umgebracht hatte, wurde dazu ausgewählt, daß Coligny durch ihn fallen sollte. Wenn er aus dem Louvre in seine Wohnung zurückkehren, und bey einem bezeichneten Hause vorbeygehen würde, sollte der Mord vollbracht werden. Wirklich geschah auch ein Schuß auf

ihn, aber er tödtete ihn nicht, sondern er wurde blos am linken Arme und einem Finger der rechten Hand durch zwey Kugeln verwundet. Der niedrig falsche Karl IX. äusserte sein großes Bedauern, daß den Admiral ein solcher Unfall betroffen habe, besuchte ihn sogar, und sowohl er als die Königin schwuren, das Verbrechen, wenn der Thäter entdeckt würde, auffallend zu bestrafen. Beyde fürchteten indessen nicht unbillig, man möchte sie für Mitwissende wenigstens halten, und so ward unter ihnen beschlossen, den Sturm mit aller Macht losbrechen zu lassen, ehe noch die Protestanten sich besinnen, und zu einer Vertheidigung bereit machen könnten. In der Nacht vor dem Bartholomäustage 1572 wurde das unerhörte Bubenstück ausgeführt, und damit es scheinen möchte, die Guisen allein seyen die Verbrecher, übertrug man dem Herzoge die Anführer der Mörder. Als das verabredete Glockenzeichen um Mitternacht gegeben ward, eilte er mit einigen seiner Hausgenossen in Coligny's Wohnung. Leider war ein Deutscher, Namens Behme, der erste, der in dieser Schreckensnacht den ersten Mord an dem alten Admiral begieng, welchen andere heillose Gesellen, die mit ihm gekommen waren, vollendeten. Dann warfen sie den entseelten Körper in den Hof hinunter, wo der Herzog von Guise und die andern Mörder über das Geschehene laut frohlockten und die ausschweifendste Freude bezeugten. Der Pöbel bemächtigte sich des Leichnams, zog ihn unter ausgesuchten Mißhandlungen in den Straßen umher, verstümmelte ihn, hieb den Kopf ab, und um das Maaß aller Abscheulichkeiten voll

zu machen, sendete man diesen Kopf dem Papst nach Rom, um dem Statthalter Jesu Christi, des sanftmüthigen Weltbeglückers, eine Freude zu machen. Zuletzt wurde der verstümmelte Körper noch an einen Galgen aufgehängt und Feuer unter ihm angemacht, doch gelang es dem Marschall von Montmorency, daß dieser Körper abgenommen und in einer Kapelle zu Chantilly begraben werden konnte.

So starb in einer sehr verderbten Zeit, unter der Regierung eines Königs, der des Thrones unwürdig war, durch die Bosheit eines schändlichen Weibes und ihrer Mordgesellen ein höchst edler und vortrefflicher Mann. Sie alle wollten an seinem Tode freylich nicht schuldig seyn, und liessen daher aussprengen: Coligny und sein Anhang hätten eine Verschwörung wider den König und sein Haus, ja sogar wider den König von Navarra, angesponnen. Ihr Verbrechen sey durch Gottes besondere Gnade entdeckt geworden, und so sey ihr Tod die billige Strafe ihrer Schuld. Gegen die entfernten Statthalter der Provinzen wälzte man den Verdacht auf die Guisen, als ob der Hof gar keinen Theil daran hätte; allein nirgend glaubte man diesen Vorspiegelungen, denn jedermann, den der Fanatismus nicht ergriffen hatte, hielt den Admiral solcher Verbrechen unfähig und glaubte, daß kein größerer Mann, als er, im ganzen Königreiche gelebt habe. Seine Religion war tief in seinem Herzen eingegraben, nach ihren Lehren handelte er. Er war so klug als tapfer; das letztere hat er in einer Menge Schlachten bewiesen, das

erste in allen seinen Handlungen, und daß ihn die Klugheit da verließ, als er die treuen Warnungen nicht gehörig achtete, die in der letzten Zeit an ihn ergiengen, weil sein gutes Herz immer nur das Beste von andern glaubte, ist mehr zu beklagen, als daß man ihm darüber Vorwürfe machen dürfte. Er war ein Freund der Wissenschaften, beförderte sie so viel er konnte, und die ewigen Unruhen, in denen er schwebte, erlaubten, besonders aber der Jugendunterricht lag ihm äusserst am Herzen, und er opferte ihm nicht unbedeutende Summen. Er lebte mäßig in allen Dingen, keine niedere Leidenschaft herrschte über ihn, und Wollüste haßte er. Sein größtes Glück war das häußliche, daher genoß er es, so oft er unter den Seinigen seyn konnte, mit ganzem Herzen; ihr Wohl war das seinige, und selbst seine untergebenen Dienstboten hiengen an ihm mit warmer Liebe, weil er kein größeres Vergnügen kannte, als ihr Bestes zu befördern. Wer nicht sittlich gut war, fand kein Unterkommen in seinem Hause, und nicht selten gestand er, daß er lieber alle Bedienten entbehren, als einen ausschweifenden unter ihnen haben wollte. — Wie traurig ist es, daß ein solcher Mann ein solches Ende nehmen mußte, der einer bessern Belohnung würdig gewesen wäre!

XVII.

Thomas Cranmer,

Erzbischof von Canterbury.

Dieser gelehrte, verdiente, aber unglückliche Geistliche wurde am 2ten Julius 1498 zu Nottinghamshire aus einer alten und reichen Familie gebohren. Sein Vater starb, als er noch sehr jung war, und seine Mutter schickte ihn in seinem fünfzehnten Jahr nach Cambridge, um in dem dortigen Kollegium zu studieren, wo er sich besonders mit Untersuchungen der Bibel und der durch Luther und Zwingli bewirkten Kirchenverbesserung beschäftigte. Im Jahr 1523 wurde er Doktor der Theologie und sah sich sowohl in seinem Kollegium, als bey der Universität, sehr hochgeehrt und angesehen. Bald darauf kam die Ehescheidung des Königs Heinrichs VIII. von seiner Gemahlin Katharina von Arragonien zur Sprache. Er hatte sich im Jahr 1532 bereits heimlich mit der schönen Anna von Boleyn trauen lassen, und wollte sie nun öffentlich als Königin anerkannt wissen, aber der Papst machte Schwierigkeiten, Scheidung und Wiederverheyrathung zu bewilligen. Da fügte es sich zufällig, daß Cranmer

mit dem königlichen Sekretair Gardiner und dem Almosenpfleger Fox zusammentraf, denen er den Rath gab, sich des Mittels zu bedienen, das schon der Kardinal Wolsey gerathen hatte, nemlich: den Theologen einheimischer sowohl als fremder Universitäten ein Gutachten abzufodern. Dieser Rath wurde dem Könige hinterbracht, und sogleich rief er Cranmern an den Hof, der ihm auch sowohl wegen seiner Wissenschaft, als seiner feinen Sitten dergestalt gefiel, daß er beschloß, ihn zu befördern. Er machte ihn zu seinem Kapellan, gab ihm eine gute Pfründe und ernannte ihn zum Archivdiakonus von Taunton. Im Jahr 1530 sandte ihn der König nach Frankreich und Deutschland, um die Meynung der Theologen über die Rechtmäßigkeit seiner Ehescheidung zu erforschen, und er gewann durch seine glänzende Beredtsamkeit selbst solche, die zuvor anderer Meynung gewesen waren, ja sogar sich in gedruckten Schriften sich sattsam ausgesprochen hatten. Heinrich VIII. erkannte dieses um seine Person erworbene Verdienst so sehr, daß er Cranmern im Jahr 1532 ohne sein mindestes Zuthun zum Erzbischof von Canterbury beförderte. Der Papst bestätigte ihn, ob er wohl wissen konnte, daß derselbe der Meynung war, die Ernennung des Königes sey schon genug und der Papst sey nicht berechtigt, in England Stellen und Würden zu vergeben, oder darinn zu bestätigen, daher er auch diesem die Eide nur in soferne leistete: »wenn sie mit seiner Treue gegen den König bestehen könnten, auch nichts gegen das Gesetz Gottes und die Grundgesetze des Reiches enthielten.«

Der erste Dienst, den der neue Erzbischof dem Könige that, war, daß er am 23sten Mai 1533 das Urtheil in dessen Ehescheidung sprach, womit der Papst denselben so lange schon hingehalten hatte. Er sprach es, vereint mit andern Bischöfen, öffentlich aus: „daß diese Ehe von Anfang an nichtig und ungültig gewesen sey, daher getrennt werden müsse und jedem Theil erlaubt sey, sich anderweitig zu verheyrathen“, wobey er die Meynungen der berühmtesten Theologen und Canonisten, so wie die von einigen Akademien bereits ergangenen Gutachten, zum Grund gelegt hatte. Wenige Tage darauf wurde die Vermählung Heinrichs mit Anna von Boleyn bestätigt. Es läßt sich denken, daß Rom diese Eingriffe in die dort bisher ausgeübte Gewalt sehr übel empfunden habe. Der Papst erklärte den Vorgang für nichtig und befahl dem Erzbischof, es bey Strafe des Bannes sogleich zu widerrufen, aber dieser appellirte an eine zusammen zu berufende rechtmäßige Kirchenversammlung. Schon am 7ten September gebahr die neue Königin eine Prinzessin, die nachmalige Königin Elisabeth.

Jetzt gieng der Streit um die Rechte des Königs von England in Religionssachen, den Cranmer schon lange eingeleitet hatte, erst recht an. Er sprach so rücksichtslos gegen die Anmassungen des Papstes, und führte so tüchtige Gründe gegen dieselben an, daß sowohl das Parlament, als eine allgemeine Versammlung der Geistlichen mit ihm einverstanden waren, und diese fremde Gewalt abschaften. Eine der ersten Folgen die-

ses auffallenden Schrittes war die Aufhebung der Klö-ster, weil der König der Meynung war, daß sie zu sehr an Rom gebunden seyen, wozu Cranmer sehr gerne stimmte. Aber nicht so geneigt war er, dem Könige Recht zu geben, als er die unglückliche zweyte Gemahlin eines blossen unerwiesenen Verdachtes halber in den Tower werfen, und am 19ten Mai 1536 enthaupten ließ. Seine dringenden Vorstellungen vermochten aber auf Heinrich, der die sonst heiß geliebte Anna einmal satt hatte, und bereits an einer neuen Geliebten hieng, nichts, denn ihr Untergang war unwiderruflich beschlossen.

Schon lange hegte der Erzbischof den Wunsch, daß die Bibel ins Englische übersetzt, und unter das Volk gebracht werden möchte. Heinrich wollte es immer nicht erlauben, vielleicht weil er einsah, daß dadurch dem Papst der ärgste Tort geschehen würde, den er in eigentlichen Glaubenssachen doch nicht ganz auf die Seite werfen wollte, denn wenn er schon in Regierungssachen sich nichts einreden zu lassen erklärt hatte, so war er doch immer noch an die römische Kirche ganz anhänglich und weit entfernt, eine andere aufkommen zu lassen. Endlich gab er doch seine Zustimmung zu dieser Bibelübersetznng, und das Volk nahm sie mit großer Freude auf. Kaum hatte Cranmer diesen Wunsch erreicht, so verlor er in etwas die Gunst seines Herrn, weil er sich ein wenig auffallend dagegen erklärt hatte, daß der König alle Einkünfte der aufgehobenen Klöster blos für sich verwende und nicht

vielmehr auf Schulen, Armenhäuser und andere nütz-liche Institute, welches doch eine Bedingung der zu-stimmenden Bischöfe gewesen sey. Eine solche Erinne-rung war bey Heinrich VIII. nicht gut angebracht, und die Feinde des Erzbischofs, besonders der Bischof Gardiner von Winchester und andere von der päpst-lichen Parthey, nützten diese Stimmung, den Erzbischof zu verdrängen, sich selbst aber in der Gunst des Köni-ges festzusetzen; aber noch war ihr Bemühen umsonst, bis zur Zeit, da sein Freund, der Lord Cronwell, gefallen war. Nun giengen die Beschwerden aufs neue an. Der Bischof Gardiner, der den Untergang des Erzbischofs am sehnlichsten wünschte, trieb einen gewis-sen John Gostwicke auf, der denselben im Parla-ment anklagen sollte, daß er neue Meynungen befördere und seine Familie zu einer Schule der Ketzerey und des Aufruhrs mache, worauf einige dem Könige zuredeten, den Erzbischof so lange in den Tower zu sperren, bis eine Untersuchung die Wahrheit oder Unwahrheit dieser Anklage darstellen werde. Der König sah wohl ein worauf es abgesehen war, und leitete es in einer Unter-redung mit Cranmer dahin ein, daß dieser selbst auf eine Untersuchung der ihm angeschuldigten Verbrechen drang. Noch mehr, Heinrich gab ihm selbst Anlei-tung, wie er es anfangen sollte, seine Feinde in Ver-legenheit zu setzen und zu beschämen. Zu dem Ende wurden sie einig, er sollte sich vor dem königlichen ge-heimen Rath stellen und ersuchen, da er selbst desselben Mitglied sey, man möchte ihm darinne den Sitz gönnen und seine Ankläger persönlich vorberufen; würde ihm

dieß verweigert, so sollte er eine Berufung auf den König einlegen, und zum Beweis, daß dieser es ihn selbst geheissen, denjenigen Ring vorweisen, den er ihm jetzt an den Finger stecke. Wirklich versagte man ihm sowohl den Eintritt in den geheimen Rath, als die Vorberufung seiner Gegner; Cranmer berief sich auf den König und dieß rettete ihn für dießmal von seinem Untergange, denn Heinrich sprach ihn frey und zeigte von diesem Augenblick an neue Anhänglichkeit an den Mann, dem er so vieles schuldig zu seyn glaubte, daß niemand mehr es wagte, ihn zu verläumden; dem Erzbischof aber gereicht es zu großer Ehre, daß er es seinen Feinden nicht entgelten ließ, was sie gegen ihn gesündigt hatten.

Heinrich der achte starb im Jahr 1547, und der Erzbischof Cranmer, als Primas von England, hatte die Ehre, seinen Nachfolger Eduard VI. in der Westminster Abtey zu krönen. Am 5ten November 1547 wurde in einer in der Paulskirche zu London gehaltenen Versammlung der Geistlichkeit festgesetzt: daß das Abendmahl unter beyderley Gestalt ausgetheilt werden, und das Verbot der Priesterehe aufgehoben seyn solle, auch ermahnte der Erzbischof die sämtlichen Beysitzer, die Bibel fleißig zu lesen, und sich von den verderblichen Anmassungen des Papstes immer mehr frey zu machen, auch arbeitete er von jetzt an immer thätiger für die Herstellung einer reinern Religion, die so fest gegründet wurde, daß unter der nachfolgenden Regierung der bigoten Maria nichts mehr von Bedeutung gegen sie aus-

gerichtet werden konnte. Der König Eduard VI. starb sehr jung und ließ sich vor seinem Tode von dem Herzoge von Northumberland noch bereden, mit Ausschluß der beyden Prinzessinnen Maria und Elisabeth, die Lady Johanna Gray, die mit einem Sohne des Herzogs vermählt war, zu seiner Nachfolgerin auf dem Throne von England zu ernennen. Auch der Erzbischof von Cambridge wurde zur Unterschrift des Testamentes vorberufen, aber lange wollte er sich dazu nicht verstehen, indem er versicherte: er habe die Uebergabe der Krone an die Prinzessinnen Maria und Elisabeth beschworen, und wolle sich keines Meineides schuldig machen. Zuletzt ließ er sich doch noch bereden und — unterzeichnete seinen eigenen Untergang.

Die unglückliche Johanna wurde zur Königin ausgerufen, ob sie gleich sehr dagegen kämpfte, und ihr trauriges Schicksal in prophetischem Geiste voraussah. Maria warb sich bald einen Anhang unter dem Adel, und fand ihn auch, weil man fürchtete, der als gewaltthätig bekannte Herzog von Northumberland werde unter dem Namen seiner Schwiegertochter regieren. Auch das Volk war für Marien gestimmt, und so wurde Johanna schnell entthront, gefangen gesetzt und in der schönsten Blüthe ihrer Jahre enthauptet. Nun kam auch die Reihe, bestraft zu werden, an diejenigen, die Maria im Verdacht hatte, daß sie ihrer Thronbesteigung entgegen gewesen seyen, namentlich den Erzbischof Cranmer, der ihr schon darum verhaßt war, weil sie wohl denken konnte, daß er die Eheschei-

dung zwischen Heinrich VIII. und ihrer Mutter befördert habe. Es verbreitete sich auf einmal ein Gerüchte im Volk: der Erzbischof habe sich, um der Königin gefällig zu seyn, erboten, den lateinischen Gottesdienst wieder herzustellen, und bereits wieder Messe gelesen. Er widersprach dieser falschen Ausstreuung öffentlich und versicherte, daß er die englische Lithurgie für ganz übereinstimmend mit der Bibel halte, und sie gegen jedermann zu vertheidigen bereit sey. Das erfuhr die Königin zeitig genug, machte ihm darüber Vorwürfe und ließ ihn, da er nicht widersprach, daß dieß seine wahre Ueberzeugung sey, in den Tower bringen, wo er so lange bleiben sollte, bis es ihr gefallen würde, anders zu verfügen. Es stund nicht lange an, so wurde er von dem Parlament seiner Würde entsetzt, und des Hochverraths schuldig erklärt. Zwar sprach die Königin ihn von diesem Verbrechen frey, wie sie schon mehrern von Johannens Anhängern gethan hatte, aber rücksichtlich der ihm angeschuldigten Ketzerey befahl sie, ordnungsmäßig zu verfahren. Nun mußte er sich zuerst zu Oxford mit einigen Gelehrten in ein Gespräch über gewisse Religionsgrundsätze einlassen: z. B. über die wirkliche körperliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl, über die Messe als Versöhnopfer für Lebendige und Todte u. s. w. Vor der Kommission der Königin, die sich in der Marienkirche versammelte, legte man ihm eine Schrift, welche verschiedene Religionsartikel enthielt, vor, um sie zu unterschreiben; er that es nicht und wurde als Ketzer erklärt, auch beschlossen, sein Buch vom Sakrament sammt der engli-

schen Bibel und dem allgemeinen Gebetbuch zu verbrennen. Er appellirte an das Urtheil Gottes und schlug es rund ab, als einige sich Mühe gaben, ihn zum Rücktritt in die römische Kirche zu bereden.

Das Urtheil gegen Cranmer war ungültig, weil die päbstliche Gewalt in England noch nicht wieder hergestellt war, aber 1555 kam eine neue Kommission, um die angeblichen Ketzereyen des Erzbischofs zu untersuchen. D. Brooks, Bischof von Glouceſter, war im Namen des Papstes, die Rechtsgelehrten D. Storick und D. Martin aber im Namen der Königin zu Komissarien ernannt. Sie nahmen vor dem Altar der Marienkirche Platz und befahlen, ihnen den Erzbischof vorzustellen. Brooks stellte ihm sehr wehmüthig vor, wie tief er gefallen sey, und ermahnte ihn dringend, zu seiner heiligen Mutter, der römischen Kirche, zurückzukehren und durch sein Beyspiel auch diejenigen zu gewinnen, die durch seine Irrthümer abtrünnig geworden seyen. D. Martin eröffnete ihm die Klagartikel, kraft deren er „der Gotteslästerung, des Meineides, der Unzucht und der Ketzerey“ angeschuldiget sey. Er antwortete hierauf: von Gotteslästerung wisse er nichts; daß er aber der obersten Gewalt des Papstes entsagt habe, sey wahr, weil man, indem man sich ihr unterwerfe, die Treue gegen den Landesfürsten aufgebe und den Gesetzen des Königreichs sowohl als den Einrichtungen der ersten Kirche widerspreche. Statt den Vorwurf eines Meineides auf sich kommen zu lassen, wurde vielmehr Brooks selber dies-

ses Verbrechens von ihm beschuldigt, weil er die Gewalt des Papstes abgeschworen habe und jetzt doch als dessen Kommissarius hier sitze. Brooks, der mit seiner Vertheidigung nicht aufkommen konnte, gerieth in große Verlegenheit und wußte sich nicht anders als damit zu helfen, daß er sagte: sie wären nicht gekommen gefragt zu werden, sondern zu fragen. Cranmer, nocheinmal aufgefordert, sich über sein System von der Obergewalt des Papstes und seine Meynung vom Abendmahle deutlich und bestimmt zu erklären, that es wie vorhin, und nun wurde er befehligt, innerhalb achtzig Tagen zu persönlicher Verantwortung in Rom zu erscheinen, worauf er erklärte, er werde erscheinen, wenn der König und die Königin ihm die Reise dahin gestatten würden. Er wußte wahrscheinlich vorher, daß diese Erlaubniß nicht erfolgen würde und nachdem die achtzig Tage um waren, erklärte ihn der Papst für einen Widerspenstigen, der auf die an ihn ergangene Vorladung zu Rom nicht erschienen sey, da er doch Gefangener war und nicht erscheinen konnte.

Im Februar des Jahrs 1556 erhielten zwey andere Kommissarien Auftrag, den Erzbischof seiner Würde zu entsetzen. Im Eingang ihrer Vollmacht hieß es: seine Sache sey zu Rom unpartheyisch untersucht worden, und man habe die Zeugen für und wider ihn abgehört, auch seinen Advokaten aufgetragen, die beste Vertheidigung zu bearbeiten, die sie nur machen könnten. „Was das für Lügen sind" — rief Cranmer aus — „ich bin immer im Gefängniß

„gewesen, und man hat mir weder Rath noch Bey„stand erlaubt, wie sollte ich also zu Rom Zeugen „und Advokaten aufstellen können!“ Nicht genug, die Kommissarien treiben sogar heillosen Spott mit dem ohnehin genug gekränkten alten Manne, zogen ihm eine aus grober Leinewand und alten Lumpen zusammengeflickte erzbischöfliche Kleidung an, und riessen sie ihm Stück für Stück wieder vom Leibe. Als die Reihe an den Bischofsstab kam, wollte er sich denselben nicht nehmen lassen, sondern zog eine Schrift hervor und sagte: „Ich appellire an die nächste allgemeine Kirchenversammlung *).“ Auf diese Berufung wurde nicht geachtet, man kleidete ihn in einen alten Bedientenkittel, einen verschossenen schwarzen Mantel, setzte ihm einen elenden runden Hut auf, und führte ihn in diesem erbärmlichen Aufzug wieder in sein Gefängniß zurück.

So lange Cranmer noch in seinem Gefängnisse schmachtete, unterließ man nicht, alles anzuwenden, ihn zum Rücktritt in die römische Kirche zu bewegen. Die größten Theologen damaliger Zeit in England besuchten ihn täglich, und hofften, endlich das ausgesteckte Ziel zu erreichen, aber er wankte nicht und be-

---

*) Wie konnte er aber doch glauben, bey einer Versammlung etwas auszurichten, und ein mildes Urtheil zu erhalten, die vom Papste zusammenberufen und unter seiner Autorität gehalten werden mußte?

kannte freymüthig, was er glaube. Was aber den Künsten der Ueberredung und der äussersten Zudringlichkeit nicht gelang, das bewirkte man endlich durch List. Man brachte ihn aus dem Gefängniß in das Haus des Dechants der Christuskirche, begegnete ihm sehr anständig und höflich, sprach von der wiederkehrenden Gnade der Königin, von neuen Würden und Ehrenstellen und — Cranmer, der seine Leiden bisher so ruhig getragen, und sich schon geduldig darein ergeben hatte, dem Märtyrertod, gleich mehrern seiner Brüder, entgegen zu gehen, fieng an zu wanken, und fiel endlich ganz. Er ließ sich bereden, nach und nach sechs verschiedene Aufsätze zu unterschreiben, deren erster dergestalt auf Schrauben gestellt war, daß man ihn erklären konnte, wie man wollte, die andern fünfe waren Erklärungen des ersten.

Da er einmal zwey dieser Aufsätze unterschrieben hatte, wollte er auch dann, als er List zu merken anfieng, nicht mehr zurücktreten, und so ward er gefangen. So hatte man endlich eine Unterschrift aller Lehren der römischen Kirche von ihm, die er vorhin geläugnet hatte, und ein Bekenntniß, worinn er Gott bat, daß ihm derselbe seine Bestreitung dieser Lehrsätze, und das Aergerniß, das er dadurch gestiftet habe, gnädigst verzeihen wolle, worinn er endlich alle aufrief, wieder zur verlassenen Kirche zurückzukehren. Das letzte Zeugniß war das schändlichste von allen, denn in diesem klagte er sich selbst als einen Gotteslästerer, Feind Jesu Christi und Seelenmörder an, weil er Urheber der

Ehescheidung Heinrichs VIII. und somit aller der unglücklichen Begebenheiten, Trennungen und Ketzereyen geworden, wozu jene Ehescheidung die Veranlassung gewesen sey. — Dieß unterschrieb der unglückliche Mann zu einer Zeit, wo man ihn auf die Gnade der Königin neuerdings hoffen ließ, zu welcher aber sein Urtheil und der Befehl zu seiner Hinrichtung bereits unterzeichnet waren.

Diese dem Erzbischof abge — logenen Unterschriften ließ man öffentlich drucken, und dazu noch eine andere, die er vor seiner Hinrichtung in der Marienkirche ablesen sollte, aber nicht abgelesen hat, und dennoch beredete man das Volk, er habe es wirklich gethan. Der Tag seines Todes war auf den 21sten März 1556 festgesetzt, doch davon wußte Cranmer nichts. Er wurde in die erwähnte Marienkirche geführt, und auf ein der Kanzel gegenüber erbautes Gerüste gestellt, um das Register seiner Verbrechen anzuhören, das ihm von der Kanzel abgelesen werden sollte. Dr. Cole hielt hierauf eine Rede, worinn er sich zu erweisen bemühte, daß es besser sey, wenn der Erzbischof — seines Widerrufs ohngeachtet — doch hingerichtet werde, als wenn man ihn begnadigte. Zum Beschluß ermahnte er diesen, die Schrecken des Todes muthig zu überwinden und — gleich dem Schächer am Kreutze — nicht zu verzweifeln, weil er erst so spät in den Schooß der rechtglaubigen Kirche wieder zurückgekommen sey. Er sollte also noch einmal frey und offen

bekennen, daß er im Glauben der römischen Kirche sterbe.

Diesen schändlichen Auftritt hatte Cranmer nicht erwartet. Er entsetzte sich über die Heimtücke, mit welcher man ihn hintergangen hatte, über die Grausamkeit, mit der man ihn behandelte, erklärte laut, daß man ihn betrügerisch zu dem Widerruf verleitet, den er nur aus menschlicher Schwachheit, und in Hoffnung sein Leben zu retten, geleistet habe, und schloß damit, daß er in derjenigen Ueberzeugung, die er früher in Reden und Schriften laut bekannt habe, zu sterben entschlossen sey. Zu dem Ende wolle er, daß seine rechte Hand, die den Widerruf unterschrieben habe, zuerst verbrannt werden solle. Er sagte noch einmal dem Papst und allem päpstlichen Wesen feyerlich ab und schwur, daß diejenige Meynung vom Abendmahl, die er gegen Gardiner vertheidigt habe, die alleinwahre sey. Der Pöbel rieß ihn nun mit Wuth vom Gerüste herunter, und zerrte ihn an den Ort, wo er den schrecklichen Tod in den Flammen leiden sollte. Hier kniete er nieder und betete, dann zog er sich selbst die Kleider aus, nahm von seinen Freunden und Bekannten gerührt Abschied, und ließ sich an den Marterpfahl binden. Nachdem die Henkersknechte den Scheiterhaufen angezündet hatten, und das Feuer in die Höhe schlug, hielt Cranmer seine rechte Hand in die Flamme, wie er gesagt hatte, daß diese zuerst verbrannt zu werden verdiene, und litt den Tod mit großer Standhaftigkeit. Seine letzten Worte waren: »Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!«

Er war ein Mann von vieler Wissenschaft, dabey ein sehr moralischer Mensch, denn Redlichkeit, Treue, Aufrichtigkeit, Wahrheitssinn, Demuth, Bescheidenheit, Nachgiebigkeit und Gastfreyheit waren Tugenden, die ihm nicht fehlten. Er that den Armen ungemein viel Gutes und vergab gerne Beleidigungen, die andere ihm zufügten. Es war sogar zum Sprichwort geworden: „Wenn du den Erzbischof von Canterbury zum ewigen Freund haben willst, so beleidige ihn.“ Selbst die Katholiken behandelte er mit solcher Milde und Freundlichkeit, so sehr er ihrem kirchlichen Glaubenssystem abhold war, daß viele glaubten, er treibe seine Schonung bis zur Sorglosigkeit. Diesen antwortetete er: Man müsse den Menschen Zeit lassen, ihre Vorurtheile nach und nach selbst zu überwinden, und ein freundliches Benehmen werde einen weit bessern Eindruck auf sie machen, als wenn man hart gegen sie verfahre, das nur Bitterkeit nach sich ziehe.

Zwar scheint es, er sey als Märtyrer für erkannte religiöse Wahrheit gestorben, allein die Sache genauer betrachtet, zeigt sich genugsam, daß Mariens Rachsucht den einst so mächtigen und einflußreichen Mann nebst der thätigen Mitwirkung seiner Feinde auf den Scheiterhaufen geführt, und die Religion — wie so gar oft geschehen ist — nur den Vorwand dazu habe herleihen müssen. Und gerade die Königin Maria hatte am wenigsten Ursache, so gegen ihn zu wüthen, da sie ihm eigentlich ihr Leben zu danken hatte *). Denn als ihr

*) Der brittische Plutarch, 2ter Band der deutschen Uebersetzung, Züllichau und Leipzig 1764. Seite 53.

Vater, Heinrich VIII. einmal ausserordentlich entrüstet über sie war, und man von seiner ungestümmen Heftigkeit alles befürchten mußte, da wirklich ihr Leben in Gefahr schwebte, und niemand ein Wort für sie zu sprechen wagte, war es der Erzbischof Cranmer, der sich seines Einflusses auf den König bediente, und mit eigener Gefahr ihn zu besänftigen suchte. Heinrich wurde umgestimmt und schonte seiner Tochter, aber die Undankbare dachte des ihr erwiesenen Dienstes nicht mehr, gab nur der Stimme empörter Leidenschaft und niedriger Rachsucht Gehör, und ruhte nicht eher, als bis der milde Fürbitter zu Asche verbrannt war.

XVIII.

Thomas Cromwell, Graf von Essex,

Staats-Sekretär von England.

Thomas Cromwell, den man nicht mit dem Protektor Olivier Cromwell verwechseln muß, war der Sohn eines Grobschmidts, und zu Putney im Jahr 1498 gebohren. In seinem Geburtsort konnte er es nicht weiter, als zum Schreiben und Lesen bringen, und Latein lernte er nur so viel, daß er den Glauben und das Vaterunser in dieser Sprache verstand. Von seinen Eltern erbte er nichts, als eine gesunde und starke Leibeskonstitution, daher es auch in dieser Hinsicht keinen Anstand hatte, die Reiselustigkeit, welche immer in ihm lebte, zu befriedigen; wie er sich aber in fremden Ländern fortgebracht habe, davon ist nichts bekannt, bis erst zur Zeit, zu welcher er nach Antwerpen kam, wo er als Schreiber bey einer ansehnlichen englischen Faktorey angestellt wurde. Diese Beschäftigung, besonders weil sie seine Hauptleidenschaft nicht befriedigte, war ihm indessen nicht angenehm, doch gab sie ihm Gelegenheit, dem Ziel seiner Wünsche näher zu kommen. Er reißte mit Eng-

ländern nach Rom, wo sie für die alte Brüderschaft bey der Kirche des heil. Botholph zu Boston in Lincolnshire die Bestätigung derjenigen Indulgentien bey dem Papst Julius II. erbitten sollten, die seine Vorfahren derselben verliehen hatten. Es glückte dem verschlagenen Menschen auch, durch eine nach englischem Geschmack zubereitete Gallerte den leckern Papst dergestalt zu gewinnen, daß er alles bewilligte, was man von ihm verlangte. Bald darauf trat er in Militärdienste, und war dabey, als Rom unter dem Herzog von Bourbon eingenommen wurde. Dadurch, daß er dem Ritter Johann Russel (nachherigen Grafen von Bedfort) aus Bologna entweichen half, da ihn sonst die Franzosen gefangen genommen hätten, erwarb er sich einen Freund, der ihm in der Folge sehr gute Dienste that.

Nach der Niederlage der Franzosen bey Castiglione war Cromwell in der äussersten Geldverlegenheit und selbst ohne Kleider. In diesem elenden Zustande kam er in Florenz an, und fand Gelegenheit, mit einem reichen Kaufmanne bekannt zu werden, der so sehr über ihn gerührt war, daß er ihm nicht nur ein Kleid gab, sondern auch ein Pferd und sechzehn Dukaten schenkte, damit er in sein Vaterland zurückreisen könnte. In der Folge zeigte sich ein Anlaß, dem Kaufmann ein dankbares Herz zu zeigen, und Cromwell fthat es. Jener verlor nemlich durch seinen Handel in England ein beträchtliches Kapital, dieser, der ihn zufälligerweise antraf; half ihm nicht nur zu seinem Aus-

stand, sondern da er selbst jetzt sich sehr großer Glücksgüter freute, so gab er dem Kaufmann nicht nur die geborgten sechzehn Dukaten zurück, sondern schenkte ihm noch sechzehnhundert darüber, um ihm den erlittenen Verlust zu vergüten.

Auf seinen Reisen studierte Cromwell mit großem Eifer die Verfassung fremder Länder, ihre Gesetze, Gewohnheiten und Regierungsformen, machte sich der deutschen, französischen und italienischen Sprachen mächtig, sprach und schrieb sie mit Richtigkeit und Feinheit. Dadurch empfahl er sich dem Staatsminister, Kardinal Wolsey, der sich seiner in den wichtigsten und gefährlichsten Staatsangelegenheiten bediente, besonders war er das vornehmste Werkzeug bey Errichtung der Universitäten zu Oxford und Ipswich, und half die kleinern Klöster aufheben, deren Einkünfte Heinrich VIII. diesen Pflanzschulen der Wissenschaften zuwendete. Als Wolsey in Ungnade fiel, machte es Cromwell nicht wie das gewöhnliche Hofgewürme, das davon kriecht, so bald die Sonne des Glücks einem zuvor Begünstigten nicht mehr scheint, sondern er blieb seinem Wohlthäter so treu und ergeben, als er zuvor gewesen war. Er vertheidigte denselben im Parlament mit größtem Nachdrucke, so daß der Kardinal wenigstens nicht als Verräther behandelt werden durfte. Durch diese muthige Handlung gewann Cromwell selbst das Herz des Königes, denn von nun an ward er sehr aufmerksam auf ihn, und nahm ihn in seine eigene Dienste. Der schon genannte Russel empfahl ihn Hein-

rich VIII. als den geschicktesten Mann, dessen er sich zu Beylegung seiner damaligen Streitigkeiten mit dem Papste bedienen könnte. Die Gunst des Königs erwarb er sich endlich dadurch vollständig, daß er denselben mit dem Eide bekannt machte, welchen die Bischöfe dem Papst bey ihrer Einweihung leisteten, und kraft dessen sie sich verbindlich machten, seine Hoheit gegen alle Menschen zu vertheidigen und zu erhalten.

Von jetzt an war Cromwels Glück gemacht. Der König ernannte ihn 1531 zum Ritter und Aufseher über die Kleinodienkammer, im folgenden Jahr zum Sportelschreiber, bald darauf zum Kanzler des Schatzkammergerichtes, 1534 zum Vicekanzler und ersten Staatssekretair, zugleich auch zum Kanzler der Universität Cambridge. Noch schien dieß alles dem sowohl in Gnadenbezeugungen als Rachsucht ausschweifenden Heinrich nicht genug Belohnung für den Mann zu seyn, den er auszeichnend ehren wollte, er machte ihn 1535 zum Visitator derjenigen Klöster, die er aufzuheben beschlossen hatte. Bey diesem Geschäfte benahm sich aber Cromwell nicht unpartheyisch genug, und sah es sogar nach, daß seine Untergebenen es bis zu Mißhandlungen und Ungerechtigkeiten trieben. So z. B. wurden die Karthäuser in der Nachbarschaft von London, die sich ein wenig widerspänstig bezeugt hatten, nach Newgate geschickt; einige Nonnen sollen sogar durch eigens dazu bestimmte Leute verführt worden seyn, nur damit man sie der Unkeuschheit möchte anklagen können. Einige Klöster opferten an Cromwell, um sich

zu erhalten, bedeutende Summen, allein sie wurden demohngeachtet aufgehoben. Der König war indessen mit allem, was sein Liebling that, ganz zufrieden, ernannte ihn für seinen bezeugten Diensteifer 1536 zum geheimen Siegelbewahrer, dann zum Baron, mit dem Titel eines „Lord Cromwell von Ockham Rutlandshire", und sechs Tage darauf nahm er seinen Sitz im Hause der Lords.

Vom Stuhl zu Rom hatte sich England jetzt losgerissen, und der König wurde vom Parlament als einziges Oberhaupt der Kirche auf Erden erklärt und bestätigt. Das Vikariat übertrug Heinrich VIII. an Cromwell, — „damit" — wie es heißt — „in allen „Vorfällen und Angelegenheiten, welche die geistliche „Gerichtsbarkeit betreffen, eine gute und gehörige Ver„waltung der Gerechtigkeit geschehe, und alle Ketzereyen „und Mißbräuche in besagter Kirche gottselig verbessert „und abgeschafft werden mögen." Cromwell hielt im Parlament eine Rede, in welcher er unter anderm folgende Grundsätze aufstellte *): „Der König verlange nichts so sehr, als eine feste Eintracht unter allen seinen Unterthanen, worein er seine vornehmste Sicherheit setze. Er wisse, daß es unter denselben viele Aufwiegler gebe, und daß viel Unkraut unter dem Weitzen wachse. Einige hätten aus Wildheit und Zügellosigkeit,

---

*) Der brittische Plutarch, deutsche Uebersetzung, gr. 8. Leipzig 1764. I. Band. S. 149 f.

andere aus altem eingewurzeltem Aberglauben und Hartnäckigkeit und aus Begierde bey alten Meynungen unverrückt zu verharren, zu großen Anstoß bey redlichen Christen erregt. Einen Theil nenne man im Unmuth „Papisten" den andern „Ketzer", wodurch die Gemüther nur gar zu sehr erbittert würden, da doch der König seinem Volke die heilige Schrift in der Landessprache in seinen Händen lasse, um sich durch die Quelle der Religion selbst zu überzeugen. Zu seinem großen Mißvergnügen aber bediene man sich derselben nur, um seine Leidenschaften zu beschönigen, und nach diesen seinen Glauben zu modeln. Der König halte sich an keine Parthey, sondern gebe ihnen das reine unverfälschte Wort Gottes; er wolle, daß man nur die ehrwürdigsten Gebräuche in der Kirche beybehalten solle, die rechte Anwendung derselben lehre, damit alle Mißbräuche abgethan, Streitigkeiten aufgehoben und jeder, der dagegen handle, gestraft werden könne; er wolle, daß Christus und sein Evangelium den Sieg behalten solle, und habe daher einige Bischöfe und andere Theologen dazu ausgewählt, um das christliche Volk zu unterrichten, damit aller Streit aufhöre" u. s. w.

In eben dieser Versammlung erhielt Cromwell den Rang als Viceregent über alle Parlamentsglieder, obwohl mancher darüber unzufrieden war, daß der Sohn eines Grobschmidts zunächst der königlichen Familie seinen Platz nehmen, und er, der doch nur oberflächliche wissenschaftliche Kenntnisse besaß, das Ober-

haupt der ganzen englischen Kirche vorstellen sollte. Man sah es nicht weniger ungern, daß er im Namen des Königs von sieben Sakramenten, welche die Kirche bisher als Glaubenssatz angenommen hatte, viere abschaffte, und nur Taufe, Buße und Abendmahl als solche beybehielt; — daß er die Tradition verwarf, und verbot, den Bildern Weihrauch anzuzünden, oder vor ihnen knieend zu beten. Das Fegfeuer wurde unter die zweifelhaften Artikel gesetzt; über Reliquien, Wunderwerke, Wallfahrten und dergleichen sollte nicht mehr gepredigt werden, sondern allein über ächtes Gotteswort und Pflichten eines jeden gegen seine Familie. In jede Kirche mußte auf Kosten des Pfarrers und der Gemeindsglieder eine lateinische und eine englische Bibel angeschafft werden, damit jeder nach seinem Gefallen in einer oder der andern lesen könnte.

Sowohl diese Neuerungen in kirchlichen Dingen, als die Aufhebung so vieler Klöster, machten den neuen Minister sowohl in den Augen der Geistlichkeit, als eines nicht unbedeutenden Theils des Volkes sehr verhaßt, wozu noch der Umstand kam, daß Cromwell das, was die Geistlichkeit sowohl, als die Laien, dem Könige an Subsidien zahlen sollten, mit Strenge betrieb. Da brach ein förmlicher Aufruhr aus, und die Empörer foderten die Bestrafung des Ministers, ausserdem sie die Waffen nicht aus den Händen legen würden. Selbst diese Drohung, die doch wie man sah, sehr ernstlich gemeynt war, wirkte nichts auf den König, vielmehr zeichnete er seinen Liebling Cromwell durch

neue Ehrenbezeugungen aus. Er ernannte denselben 1538 zum reisenden Richter über alle Waldungen von Trent, zum Ritter vom Hosenband und zum Dechant der Kathedralkirche von Wells. Im nächstfolgenden Jahr 1539 schenkte er ihm das Schloß und die Grafschaft Ockham in der Grafschaft Rutland, und machte ihn zum Constable des Schlosses Cardsbroock auf der Insel Wight, ohne der vielen Güter zu erwähnen, die ihm von den aufgehobenen Klöstern zufielen. Endlich wurde er gar Graf von Essex und Lord = Groß=kämmerer von England.

Wehe dem Höflinge, der von seinem Herrn gar zu sichtbar ausgezeichnet wird, es kann ihm an giftigen Neidern, die stündlich auf Gelegenheit zu seinem Sturze lauern, ohnmöglich fehlen! Der gefeyerteste Minister steht gerade auf dem gefährlichsten Posten, und er sollte das Schwerd nie vergessen, das immer unsichtbar an dem Pferdehaar über seinem Haupte hängt; aber — die meisten vergessen es, glauben, die Sonne ihres Glückes könne sich nie verdunkeln und wandeln blind dem Abgrunde zu, der sie früher oder später verschlingt. So gieng es auch Cromwell. Noch lebten Nachkömmlinge Bourchiers, des letzten Grafen von Essex, welche glaubten, daß ihnen die Ehre der Nachfolge in dieser Würde gebühre. Gleichergestalt war die Lord = Großkämmerers = Stelle seit vielen Jahren in der vornehmen Familie der Grafen von Oxford gleichsam erblich gewesen, und nun sollten diese großen Häuser den Sohn eines Grob=

schmidts in diesen Glanz ihrer Vorfahren eintreten, sich selbst zurück = und den ihnen verhaßten Mann weit über sich gesetzt sehen. Das konnte ohne Rachegefühl so leicht nicht vorüber gehen, und die Gelegenheit, diese Leidenschaft in dem Blute des tief gehaßten Mannes zu kühlen, hoffte man, werde sich zu rechter Zeit wohl finden. Sie fand sich nur zu bald, und zwar da, wo Cromwell sie wohl am wenigsten gesucht hätte.

Heinrich VIII. hatte seine Gemahlin, Johanna Seymour im Jahr 1539 im Wochenbette verloren und wünschte nun, eine Deutsche, und zwar eine Protestantin, zu seiner Gemahlin zu bekommen, weil die deutschen Protestanten gerade jetzt über den Kaiser Karl V. sehr aufgebracht waren, und der König hoffte, dort unter diesen Umständen Einfluß zu bekommen. Die Wahl fiel auf die Prinzessin Anna von Cleve, welches Cromwell mit Feuereifer unterstützte, weil er hoffte, eine Prinzessin, um die er sich so hoch verdient mache, werde dereinst als Königin ihm eine Stütze seyn, auf die er sich ganz verlassen könnte. Früher glaubte er, daß Heinrichs Gunst, durch die er so ausserordentlich erhoben ward, ihm nie fehlen könne, aber eben um diese Zeit mußte er bemerken, daß der Bischof von Winchester, Stephan Gardiner, sich in dieselbe einzuschmeicheln strebe, und in der That nicht vergebens arbeite. Zwar gefiel die Prinzessin dem Könige, als er sie zum erstenmal sah, eben nicht sonderlich, aber er wollte — wahrscheinlich aus politischen Rücksichten —

den Schritt, den er gemacht hatte, nicht mehr zurück thun. Er ließ sich mit ihr trauen, die Brautnacht machte ihn jedoch nicht anhänglicher an die neue Gemahlin, denn er glaubte, entdeckt zu haben, daß sie keine reine Jungfrau mehr gewesen sey. Zwar begegnete er Annen äusserlich mit allem Anstand, und es schien, als wenn auch Cromwell dadurch nichts verloren habe, weil er der Stifter dieser Verbindung gewesen war, aber in Heinrichs Innerm wühlte es dafür desto gewaltiger, und scharfsichtige Leute konnten es wohl muthmassen, daß er über etwas ungewöhnlichem brüte, und daß der Vulkan, wenn er früher oder später ausbreche, zuverlässig jemand verderben werde.

Es läßt sich leicht ermessen, daß Cromwell schon darum dem Adel verhaßt gewesen seyn müsse, weil er nicht aus adelichem Blut entsprossen war. Die Katholiken waren erbittert gegen ihn, weil er die Klöster aufgehoben hatte, und selbst die Anhänger der Reformation waren seine Freunde nicht, weil sie sahen, er sey bey all seiner Macht doch nicht mächtig genug, sie vor Verfolgung zu schützen, und vollends das Volk im Ganzen konnte es ihm nicht verzeihen, daß er das Werkzeug gewesen sey, durch welches der König von seinen Unterthanen Geld erpreßt habe. Von jetzt an geschahen Einflüsterungen, erst ganz von ferne, bald aber näher, und Heinrich, der es sonst übel vergolten haben würde, wenn jemand ihm den Minister verdächtig zu machen gewagt hätte, lieh ihnen nun ein williges Gehör. Er hatte nichts dagegen, da er bemerkte, daß man An=

klagepunkte gegen Cromwell sammelte, freute sich, seiner mit guter Art los zu werden und dem, was auf den Unglücklichen zu warten schien, wenigstens vor den Augen der Welt einen Anschein von Gerechtigkeit geben zu können, obwohl der geheime Bewegungsgrund kein anderer war, als dem bisherigen Vertrauten wegen der Heyrathsgeschichte wehe zu thun, da sie nicht den königlichen Wünschen entsprochen hatte. Ausserdem wußte er, daß er durch die Entfernung Cromwells vom Staatsruder dem Adel und dem Volk, den Protestanten und Katholiken Vergnügen mache, und wie sollte er, der es ohnehin gewohnt war, seine thätigsten Diener, wenn er ihrer müde war, gleich der ausgedrückten Pomeranze auf die Seite zu werfen, die Gelegenheit nicht willig ergriffen haben, sich eines Mannes, der ihm jetzt überflüssig zu seyn schien, zu entledigen, da es sogar unter dem Schein Rechtens geschehen konnte?

Da Heinrich glaubte, er sey nun mit genug Beweisen gegen Cromwell versehen, so ließ er ihn durch seinen ärgsten Feind, den Herzog von Norfolk, in Verhaft nehmen, der im gesessenen königlichen Staatsrath eine förmliche Klage wegen Hochverrath gegen den Minister erhob. Dieser, ohne daß er es nur von ferne ahnen konnte, ohne daß er nur die Namen seiner Ankläger erfuhr, oder die Verbrechen, deren man ihn beschuldigte, wurde sogleich ergriffen und in den Tower gebracht. Er prophezeihte sich von diesem Augenblick nichts anders, als den Tod, denn er wußte zu gut, wie Norfolk gegen ihn gesinnt, und daß er Oheim

der Lady Katharina Howard sey, die eben jetzt in der Gunst des wollüstigen Königes sich immer fester zu setzen wußte. Cromwell schrieb während seiner Gefangenschaft zweymal an Heinrich, einmal um sich gegen den Vorwurf des Hochverrathes zu rechtfertigen, und das anderemal wegen der eingeleiteten Heyrath mit Anna von Cleve. Er schwur hoch und theuer, daß er nie in seinem Leben gegen den ihm so gütigen König das geringste gethan habe, und nahm darüber den allwissenden Gott zum Zeugen; er fuhr fort, zu betheuern, daß er seinem Herrn allzeit treu und ergeben gewesen sey, daß er sich der grausamsten Strafe unterwerfe, wenn man ihm irgend etwas anders darthun könne; er habe, schrieb er, alle seine Kräfte im Dienste des Staates verwendet, und keinen höhern Wunsch gehabt, als dessen höchsten Flor zu befördern, habe wenigstens vorsetzlich nichts zum Nachtheil desselben gethan, und gewiß nicht leicht etwas ohne den Willen des Regenten u. s. w. Zuletzt bat er denselben um Gnade und Erbarmung, aber Heinrich war taub bey seinem Flehen und gewährte sie ihm nicht. Was konnte aber auch ein Minister erwarten, der seinen Herrn so gut kannte, und dem es ohnmöglich fremd seyn konnte, daß Heiurich zwar ein Mann von glücklichen Naturanlagen sey, aber auch von heftigen Leidenschaften, voller Herrschsucht und despotischem Sinn, willkührlich und blutdürstig, und dem die Bemerkung nicht hätte entgehen sollen, daß Fürsten diejenigen nicht gern lange um sich haben, die sie zu genau kennen, und die zu lange die gehorsamen Diener und Beförderer ihrer Leidenschaften gewesen sind.

Das war — wie vieler Günstlinge — auch der Fehler Cromwells, daß er den Leidenschaften seines Herrn, aus Furcht seine Gnade zu verlieren, zu sehr nachsah, daß er dessen wirkliche Verbrechen zu leichtsinnig begünstigte, und der Ausführung derselben nichts entgegen setzte. So lange man solche ergebene Kreaturen braucht, sind sie freylich angenehm, und scheinen unentbehrlich zu seyn; aber es kommt nicht selten die Zeit, zu welcher sie diese Stunden der Vertraulichkeit bitter büßen müssen. Hatte Cromwell vordem es vielleicht öfters geschehen lassen, daß Heinrich manchen ungehört verdammte und hinrichten ließ, so bezahlte ihn dieser nun mit gleicher Münze. Seine vorigen Freunde verliessen ihn nun, und wollten so wenig von ihm wissen, als einst Petrus von seinem Herrn und Meister; der einzige Erzbischof Cranmer verläugnete ihn nicht, da er gefallen war, sondern vertheidigte ihn in einem Schreiben an den König. Diese Vertheidigung machte indessen so wenig Eindruck, als Cromwells eigene, denn der Herzog von Norfolk und die übrigen Großen von der katholischen Parthey verwischten jegliche Spur, die ein entschuldigendes Wort hätte eindrücken und hinterlassen können. Die Anklage und Beschuldigung des Hochverraths sollte einmal nicht umsonst geschmiedet worden seyn, sondern Cromwells Kopf der Preis werden, um welchen man sich diese Mühe gegeben hatte. Seine feilen Richter verdammten ihn wirklich zum Tode, und am 18ten Julius 1540 wurde er auf dem Towerberg enthauptet.

Er starb mit vieler Standhaftigkeit und unterließ es gänzlich, sich zu vertheidigen, weil er den König dadurch zu beleidigen fürchtete, und seinen hinterlassenen Sohn nicht dessen Rache blosstellen wollte. Wenn er auch manche Fehler begangen hat und darinn nicht pflichtmäßig handelte, daß er den König nicht von manchem Bösen abhielt, das er vielleicht gekonnt hätte, so scheint doch so viel gewiß zu seyn, daß er wenigstens den Tod eines Hochverräthers zu sterben, nicht verdient habe. Ueber wie vieles hätte er sich vertheidigen, über wie manches sich mit ausdrücklichen königlichen Befehlen schützen, und also einem großen Theil der Anklagen vernichten können, wenn man ihm eine Vertheidigung zu gestatten geneigt gewesen wäre.

XIX.

Eberhard Christoph Balthasar, Freyherr von Dankelmann,

königlich preußischer Staatsminister.

Dankelmann war ein Sohn des Silvester Dankelmann, kur-brandenburgischen und fürstlich oranischen Rathes, auch Landrichters in der Grafschaft Lingen, und wurde am 13ten November des Jahres 1643 zu Lingen gebohren. Obschon die Stelle des Vaters eben nicht sehr einträglich war, so gelang es ihm doch bey seiner Eingezogenheit und Häuslichkeit, daß er sieben Söhne erziehen und studieren lassen konnte *). Eberhard Dankelmann zeichnete sich unter seinen

---

*) Alle diese Söhne wurden in der Folge im Staatsdienste angestellt. Man nannte sie gewöhnlich nur „das brandenburgische Siebengestirn." Die sechs andern Brüder erhielten sich sogar, als Eberhard gefallen war. M. s. Franz Horn „Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, erster König von Preußen" gr. 8. Berlin 1816, auch Dr. C. D. Voß „das Jahrhundert der Aufklärung, eine Gallerie historischer Gemählde" 5ter Band. Altona 1800.

Brüdern als das vorzüglichste Genie aus, kam von der Universität zu Utrecht mit vielen Kenntnissen zurück, gieng dann auf Reisen und empfahl sich bey dem Grafen Otto von Schwerin, dem Günstling des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der ihn, als er starb, seinem Herrn ausdrücklich zum Nachfolger in allen seinen Aemtern vorschlug. Und so wurde er als ein junger Mann von sechs und dreissig Jahren nicht nur Erzieher des Prinzen Friedrich, ersten Königs von Preußen, sondern stieg von einer Ehrenstufe zur andern bis zu der des ersten Staatsministers.

Dankelmann bemühte sich, daß der junge Prinz so gebildet wurde, daß er nach damaliger Art, Prinzen zu bilden, ausgezeichnet scheinen konnte. Schon unter Schwerin hatte es derselbe in der lateinischen und französischen Sprache so weit gebracht, daß er in beyden eine ziemliche Fertigkeit hatte, und sie in der Folge mit Leichtigkeit sprechen lernte. Der fürstliche Zögling bewies das unbeschränkteste Vertrauen zu seinem Erzieher, und dieser war in Wahrheit der aufrichtigste Freund desselben, der ihm in jeder Verlegenheit beystand, und nicht selten den Vater und den Sohn mit einander versöhnte, wenn sie sich, wie öfters geschah, zusammen überworfen hatten, zu welchen Mißverständnissen die Kurfürstin Dorothea, die dem Prinzen Friedrich, ihrem Stiefsohne sehr abgeneigt war, das ihrige treulich beygetragen hatte. Sie sorgte daher dafür, daß ihr Gemahl in seinem Testamente ihre eigenen Söhne gut bedachte, und zu Gunsten derselben gewisse

Landestheile von dem Gesamtstaate abzusondern versuchte. Dankelmann, der früh genug merkte, daß es darauf abgesehen sey, den Kurprinzen zu benachtheiligen, machte diesen auf seine Rechte aufmerksam, und wenn er in der Folge das väterliche Testament als pflichtwidrig umstieß, so war dieß ganz allein die Sache seines anhänglichen Erziehers. Ein andermal rettete dieser ihn aus wirklicher Lebensgefahr. Der Prinz hatte einmal bey der Kurfürstin gespeißt und wurde zum Nachtische mit Kaffee bewirthet, den er kaum genossen hatte, als sich heftige Kolikschmerzen einstellten. Er erinnerte sich einer Rede, die einst Dorothea im Unmuth ausgestoßen hatte, da sie in einen Wortwechsel gerathen waren: „es sollte ihn in der Folge gereuen die Ehrfurcht gegen sie auf die Seite gesetzt zu haben“ und darum traute er seiner Stiefmutter leicht die Schändlichkeit zu, sie habe ihn vergiften lassen. Dankelmann half schleunig dem Uebel ab; er gab ihm eine Arzney, die heftiges Erbrechen erregte und der Prinz war gerettet *). Kein Wunder, daß dieser ihm von ganzem Herzen anhieng.

Mit dem Jahr 1687 gelangte Friedrich zur Regierung und Dankelmann war das Hauptrad in der

---

*) Andere erzählen, Dankelmann habe dem Prinzen in einer bedenklichen Krankheit ohne Vorwissen des Arztes eine Ader öffnen lassen, und so seine Genesung bewirkt. Sey es das eine oder das andere, so war er immer sein Erretter.

Maschine, durch dessen Bewegung alle andern in Schwung gesetzt wurden. Kaum hatte der Kurfürst Friedrich Wilhelm die Augen geschlossen, als Ludwig XIV, von Frankreich Miene machte, ohnerachtet eines bestehenden zwanzigjährigen Waffenstillstandes, Deutschland feindlich anzugreifen. Diese schreyende Ungerechtigkeit empörte den Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, er vergaß alles, was von Seiten Oesterreichs seinem Hause kränkendes widerfahren war und schloß sich zum Schutze des Vaterlandes sogleich an dasselbe an. Gleiche Gesinnung bewies er gegen Wilhelm von Oranien, welchen die Engländer aufgerufen hatten, ihren bigoten König Jakob II, zu züchtigen, indem dieser seinen Unterthanen das höchste Kleinod des Menschen — Glaubens- und Gewissensfreyheit — rauben wollte. Es war wohl Dankelmanns Klugheit vorzüglich zuzuschreiben, daß die Unterhandlungen mit Wilhelms Abgesandten mit solcher Stille vor sich gingen, daß kein einziger europäischer Hof davon vernahm und Friedrichs Völker mit den Holländern und Engländern bereits schlagfertig standen, ehe man etwas von der Verbindung zwischen Brandenburg und Oranien erfahren hatte. Am Schlusse des Jahrs 1688 war Jakob I. schon aus England gejagt und mußte mit seiner Gemahlin, Maria Stuart, nach Frankreich entfliehen.

Aber auch in Deutschland war Friedrich einer der ersten Fürsten, der auf den Schauplatz trat, um sich den Franzosen entgegen zu stellen. Er selbst traf

schon im Anfang des Jahrs 1689 am Rhein ein, wo seine Truppen standen, die er in Person anzuführen beschlossen hatte. Dankelmann begleitete ihn und zeigte namentlich bey der Belagerung von Bourie, wie nahe ihm die Sicherstellung seines Herrn liege, denn er war es alleine, der ihm bittlich flehend anlag, sich nicht bey seinen Rekognoscirungen solchen augenscheinlichen Gefahren auszusetzen, als ihm bereits gedroht hatten, wiewohl sich Friedrich darum doch nicht abschreken ließ. Noch in diesem Jahr ernannte er Dankelmann zum Präsidenten seines neu errichteten Kollegiums zur Untersuchung der Kammern und Domänen und bewies ihm auch in allem übrigen das uneingeschränkteste Vertrauen. Nicht nur die ganze Staatsverwaltung ruhte auf Dankelmanns Schultern, sondern auch in allen Privatangelegenheiten des Kurfürsten ward er zu Rath gezogen, so daß nicht das geringste ohne sein Vorwissen und seine Mitwirkung geschah. Es ist kein Wunder, daß sich dadurch des Ministers Einfluß mit jedem Tage vergrößerte, aber es gehört ein Bernstorf dazu, dabey in Schrancken zu bleiben, und sich dessen niemals zu überheben. Daß Dankelmanns Brüder alle gleichfalls im Staatsdienst angestellt waren, ist schon weiter oben bemerkt worden und zwar machte der Bruder jeden derselben zu einem Chef der verschiedenen Verwaltungsstellen, damit seinen Planen immer gemäß gearbeitet würde, und ihm niemand dieselben stören möchte; aber eben dieses weckte bey andern Neid, Eifersucht und Mißgunst, uud so ist es begreiflich, daß die Gelegenheiten

begierig gesucht wurden, gegen den Minister bösen Samen auszustreuen und seinen Sturz, an den wohl damals niemand denken konnte, wenigstens aus der Ferne vorzubereiten. Vielleicht blieben manche hingeworfene Reden dem Gehaßten nicht verborgen, aber sie bekümmerten ihn nicht; er sah gleichgültig darüber weg, überzeugt, daß er durch Talente und moralische Kraft allen seinen Feinden überlegen sey, daß er nur das Beste des Staates wolle und über sein Thun und Lassen niemand, als seinem Herrn, dem Kurfürsten, Rechenschaft schuldig sey, dessen er ziemlich gewiß war. Ob er aber jenen, von welchen er wußte, daß sie ihm das unbeschränkte Vertrauen seines Herrn mißgönnten, es nicht manchsmal mit einiger Bitterkeit empfinden ließ, mag dahin gestellt seyn. Auch den Tadel berücksichtigte er nicht, der zuweilen im größern Publikum über ihn erging und ihm nicht verborgen blieb. Daß auf der andern Seite ihm Viele Weihrauch streuten und die Schmeicheleyen nicht sparten, liesse sich denken, wenn man es auch nicht wüßte, daß es geschehen sey. Unter die Klasse der letztern gehörte besonders der damalige Hofpoete von Besser, der in einer Unterschrift zu des Ministers Bildniß den Hof, das Land, das Volk und die Musen einen Wettstreit halten ließ, wem er angehöre und endlich in den letzten zwey Zeilen ihn — allen zusprach.

Wenn aber die Gelehrten wirklich zu seinem Lob ein wenig stark in die Posaune gestoßen haben mögen, so muß man es ihnen verzeihen, weil er sich in der

That um die Gelehrsamkeit seiner Zeit verdient machte, und man z. B. die Stiftung der Universität Halle ihm ganz vorzüglich zu danken hatte. Giengen sonst in seiner Administration Fehler vor, so muß manches auf die Rechnung des damaligen Zeitgeistes mehr, als auf seine eigene, geschrieben werden. Es herrschte damals z. B. — und schon früher — eine wahre Wuth, Fabriken zu errichten, Monopolien zu ertheilen, Handelsgesellschaften zu etabliren ꝛc. weil man glaubte, daß dadurch Ströme Geldes in das Land geleitet werden würden. Schon Friedrichs Vorfahr, sein großer Vater, hatte große Summen an die Errichtung einer afrikanischen Handlungs = Kompagnie gewendet, und Dankelmann, in dessen Grundsätzen eingeweiht, setzte den Entwurf fort, ohne daß man Nutzen daraus erwachsen sah, vielmehr der offenbare Verlust vor den Augen lag. Die ausgewanderten und in Brandenburg willig aufgenommenen Franzosen hatten manchen neuen Industriezweig mitgebracht und schon vorhandene vervollkommt, aber sie versuchten auch vieles auf Kosten der landesfürstlichen Kassen, was besser unterblieben wäre. Da indessen an dieser Industrie = Wuth und an der Begierde reich zu werden, beynahe alle Staaten in ganz Europa kränkelten, da Kurfürst Friedrich durch die erwarteten Geldflüsse seine Prachtliebe am leichtesten glaubte befriedigen zu können, ohne seinen Unterthanen wehe zu thun, so verdient Dankelmann in der That die Vorwürfe nicht, die ihm so viele gemacht haben, als ob man den entdeckten Schaden, nur ihm aufbürden müßte. Vorausgesetzt — was man als ge-

wiß voraussetzen darf — daß das Hauptabsehen nicht sowohl auf wahre Befriedigung der Handlung und Industrie, als vielmehr auf die Bereicherung der herrschaftlichen Kassen gieng, so hatte das Mißvergnügen des Volkes, das seine rohen Produkte wohlfeil im Lande verkaufen, dagegen aber die daraus entstandenen Stoffe theuer erkaufen mußte, und theurer, als es sie vom Ausland bezogen hätte, hierinn eigentlich seinen wahren Grund, aber es war nicht Vorsatz, den Unterthanen zu drücken, sondern falsche — jedoch überall als richtig angenommene — Voraussetzung, als ob man ihn dadurch zum Wohlstand befördern, und mittelst Verbotes der Ausfuhr roher Produkte und der Einfuhr fremder Fabrikate sein und der Gesammtheit Glück herbeyführen werde.

Dankelmann that in dieser Hinsicht nicht mehr, als was man allenthalben that, weil man auf solche Grundsätze baute, die, wenn sie sich später auch hie und da als falsch bewährt haben, ja noch jetzt als Grundstützen der höhern Staatswirthschaft in vielen Ländern gehandhabt werden. — Friedrich und sein Hof hatten unzählige eingebildete Bedürfnisse, die aber alle befriedigt werden sollten und daher mußte des Ministers Dichten und Trachten darauf gerichtet seyn, immer Geld zu schaffen, damit der Regent sich an Erfüllung seiner Wünsche nicht gehindert sehen möchte. Er gab sich viele Mühe, den Kurfürsten von unnützen Geldausgaben abzuhalten, aber er drang nicht durch. So viel ihm möglich war, suchte er die Projektenmacher zu

verdrängen, die sich einer um den andern an Friedrichs Hof einfanden, aber da war jeder neuangekommene mit Freude aufgenommen. Dankelmann suchte ein ordentliches Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe herzustellen, aber diese war immer größer als jene, denn der Kurfürst selber wollte sich durchaus in nichts einschränken lassen und die Hofleute arbeiteten Dankelmann wo sie konnten entgegen. Indem also nichts nach seinem Wunsche gehen wollte, so suchte er den Hang zur Verschwendung wenigstens so zu leiten, daß das viele Geld nicht ganz unnütze vergeudet werden möchte. Er wirkte, wie wir schon bemerkten, zur Errichtung der Universität Halle, er verschönerte Berlin, vermehrte die öffentliche Bibliothek nebst den Kunstsammlungen, und auch die Stiftung der Akademie der Wissenschaften ist sein Werk.

Ueberzeugt von der vollständigen Kenntniß des Staats, dem er diente, seiner eigenen innern Kraft vertrauend, das Bewußtseyn, bey seinem Herrn in den meisten Fällen alles zu vermögen, verachtete es Dankelmann, sich eine Parthey am Hofe zu machen und so eine Leibwache um sich zu sammeln, die verwegene Angriffe gegen ihn zurückzuweisen im Stande wäre. Er stand daher ganz allein und war in seinem Sinne ganz sicher, er könne nie durch andern Einfluß gestürzt werden; aber er irrte sich. Wenn gleich der Kurfürst das unbedingteste Vertrauen auf ihn setzte, — wenn er selbst es ertrug, daß ihm der Minister zuweilen durch den Sinn fuhr und seinen Geldversplitterungen ernst-

lich ein Ziel zu setzen versuchte, indem Friedrich vor seinem ehemaligen Erzieher zu große Achtung hatte, als daß er gegen ihn gegrollt hätte, so dauerte das doch nicht immer. Der Fürst, gewohnt sonst in allem seinen Willen zu haben, konnte doch bey den empfindlichen Widersprüchen Dankelmanns, besonders wenn sie die Befriedigung seiner Prachtliebe betrafen, sein Mißvergnügen nicht ganz verbergen und die Hofleute, von welchen die dirigirenden Minister immer die wenigsten zu guten Freunden haben, waren viel zu scharfsichtig, als daß sie es nicht hätten bemerken sollen. Diese Bemerkungen, die man sorgfältig zusammentrug, gaben dann den erwünschtesten Anlaß, Kabalen gegen ihn zu schmieden und sein Verderben zu befördern, um so mehr, als Dankelmann — wie bereits gesagt — nicht nur keine Parthey für sich unter den Hofleuten sammelte, sondern sogar die Unvorsichtigkeit begieng, einige derselben durch wegwerfenden Uebermuth zu beleidigen, wodurch er sie eigentlich gegen sich herausforderte. An der Spitze der Mißvergnügten stand ein Mann, dem der Minister gerade unter allen es am wenigsten zutraute, daß er gegen ihn wirken werde, denn er hatte demselben Gutes gethan und ihm zu ansehnlichen Stellen durch seine Fürsprache und Empfehlung verholfen.

Dieß war der Baron Johann Kasimir v. Kolbe, aus der Pfalz gebürtig, ein Mann ohne eigentliche Verdienste, aber ein wahrer Hofschranze, schmeichelnd, gefällig, gewandt, scheinbar anspruchlos und nicht ge-

fährlich, aber regiert durch andere, und zum Ueberflusse noch von einer ehrsüchtigen, ränkevollen und eiteln Gemahlin *). Sie war die Tochter eines Schiffmannes zu Emmerich, der neben seinem Nahrungszweige noch eine Weinschenke hielt, und durch zwey reitzbare Töchtern galante junge Herren als Gäste anlockte. Ein Kammerdiener des Kurfürsten, Namens Bidekap, machte auf einer Reise nach Westphalen die Bekanntschaft der ältesten, heyrathete sie, nahm sie mit nach Berlin und — sie blieb von vornehmen Wollüstlingen nicht unbemerkt. Auch Kolbe wurde in ihrem Netze gefangen, der sogar die Tollheit begieng, sie nach dem Tod ihres Mannes zu heyrathen, und sie zur Frau Ober-Stallmeisterin und Baronin zu erheben. So sehr sich alle Herren und Damen des Hofes über diese Verbindung ärgerten, und die ehemalige Wirthshausjungfer, nachherige Kammerdieners-Gattin, um ihre unerwartete Glücksveränderung beneideten, so ließen sie sich doch das nicht im geringsten merken, weil sie das Skandal hatten mit ansehen müssen, daß selbst der sonst äußerst streng an der Etiquette hangende Kurfürst der Vermählungs-Feyerlichkeit beygewohnt hatte. Nur der einzige Dankelmann, der sichs nicht träumen ließ, daß dieses Weib ihm jemals gefährlich werden könnte, behandelte sie geringschätzig, und ließ es ihr ohne die mindeste Zu-

---

*) Stövers achtzehntes Jahrhundert, fortgesetzt durch Voß, 2ter Theil. (Altona 1800).

rückhaltung merken, wie sehr er sie verachte; gleichwohl war es dieses Weib, das lange im Verborgenen die Fäden der Verschwörung mit schlauer Hand leitete. Das zweyte vorzüglichst mitwirkende Glied derselben war der Feldmarschall, Graf v. Barfuß, der den Muth hatte, den sonst dem Minister so äußerst geneigten Kurfürsten gegen denselben einzunehmen. Hiezu gab die Gelegenheit Friedrichs Wunsch, König zu werden, wobey er keine Schwierigkeit sah, weil Wilhelm von Oranien aus einem Statthalter von Holland König von England, und der Kurfürst August II. von Sachsen König von Polen geworden waren. Die allermeisten am Hofe waren gegen diese Königswürde, aber sie ließen ihre Bedenklichkeit nicht laut werden, nur der geradsinnige und rücksichtslose Dankelmann äußerte unverholen, daß er dazu nicht rathen könne, denn er kannte die kindische Prachtliebe seines Herrn und prophezeihte sich, daß sie nach erhaltenem Königstitel zum grösten Nachtheil der Finanzen noch höher steigen werde. Darum arbeitete er dem Projekt aus allen Kräften entgegen *) und eben dieß war sein Unglück. Die dem Fürsten zu schmeicheln gewohnten Hofleute bestärkten diesen in der ihm

---

*) Einige Schriftsteller widersprechen es, aber andere sagen einhellig — selbst der alte Pöllnitz weiß nichts vom Gegentheil — Dankelmann sey immer gegen die Annahme der Königswürde gewesen, daher kann ich dem, was Horn in der Beylage Nro. 3. zum Leben Friedrichs I. sagt, nicht beystimmen und mir scheint, es habe mehr in

so liebgewordenen Idee und versäumten es nicht, ihr Mißfallen zu bezeugen, wenn ihr Herr ihnen mittheilte, daß Dankelmann hierüber anders denke, als er und sie. Dadurch bekamen sie gewonnenes Spiel, er wurde dem Kurfürsten unerträglich. Schon war es so weit, daß er in die Worte ausbrach: „Ich merke wohl, „Dankelmann will den Kurfürsten spielen, ich will ihm „aber zeigen, wer Herr und wer Diener sey“. —

In diesem Mißtrauen gegen den treuen Staatsdiener durch Kolbe und seine Frau, Barfuß und andere Höflinge bestärkt, kehrte sich das Herz des Kurfürsten immer mehr von dem Minister ab und eine Reise im Jahr 1697 nach Preußen vergrößerte seine Ungunst noch mehr. Auf derselben lag der Kurfürst dem Minister sehr ernstlich an, die Erfüllung seines Wunsches am kaiserlichen Hofe zu betreiben, doch mit gewohnter Freymüthigkeit sprach Dankelmann dagegen, und das erbitterte den Kurfürsten heftig. Bey dieser erwünschten Stimmung wagte es Barfuß, diesem ins Ohr zu flüstern: daß der Minister in den wichtigsten Dingen gegen das Interesse seines Fürsten arbeite und mehr sein eignes besorge; andere Mißvergnügte bestätigten es, brachten scheinbare Beweise und

---

Dankelmanns Karakter gelegen, dagegen, als dafür zu sprechen. Auch erklärt sich dadurch um so leichter, wie Friedrich so bald zu außerordentlicher Strenge gegen seinen vormaligen Erzieher und Freund gestimmt werden konnte.

es war um Dankelmann geschehen. Dieser merkte endlich — wiewohl zu spät — wie er mit seinem Herrn stehe und wollte einem größern Sturm ausweichen, indem er um seinen Abschied bat. Er erhielt ihn auf der Stelle und zwar mit einer lebenslänglichen Pension von zehntausend Thalern, aber das war seinen Feinden nicht angenehm, denn einmal fürchteten sie, er wolle nur auf kurze Zeit vom Schauplatz abtreten, aber bald in größerer Herrlichkeit wieder kommen, und dann wollten sie theils seine Stellen unter sich theilen, theils sie nach ihren Absichten besetzen. Sie gaben sich daher alle Mühe, den Kurfürsten zu schärfern Maßregeln zu bereden und unglücklicherweise gab er ihren boshaften Einflüsterungen Gehör.

Dankelmann war nach Neustadt an der Dosse gegangen, hatte sich aber kaum einige Tage dort aufgehalten, als er, ohne daran zu denken, in einer Nacht arretirt und nach Spandau, dann aber auf die Festung Peitz gebracht wurde. Es erschien eine Anklagakte von ein und dreyßig Punkten und nun wurde ein förmlicher Prozeß gegen ihn eröffnet. Manche dieser Klagpunkte waren unerheblich, manche an sich unwahr, und keiner unter allen, der eine solche Behandlung verdient hätte. Die meisten betrafen seinen Stolz, seine Herrschsucht und seinen Nepotismus. Wohl mag der erste nicht ganz unwahr gewesen seyn; das Herrschen war in seiner Stelle unvermeidlich, aber was den Nepotismus betrifft, so hatte er zwar alle seine Brüder im Staatsdienst angestellt, allein sie waren ihrer Stellen würdig und selbst bey dem Fall ihres Bruders

fand sich bey keinem die mindeste Ursache, daß man ihn hätte entlassen müssen. Dieß alles zusammengenommen veranlaßte einige Schriftsteller, anzunehmen, es müsse ein geheimer Punkt vorhanden gewesen seyn, der den Kurfürsten bewogen habe, so strenge gegen Dankelmann zu verfahren *), allein keiner weiß diesen Punkt anzugeben und darum ist es wohl verzeihlich, zu glauben, daß Verläumdung hier die größte Rolle gespielt und Friedrich schwach genug gewesen sey, ohne Beweise zu glauben. Das Urtheil über den Unglücklichen gieng dahin: daß er die ganze Zeit seines Lebens Staatsgefangener bleiben und sowohl seiner Güter, als der ihm anfänglich zugedachten Pension, verlustig seyn solle.

Bis zum Jahr 1707 blieb Dankelmann wirklich Gefangener; nun erst wurde ihm erlaubt, mit einer Pension von zweytausend Thalern, nach Kottbus zu ziehen, aber doch genoß er noch keiner völligen Freyheit; diese erhielt er erst nach Friedrich Wilhelms I. Thronbesteigung, also nach fünfzehn Jahren. Der König rief ihn nach Berlin und nahm ihn mit besonderer Auszeichnung an seinem Hofe auf, aber er lebte nur noch bis zum Jahr 1722, in welchem er am 31. März beynahe achtzig Jahre alt starb. — Er war ein Minister, der nicht zu fallen verdiente, und seine Nachfolger bewiesen es geraume Zeit, daß weder ihr Geist so helle, noch ihr Herz so redlich, als Dankelmanns, gewesen sey.

*) Auch Horn im Leben Friedrichs I. ist S. 520 f. dieser Meynung.

XX.

Johann Dudley,

Herzog von Northumberland.

Der Vater des Mannes, von dem jetzt einige Nachricht gegeben werden soll, war Edmund Dudley, der unter Heinrich VIII. von England vieles vermochte und dessen sich der König vielfältig als eines Werkzeuges seiner Gewaltthätigkeiten bediente. Der Sohn ward im Jahr 1502 gebohren und ohngefähr acht Jahre alt, als sein Vater starb. Seine Mutter wendete viel auf die Erziehung des jungen Menschen; er kam frühzeitig an den Hof und empfahl sich sowohl durch sein Aeußerliches, als durch seine hervorstechenden Talente. Er begleitete den Günstling des Königs, Karl Brandon Herzog von Suffolk, auf seinem Zuge nach Frankreich, wobey er sich so tapfer hielt, daß er die Augen des Feldherrn an sich fesselte und die Ehre der Ritterschaft erwarb. Nach seiner Zurückkunft in das Vaterland wurde er am Hofe mit großer Auszeichnung aufgenommen und gewann die Liebe des damals allmächtigen Kardinals Wolsey, durch dessen Einfluß er nicht nur eine Anstellung als Aufseher des

Zeughauses im Tower erhielt, sondern auch immer hö=
her stieg. Auch bey dem Nachfolger des Kardinals,
dem Lord Thomas Cromwell, stand er in Gna=
den und wurde zum Stallmeister der Königin Anna
erhoben. Um sich noch mehr zum Hofmanne auszu=
bilden, reißte er nach Frankreich und Italien, hielt
sich eine ziemliche Zeit in Rom auf und kam mit sol=
chen Vorzügen zurück, daß jedermann davon bezaubert
war. Schon 1542 wurde er zum Vicomte L'Isla er=
hoben, am nächsten Georgen=Feste zum »Ritter des Ho=
senbandes«, endlich aber gar zum »Großadmiral von
England« auf Lebenszeit. Im folgenden Jahr führte
er eine Flotte von zweyhundert Segeln an die schottlän=
dischen Küsten, um an den Grenzen des Landes die ge=
störte Ruhe wieder herzustellen, welches ihm auch voll=
kommen gelang. Er beförderte 1543 die Einnahme von
Boulogne, das Heinrich VIII. im Kriege gegen
Frankreich persönlich belagerte, wofür ihn — da er
mehr that, als man erwarten konnte — der König zu
seinem Generallieutenant ernannte. Er zerstörte alle
Entwürfe, die Frankreich zu Englands Nachtheil ent=
worfen hatte und erhielt dafür von seinem Könige weit=
läufige geistliche Güter geschenkt, das aber die Zahl
seiner Freunde nicht vermehrte, im Gegentheil ihm viele
Neider zuzog. Nach des Königs Tod legte er, zwar
nicht gerne, sondern nur aus politischen Rücksichten,
die Großadmiralstelle zu Gunsten des Sir Thomas
Seymour, Bruder des Protektors, Grafen von
Hertford, nieder und ward dafür zum Grafen von
Warwik und Großkämmerling von England ernannt,

wonebst er das Schloß Warwik-Castle sammt dessen Zugehörungen zum Geschenk erhielt.

Durch seine Emsigkeit in Geschäften, die überdieß immer ein glücklicher Erfolg begleitete, empfahl sich Dudley dem Protektor, Herzog von Sommerset, ganz außerordentlich, der sich seiner in den wichtigsten Angelegenheiten bediente, und als dieser fiel, machte Dudley eine noch glänzendere Laufbahn. Er ward wieder Großadmiral, der neue König that nichts, wozu nicht er gerathen hatte, ernannte ihn 1551 zum Lord-Marschall von England, und im nemlichen Jahr zur Würde eines Herzogs von Northumberland. Höher konnte er auf der Bahn der Ehre nicht mehr steigen, aber dafür stieg der Haß seiner Feinde höher. Ihm allein maß man die Schuld bey, daß der Herzog von Sommerset wegen eines geringen Verbrechens sein Leben verlor, — man warf es ihm sogar öffentlich vor, aber ohne hinreichenden Grund, nur ist so viel gewiß, daß es der erste Stoß war, der zur Zertrümmerung seines Glückes geschah. Der König Eduard VI. war ihm so ganz ergeben, daß er denselben an seinem Leitbande nach Gefallen lenken konnte. Der Adel war völlig auf seiner Seite und sah er hie und da einen, der nicht ganz mit ihm übereinstimmte, oder mißvergnügt zu seyn schien, so wußte er ihn bald dergestalt zu demüthigen, daß ein solcher nicht gegen ihn aufkommen konnte. Das war ihm freylich, da er nur auf seine eigene Sicherheit dachte, nicht zu verübeln, aber es gieng selbst ohne Mißbrauch seiner Gewalt nicht ab,

das er besonders einen seiner Verwandten, Johann Baron von Dudley, empfinden ließ. Dieser hatte das Unglück, in seinem Vermögen zurückzukommen. Wucherer zogen es an sich, und statt dem Verwandten und Oberhaupt der Familie wieder aufzuhelfen, brachte es der Graf von Northumberland durch Einlösung der Pfandverschreibungen an seine Nachkommenschaft und mit demselben auch das alte Schloß von Dudley, nach welchem er lange schon lüstern gewesen war, an sich. Sein armer Verwandter wurde sogar gezwungen, den Familiennamen abzulegen und einen andern anzunehmen.

Diese auffallenden Handlungen wurden ihm nicht nur allgemein sehr verübelt, sondern man traute ihm jetzt noch weit mehr Böses zu. Als der König von Zeit zu Zeit kränklicher wurde, äußerten manche ziemlich rücksichtslos die Vermuthung, er habe es nur dem Grafen von Northumberland zu danken, gleichsam als wolle dieser ihn aus der Welt fördern. Wenn aber auch die Beweise dieser Anklage fehlten, und überhaupt keine Ursache vorhanden zu seyn scheint, weßhalb er an dem ihm so außerordentlich günstigen Könige so undankbar handeln sollte, so war es doch wenigstens auffallend, daß der Graf die Verheyrathung der Johanna Gray, ältesten Tochter des Herzogs von Suffolk, mit seinem vierten Sohne, dem Lord Guilford Dudley, auf einmal so angelegentlich betrieb. Man muthmaßte nicht ohne Grund, daß er die Krone Englands auf seinen Stamm habe bringen wollen und das,

was bald geschah, zeigte, daß man sich in dieser Vermuthung nicht geirrt habe.

Kurz vor dem Tode Eduards VI. beredete ihn Northumberland, die Lady Johanna Gray, nun vermählte Dudley, zu seiner Nachfolgerin zu ernennen, unter dem Vorwande, daß wenn die Krone an die Prinzessin Maria käme, die protestantische Religion in England dann ganz vertilgt werden würde; von der Prinzessin Elisabeth, einer Tochter der Anna von Boleyn, war gar nichts erwähnt. Johanna war ein Frauenzimmer von seltener Bildung. Geschickte Lehrer hatten sie in Sprachen und Wissenschaften unterwiesen, sie las die griechischen und römischen Klassiker, war auch sogar im Arabischen, Syrischen und Chaldäischen nicht fremde, französisch und italienisch sprach sie schon vor ihrem zwölften Jahre vollkommen, spielte mehrere musikalische Instrumente und war auch in weiblichen Arbeiten sehr geschickt. Dabey besaß sie ein Herz voll Güte, Sanftmuth, Demuth und Bescheidenheit. Als Tochter des Herzogs v. Suffolk und Enkelin von Maria, der Schwester Heinrichs VIII., hätte sie, wären keine Prinzessinnen aus Heinrichs erster und zweyter Ehe vorhanden gewesen, allerdings eine Anwartschaft auf die Krone Englands gehabt, aber durch diese war ihr der Weg zum Throne versperrt, und sie selbst war weit entfernt, jemals nur daran zu denken, diesen gefährlichen Pfad zu betreten. Ihr Schwiegervater aber dachte anders, und Eduard, den er bekanntlich ganz beherrschte, der

auch Johannen persönlich hochschätzte, willigte ein, obgleich die Ersten des Reiches dagegen dringende Vorstellungen machten und es im Voraus prophezeihten, daß die Sache kein gutes Ende nehmen werde. Der Tod des Königs erfolgte am sechsten Julius 1553, wurde aber zwey Tage lang verheelt, damit man erst die Bürgerschaft von London gewinnen und Johannen bereden könnte, die Krone anzunehmen, wozu sie sich aus mancherley Gründen durchaus nicht entschliessen wollte. Nur den Bitten ihres Gemahls gab sie endlich nach und bestieg den brittischen Thron, aber zu seinem und ihrem Unglück.

Am 10. Julius wurde Johanna zu allgemeinem Erstaunen zur Königin ausgerufen, aber Maria warb sogleich einen Anhang unter dem Adel, welchem der Stolz und Gewaltsinn des Herzogs von Northumberland äußerst verhaßt war, daher auch die Großen sogleich Marien als Königin ausrief. Selbst Northumberland, um seinen Kopf nicht auf das Spiel zu setzen, that das nemliche zu Cambridge, warf seinen Hut in die Höhe und rief: „Gott erhalte die Königin Maria“! Nach neun Tagen stieg Johanna ruhiger herab vom Throne, als sie hinaufgestiegen war. Nur that ihr wehe, daß sie ihren Schwiegervater nebst dreyen seiner Söhne als Gefangene in den Tower führen sehen mußte, denn so trotzig, herrisch und gewaltthätig er sich zuvor bezeugt hatte, so zahm — ja niedrig kriechend — war er jetzt geworden, da er vor Mariens Anhang nicht bestehen konnte. Diese Nieder-

trächtigkeit nützte ihm aber nichts, sondern er mußte eine blutige Strafe seiner gewagten Schritte fürchten, und das schlimmste dabey war, daß er auch Unschuldige mit in sein Unglück rieß. Er wurde vor Gericht gestellt, des Hochverraths angeklagt, und verurtheilt, den Kopf zu verlieren. Zwar machte er zu seiner Vertheidigung verschiedene Einwendungen, z. B. daß er dasjenige, was geschehen sey, nicht für sich, sondern mit Bewilligung und unter Leitung des königlichen geheimen Rathes gethan habe, daß die Akte über Johanna's Thronbesteigung unter dem Siegel des Reichs ausgefertigt worden sey ꝛc. doch diese Einwendungen wurden nicht für zureichend gefunden, das Todesurtheil aufzuheben. Nun versuchte der niedrige Heuchler einen andern Weg zu seiner Rettung, aber ebenfalls vergebens. Er hoffte nemlich, die eifrig katholisch gesinnte Maria werde ihm das Leben schenken, wenn er erkläre, daß er nie von dem Bekenntniß dieser Kirche gewichen sey, sondern nur öffentlich aus Familien- und andern Rücksichten sich als Protestanten betragen habe, daß er auch als ein Glied der römischen Kirche zu sterben versichere. Zum Beweis dieser Erklärung hörte er im Tower eine Messe, und überließ sich ganz der süßen Hoffnung, die Königin werde ihn begnadigen, und wenn auch schon sein Haupt auf dem Block liege, wozu ihn — nach gleichzeitigen Schriftstellern — einige sollen veranlaßt haben. Die Hoffnung war aber eitel, denn am andern Tage nach diesem Religionsbekenntnisse wurde er aus dem Gefängniß geführt und im Angesicht einer großen Menschenmenge enthauptet. Vor seinem Tode

hielt er eine lange Rede an das Volk, worinn er sich selbst des Hochverraths gegen die Königin Maria anklagte, doch mit dem Anhang, daß er von andern, die er nicht nennen wolle, dazu verleitet worden sey. Er bat ausdrücklich, daß jeder Anwesende ihm bezeugen möchte, daß er im Glauben der katholischen Kirche gestorben sey. Nun legte er, nach einem kurzen Gebete, sein Haupt auf den Block. Seine letzten Worte waren: »Ich habe den Tod tausendfach verdient« und mit einem Streich ward der Kopf vom Rumpfe getrennt.

So kalt alles bey dem Tode dieses sonst so mächtigen Staatsmannes blieb, der wohl ehemals gefürchtet, aber nie geliebt gewesen war, so sehr bedauerte jedermann das Schicksal der unglücklichen, erst sechszehn Jahre alten Johanna. Wahrscheinlich hätte ihr die Königin, die wohl wissen konnte, daß alles Vorgefallene ganz gegen derselben Willen geschehen sey, vergeben, denn sie verschob die Unterschrift des über sie gefällten Todesurtheils von einer Zeit zur andern, aber ein unseliger Nebenumstand mußte es leider — befördern. Schon war ihr Vater, Herzog von Suffolk, wieder in Freyheit gesetzt und es schien nicht, daß die Königin einen besondern Groll auf ihn habe, aber er begieng die Unklugheit, sich in ein Komplot gegen sie einzulassen. Maria war nemlich Willens, den Erbprinzen von Spanien, nachherigen König Philipp II., zu heyrathen und that es auch. Darüber war die englische Nation sehr entrüstet, und es entstand ein förmlicher Aufstand. Auch Suffolk ließ sich hinreissen, sich

mit der aufgebrachten Menge zu vereinigen, stellte sich an die Spitze von einigen hundert Räubern und zwar zu einer Zeit, da seine Tochter sich nebst ihrem Gemahl noch in Mariens Gewalt befand. Seine Unternehmung schlug aber fehl; er verbarg sich auf seinem Landgute, wurde verrathen, gefangen genommen und hingerichtet. Nun stellte der geheime Rath der Königin vor, daß sie es ihrer eigenen Sicherheit schuldig sey, Johannen aus der Welt zu schicken und — sie unterschrieb das Todesurtheil, doch — zu ihrer Ehre sey es gesagt — erst nach langer Weigerung. Am 12ten Februar 1554 wurde die Unglückliche sammt ihrem Gemahl in der schönsten Blüthe ihrer Jahre hingerichtet, und sie starb mit großer Ergebung in ihr trauriges Schicksal.

XXI.

Matthäus Enzlin,

Kanzler des Herzogs Friedrich von Würtenberg.

Durch den in der Geschichte Würtenbergs berühmten Tübinger Vertrag von 1514 wurden diejenigen Befugnisse, welche bisher die Landesherren ausgeübt hatten, sehr eingeschränkt, besonders in finanzieller Hinsicht. Dieß konnte ihnen freylich nicht angenehm seyn, da es immer an Geld fehlte, und durch Willkühr so leicht von den Landständen keines zu erzwingen war. Darum spähte man nach Bergwerken, um es aus der Erde zu fördern, darum fütterte man Alchymisten, daß sie es durch ihre angebliche Kunst machen sollten, und wie man solches am Hofe des Kaisers Rudolph zu Prag that, so geschah es auch an kleinen Höfen. Friedrich von Würtenberg bediente sich dieser Mittel schon, als er noch als Erbprinz zu Mömpelgart lebte, und bewies überhaupt, daß er in seinem Kopfe so hochfliegende Ideen nähre, daß mancher Patriot fürchtete, ein Königreich möchte unter ihm glücklicher seyn, als ein

Herzogthum *). Als er nach dem Tode seines Vaters, des Herzogs Ludwig, im Jahr 1593 die Regierung des Landes antrat, fand er die Finanzen in großer Verwirrung. Während er unter der Vormundschaft stand, hatte man nicht das mindeste erspart, und als er selbstständig wurde, setzte er die Verschwendung fort, wie er dann — um nur ein einziges Beyspiel anzuführen — gleich anfangs in Stuttgart ein neues Lusthaus baute, das gegen drey Tonnen Goldes kostete.

So waren bey Friedrichs Regierungsantritt nichts als Schulden vorhanden, die niemand bezahlen wollte, und doch hatte der Fürst gar wunderliche Einfälle, die schlechterdings durchgesetzt werden sollten. So z. B. wollte er einmal Flüsse schiffbar machen, ein andermal Bergwerke entdecken, dann Manufakturen und Handelskompagnien anlegen, alte Räthe abdanken und neue annehmen u. s. w. Die letztern, hoffte er, würden ihm mehr anhängen, und seine Plane fördern, als die alten, weil diese mehr an die Landstände gewöhnt waren, und meynten: Verträge müßten heilig gehalten werden. Die neuen, durch das römische Recht mit ganz andern Begriffen von »Herrschen« und »Gehorchen« ausgestattet, mußten freylich dem Regenten angenehmer seyn, aber dagegen machten sie sich verhaßt bey den Ständen und dem Volke. Keinen traf dieser Haß

---

*) Spittler Geschichte Würtenbergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge, 8. Göttingen 1783 S. 207.

ärger und verderbender, als den Kanzler Matthäus Enzlin. Er war ein Sohn des Kirchenraths-Direktors Johannes Enzlin, ein sehr durchdringender Kopf, erst Professor der Rechte zu Heidelberg, dann zu Tübingen. Auf beyden Universitäten wurde er seiner Gelehrsamkeit halber hochgeschätzt, und das entgieng dem Herzog Friedrich nicht. Durch diesen so gelehrten als gewandten Mann hoffte er seine bärtigen Landstände so in die Enge zu treiben, daß sie zu allem schweigen und alles, was er verlange, bewilligen müßten, daher nahm er ihn vom akademischen Katheder weg, und machte ihn zum Minister. Wenn aber gleich Enzlin auf die landständischen Rechte nicht so reflektirte, wie er doch billig hätte thun sollen, so kam doch auch vieles auf seine Rechnung, was er so eigentlich nicht verschuldet hatte, denn sein Fürst war zu ungestümm, als daß er seinen Rath befolgt hätte, wenn es ihm nicht gelegen war; er brauchte ihn mehr, um durch seine Beredsamkeit und die aus dem Korpus juris hergeholten Gründe die Widersprechenden zum Schweigen und Einwilligen zu bringen, als um ihm Rath zu geben.

Einer von Friedrichs ersten Entwürfen, die er durchzusetzen beschlossen hatte, war: sein Land so zu besitzen, wie Herzog Eberhard II, es besessen habe, ehe Oesterreich unter Herzog Ulrich sich Würtenbergs auf lange Zeit bemächtigt hatte. Er behauptete: Ulrich habe den Rechten seiner Nachfolger nichts vergeben können, und das Land müsse eben so auf seinen Stamm übergehen, wie Ulrich es von Eberhard

empfangen habe. Kaiser Rudolph war nicht ungeneigt, die österreichische Afterlehnschaft rücksichtlich Würtenbergs aufzuheben, nur stieß es sich an der Summe von vier Tonnen Goldes, die er sich für seinen und seines Hauses Abstand bedungen hatte. Zu dieser Summe kamen noch sechsmalhundert tausend Gulden, die aus Herzog Ludwigs Zeiten herrührten, und achtzigtausend, die Friedrich als Graf von Mömpelgart von den Landständen erhalten hatte. Ferner kaufte er von Baden-Durlach die Stadt Beißigheim mit einigen dazu gehörigen Orten für dreymalhundert vier und achtzigtausend vierhundert sechs und achtzig Gulden, — von angrenzenden Edelleuten verschiedene kleine Orte und Gerechtigkeiten, die noch höher zu stehen kamen, als die badenschen Güter. Er schoß dem Könige von Frankreich bedeutende Summen vor, und endlich kostete ihn ein Vergleich mit dem Kardinal Karl von Lothringen, Bischof von Straßburg, dreymalbundert und dreyßigtausend Gulden. Alles das zielte auf nichts anders, als immer größer, mächtiger und selbstständiger zu werden, wozu Enzlin treulich geholfen hatte, der den Herzog in den Gedanken bestärkte: da die Stände unter Eberhard II. diejenigen Rechte nicht gehabt, die sie erst unter den Herzogen Ulrich, Gustav und Ludwig erworben hätten, so sey er auch nicht schuldig, sie anzuerkennen.

Im Anfang des Jahrs 1595 wüthete die Pest in Stuttgart und Tübingen, man konnte also sogleich keinen allgemeinen Landtag zusammenkommen lassen, nur

dem Ausschuß muthete der Herzog zu, einen Beytrag zu dem badenschen Kaufschilling zu bestimmen, wozu sich jedoch dieser nicht ermächtigt glaubte, und dagegen viele andere Beschwerden anbrachte, unter andern, daß der Herzog noch immer den Tübinger Vertrag nicht bestätigt habe. Diese Bestätigung erfolgte jedoch am 20ten April auf dem jetzt zusammen berufenen Landtag, wornach die Stände hundert und zwanzigtausend Gulden zu jenen Kaufgeldern, und weitere achtzigtausend Gulden als ein Anlehen bewilligten, das nach und nach an den gewöhnlichen Steuern wieder abgezogen werden sollte. Dagegen beschwerte sich Friedrich, daß er jene sechsmalhundert tausend Gulden mit Zinsen zurückbezahlen sollte, die Herzog Ludwig empfangen habe, und die Stände waren gutherzig genug, sie — unter Vorbehalt ihrer ständischen Rechte und Privilegien — nachzulassen.

Immer in Geldverlegenheit, welche Enzlin heben sollte, gerieth dieser auf den Gedanken, sich dazu der Juden zu bedienen. Unter dem Namen Maggino Gabrieli errichtete ein solcher Hebräer eine Handelsgesellschaft in Stuttgart, zog eine Menge seiner Landsleute ins Land, erwarb sich große Freyheiten, und ward den Christen zu großem Anstoß und Aergerniß *).

---

*) Wie sich der herzogliche Oberhofprediger, Lukas Osiander, bey diesem Anlaß benommen habe und was daraus erfolgt sey, werden wir im zweyten Bande dieses Werkes hören.

Zu weitern Beschwerden gab die Schiffbarmachung des Neckarflusses Anlaß, wozu viele Tausende verschwendet wurden, ferner das Projekt, die Leinweberey durch einen gewissen Elias Huldenreich empor zu bringen, der nebst seinem Gehülfen Stirt Weigelin alle Spitäler und Stiftungen um Geldvorschüsse angehen durfte, und sie fürchterlich brandschatzte; der sogar ein ordentliches Handwerksgericht errichtete, und jeden, der nicht that, was er verlangte, an Geld strafte, oder aus dem Lande jagte.

Auf dem Landtage von 1599 kam die Bezahlung der einmal hunderttausend Gulden an den Kaiser wegen der Afterlehnschaft zur Sprache, wozu Enzlin den Vortrag verfaßt hatte. Die Landschaft ließ sich bewegen, die Bezahlung dieser Summe auf sich zu nehmen, wenn der Herzog jene 80,000 fl. — die er noch vor seinem Regierungsantritt erhalten, abziehen lassen, und auch anderweitigen Beschwerden abhelfen wolle. Seine auf dem Landtage anwesenden Räthe bewilligten es in seinem Namen, mußten aber dafür einen harten Verweis anhören, indem Friedrich behauptete, sie hätten keine Beschwerden annehmen sollen. Die Stände aber mußten sich an leeren Versprechungen genügen lassen. Der Herzog fuhr in seinen Verschwendungen fort, ohngeachtet ihm die Landschaft zu Gemüthe führte, sie habe ihm während seiner Regierung schon sechszehn Tonnen Goldes bewilligt. Er hielt kostspielige Fastnachts-Lustbarkeiten, reißte mit Gefolge nach Italien, um die Ceremonien des großen Jubeljahrs zu se-

hen, das der Papst Klemens VIII. 1599 ausgeschrieben hatte, und zu all diesen Excessen mußte der Kanzler Enzlin Geld schaffen, es komme woher es wolle. Die Goldmacher des Fürsten konnten das nicht, ob er gleich dem Betrüger Mühlenfels (eigentlich Müller) das Dorf Neidlingen schenkte, und ihn bey den Fuggern in Augsburg große Summen erheben ließ, der aber gleichwohl in der Folge noch am Galgen starb.

Das bisherige Mißvergnügen erhöhte ganz ungemein der Landtag von 1607, denn auf diesem gedachte der Herzog Friedrich den Tübinger Vertrag, dieses Palladium der würtenbergischen Freyheit, ganz aufzuheben, obwohl er nur von einigen Punkten sprach, die näher erörtert werden müßten. Da nun dieses ohne die nöthige genaue Ueberlegung sogleich geschehen sollte, so legten sowohl der größere als der kleinere Ausschuß ihre Pflicht in die Hände der allgemeinen Landschaft nieder, und übergaben alle in Verwahrung gehabte landschaftliche Schriften mit der Bitte, statt ihrer andere zu wählen. Die Landschaft verwarf diese Bitten und ersuchte sie, unter Beyziehung einiger Prälaten und Stände den landesfürstlichen Antrag in genauere Ueberlegung zu ziehen, jedoch nichts abzuschließen, sondern dem Ganzen Bericht zu erstatten. Den Herzog wollte man dagegen bitten, den vielen vorliegenden Beschwerden abzuhelfen, unter welcher Bedingung man ihm erst vor zwey Jahren so große Geldsummen bewilligt habe. Man recessirte gewaltig gegen einander, aber jeder Theil blieb bey seiner Meynung; der Herzog hieß

endlich mit der Aeußerung: „der Landtag habe seine Ehre zu tief verwundet“, denselben auseinander gehen, und Dr. Broll, bisheriger Landschafts-Advokat, der am stärksten gesprochen hatte, wurde gar seiner Dienste entlassen; Doktor Bayer gieng freywillig ab. Auf vieles Bitten wurde endlich die Fortsetzung des Landtages gestattet, aber der Herzog schloß eigenmächtig mehrere Deputirte aus, und die andern antworteten auf Enzlins Umfrage, wie der Hof wünschte. Wenn auch gleich nicht alles nach dessen Plan gieng, so wurden doch neuerdings große Geldsummen bewilligt und an dem Tübinger Vertrag gerüttelt, so viel sichs wollte thun lassen.

Nach diesem stürmischen Landtage lebte Herzog Friedrich nicht lange mehr, denn schon am 29ten Jänner 1608 rührte ihn der Schlag, Abends um acht Uhr starb er, und wurde in der Stiftskirche zu Stuttgart beygesetzt. Sein Sohn Johann Friedrich war sein Nachfolger in der Regierung Würtenbergs.

Zwar schmerzten die ungeheuern Geldsummen, die die Landstände übernehmen und bewilligen mußten, ausserordentlich, aber das war bey weitem nicht das gröste Uebel, das das Land traf. Weit schlimmer war, daß der Fürst nun alle Dämme durchgebrochen hatte, indem er zu diesem letzten Landtag berief, wen er wollte, und diejenigen geradezu überging, von denen er glaubte, daß sie sich in seinen Willen nicht allerunterthänigst fügen würden, — daß man den Tü-

binger Vertrag nach seiner Ansicht auslegen mußte, — daß man ein hunderttausend um das andere zu opfern gezwungen war. Gieng das der Gewalt einmal hin, so konnte der Herzog ähnliche Zumuthungen noch öfter wagen, und dann war statt einer freyen landständischen Verfassung eine Regierung eingetreten, bey welcher der Despotismus die Oberhand hatte, und unbedingte Willkühr herrschte.

Niemand war bey Friedrichs Tod übler daran, als sein Günstling, der Kanzler Enzlin, denn daß er den letzten Landtag ganz regierte, hatte man mit Augen gesehen. Das ganze Land war über ihn aufgebracht, und der neue Herzog ohnehin nicht sein Freund. Alle, die er während der vorigen Regierung gestürzt, kamen jetzt wieder zu ihren ehemals besessenen Stellen, er selbst wurde von der Kanzlerstelle entlassen, ehe die Kanzley dem neuen Herzoge noch gehuldigt hatte. Nun musterte man alles, was unter Friedrichs Regierung vorgegangen, und freylich fand man, daß Enzlin zu sehr vielem Veranlasser gewesen war, wiewohl man vergaß — oder es doch vergessen wollte — den heftigen und unruhigen Karakter des Fürsten in Betrachtung zu ziehen, der nach Alleinherrschaft schmachtete, und sich von niemand in seinen Planen und Absichten stören lassen wollte. Man hätte es wohl einsehen können, daß Enzlin seinem Fürsten zu manchem Guten, z. B. zur Beförderung der Landesindustrie gerathen, daß er manche wichtige Unterhandlung zu des Landes Bestem

vollendet hatte, wohin ohne Zweifel die Entfernung Oesterreichs von der künftigen Regentschaft und die Erwerbung größerer Besitzungen gehört, — aber ihm Gerechtigkeit in irgend etwas widerfahren zu lassen, davon war schon gar keine Rede, denn seine erbittertsten Feinde waren seine Richter, und diese wollten ein blutendes Opfer zur Sättigung ihrer Rache haben.

Es ist freylich nicht zu läugnen, daß der einst so vieles vermögende Mann manches that, was nicht recht war, daß er sich in finanzieller Hinsicht vieler Betrügereyen schuldig machte, daß er seine Raubsucht sogar ins kleine trieb *); nur bleibt immer die Frage übrig: ob er auch wohl deßwegen die Todesstrafe verdient habe? Von Habsucht getrieben, mischte er sich in allerley Kaufhändel, deren Nutzen er an sich zog, statt daß derselbe der fürstlichen Kammer hätte zukommen sollen. Oft vermochte er die Verkäufer, von dem Kaufschilling ein namhaftes fallen zu lassen, das er zwar von dem Käufer bezog, aber für sich behielt; manchmal erhöhte er denselben willkührlich, und nahm den Ueberschuß in seine Kasse. Ein andermal mußte sich ein Verkäufer gefallen lassen, statt baaren Geldes Wein aus Enzlins Keller, und zwar im höchsten Preise anzuneh-

---

*) So erzählen Sattler und Spittler, es habe der Herzog Friedrich durch Enzlin dem Stift-Straßburg'schen Rath Blonius eine goldene Kette mit daran hangender Medaille verehrt. Die Medaille habe er demselben behändigt, die Kette aber für sich behalten.

men, auch Silbergeschirr und Kleinodien. Unrichtige Quittungen auszustellen und mittelst derselben Gewinnst zu machen, war ihm ein Leichtes, wodurch er theils seinen Herrn, theils andere, um bedeutende Summen betrog.

Als man alles genugsam vorbereitet zu haben glaubte, sollte die Untersuchung anfangen, die der Herzog seinem Kanzler von Engelhofen, Johann Kielmann, Ulrich Broll und Fabian Egen übertrug. Diese Männer standen Enzlin nicht an, er erwartete von ihnen nicht die nöthige Unbefangenheit, und verlangte von dem Herzog entweder persönliche Audienz, oder ein Verhör durch unpartheyische Richter. Jene wurde ihm versagt, dagegen aber erlaubt, seine Richter selbst zu benennen. Ehe aber das geschah, wurde bekannt, daß Enzlin es versuchte, diejenigen zu bestechen, die man als Zeugen gegen ihn aufstellen wollte, und da er sich überdieß verdächtig machte, heimlich entfliehen zu wollen, so nahm man ihn beym Kopf und setzte ihn gefangen in die Vogtamtey, wo er durch Soldaten bewacht wurde. Bald wurde erhoben, daß er der Landschaft die Schlüssel zu ihren Akten-Gewölben entwendet, daraus einen Schuldschein des Herzogs Friedrich über fünfzigtausend Gulden, dann baar dreyzehnhundert und fünfzig Gulden genommen habe, und so brachte man ihn auf einen Thurm, verboth den Seinigen den Zugang zu ihm, und der Herzog setzte ein Gericht nieder, das aus achtzehn Personen bestand, welches Enzlins Sache gewissenhaft untersuchen, und

Recht sprechen sollte. Die Verwandten des Unglücklichen, die sich keinen guten Ausgang prophezeihten, bewarben sich nun um Fürsprecher, namentlich den Kurfürsten von der Pfalz, und die Universität zu Heidelberg. Ihre Bemühungen waren auch nicht fruchtlose, denn sie erzweckten dadurch wenigstens so viel, daß Enzlin die Wahl gelassen wurde, entweder sich dem Kriminalproceß zu unterwerfen, oder folgende Bedingungen einzugehen *): 1) daß er seine Verbrechen in Gegenwart seiner Freunde und 16 Räthen ꝛc. offen gestehe, darüber ein Notariatsinstrument verfertigen, und es von den anwesenden Zeugen unterschreiben und besiegeln lasse; 2) daß er den der landesherrlichen Kasse veranlaßten Schaden, den man auf Einmalhundert neunzehntausend vierhundert und sechs und neunzig Gulden berechne, sammt den Kosten seiner Untersuchung ꝛc. bezahle, alle empfangene Gnadengeschenke, deren er sich durch sein Bezeugen unwürdig gemacht, zurück erstatte und jedermann von Ansprüchen, die er etwa zu haben glaubte, frey und ledig spreche; 3) sich in ewige Gefangenschaft begebe, ohne je einen Gedanken zu fassen, aus derselben entrinnen zu wollen; 4) daß seine Ehegattin, Kinder und nächste Verwandte sich für ihn verbürgten und versprächen, sich selbst persönlich im Gefängniß zu stellen, wenn wider Verhoffen Er entfliehen sollte; 5) daß niemand das Verfahren, welches

---

*) Sattler Geschichte Würtenbergs unter den Herzogen VI. Band. S. 18.

man gegen ihn nöthig finde, rächen und endlich 6) dem Armenkasten eine gewisse Summe Geldes statt der Strafe erlegt werden wolle. Enzlin versprach die Erfüllung dieser Punkte, bot zur Sicherheit ein Kapital von fünfzigtausend Gulden, nebst seinem eigenthümlichen Dorfe Hochdorf, nur bat er, ihm die ewige Gefangenschaft und Trennung von den Seinigen nachzulassen. Der Herzog wäre nicht ungeneigt gewesen, ihm diese Bitte zu gewähren, aber man traute seinem unruhigen Kopf nichts Gutes zu, wenn er in Freyheit wäre, und führte ihn deßhalb am 18. März 1609 nach Hohenstaufen. Der Kommandant der Veste wurde auf eine besondere Instruktion beeidigt, und ihm besonders befohlen, niemand zu dem in einem vergitterten Gemach eingesperrten Enzlin zu lassen. Obwohl dieser letztere anfangs freywillig gestand: er hätte billig den Tod verdient, und sehe seine Gefangenschaft für eine bloße landesfürstliche Gnade an, so dauerte diese Gesinnung doch nicht lange, denn bald fieng er an, den Hausschneider und einen Knecht der Besatzung zu verführen, daß sie die Briefträger zwischen ihm und seinen entfernten Anverwandten machten, auch den Kommandanten wagte er durch Bestechungen zu gewinnen. Das alles blieb nicht verborgen und Enzlin mußte nach Hohen-Urach wandern; aber hier war er noch freyer, als in seinem vorigen Arrest, denn weder der Kommandant, noch die Besatzung, thaten ihre Pflicht, — sie ließen sich beyderseits bestechen, so daß Enzlin ungehindert mit den Seinigen korrespondiren konnte. Seine Frau und Söhne wagten es, an den

Herzog und seine Brüder eine Schrift zu übergeben, woraus das Verständniß zwischen ihnen, ihrem Ehegatten und Vater, gar leicht wahrgenommen werden konnte. Der Herzog durfte aber — zu ihrem großen Nachtheil — nicht dazu stille schweigen, denn nicht genug, daß sie über das lange und harte Gefängniß Klage führten, waren sie sogar unvorsichtig genug, zu drohen: »wenn Enzlin innerhalb zehen Tagen nicht auf freyen Fuß gestellt werde, so würden sie sich gedrungen sehen, zu seiner Befreyung Mittel zu ergreifen, die dem herzoglichen Hause nicht angenehm seyn dürften; zu gleicher Zeit kam eine ähnliche Beschwerdeschrift von Enzlin selbst ein, der mit der Ahndung des Kaisers drohte, denn wirklich gelang es seinen Söhnen, bey dem Kammergericht in Speier ein scharfes Mandat auszuwirken, um so mehr, als auch des Gefangenen Tochtermann und jüngster Sohn eingekerkert wurden, von denen der Herzog wohl vermuthen konnte, daß der Briefwechsel der Eltern durch ihre Hände gienge, auch von dem Kommandanten und zwey Soldaten befördert würde. Die letztern wurden sammt dem Kommandanten sogleich vernommen und bekannten, daß Enzlin sie zu dieser pflichtwidrigen Handlung verleitet habe. Ihre Entschuldigung, »sie hätten nicht geglaubt, daß es viel auf sich habe, und daß man einem armen Gefangenen wohl einen kleinen Liebesdienst erweisen dürfe« wurde nicht für hinreichend erachtet, besonders weil Enzlin mittelst ihrer Hülfe seine Söhne von ehemaligen Amtsgeheimnissen zu unterrichten im Stande war, die von den Feinden des fürstlichen Hauses gar leicht gemißbraucht werden konnten.

Bey solcher Gestalt der Sache fragte der Herzog bey der Juristen-Facultät zu Tübingen und dem Konsulenten-Kollegium zu Augsburg an: 1) ob ohngeachtet der bey dem Kammergericht anhängigen Sache wider den Enzlin wegen dieser neuen und schweren Mißhandlungen ein Proceß angestellt, und peinlich gegen ihn verfahren werden könne? 2) ob er vor einem Stand- oder Kriegsrecht zu belangen sey, da er sein Verbrechen auf einer Vestung begangen habe, oder im Fall dieß nicht Platz fände, was etwa sonst für ein schleuniges Verfahren anzuwenden sey? — was für eine Strafe er für seine neuen Verbrechen verdient habe? Während man die Antworten der beyden Kollegien erwartete, setzte der Herzog Johann Friedrich einen neuen Kommandanten auf das Schloß Hohen-Urach, und auch diesen wollte Enzlin zur Uebertretung seiner Pflicht verleiten, der aber nicht in die Falle gieng, sondern den Versuch des Gefangenen sogleich anzeigte.

Die zum Rechtsspruch gewählten Kollegien verneinten die Frage wegen des Standrechts, und doch ließ der Herzog — zwar nicht den Enzlin, wohl aber den Kommandanten Schweitzer und die beyden Soldaten Rudhard und Lautenschläger von demselben richten. Die beyden erstern wurden zur Strafe des Schwerdes, der dritte zur ewigen Landesverweisung verurtheilt, und die Sentenz auf dem Markte zu Urach vollzogen. Enzlin mußte der Exekution zusehen, „weil er das Blut dieser Unglücklichen zu verantworten habe.“

Nun wurde der Kriminalproceß gegen den vormaligen Kanzler selbst begonnen und so schleunig als möglich geführt. Von seinen frühern Verbrechen war keine Rede mehr, darum aber kann man billig fragen: ob das neue, wodurch er — freylich nicht in der Ordnung und mittelst Verführung beeidigter Männer — seine Freyheit zu retten suchte, eine so harte Behandlung verdient habe? Schon die Frage, ob nicht durch ein Standrecht sein Urtheil gefällt werden könne, zeigt es hinlänglich, daß Enzlins Tod von seinen Feinden einmal beschlossen war, und daß man gern ein wenig tumultarisch verfahren wäre, um ihm nicht Zeit zu lassen, auf neue Mittel zu seiner Befreyung zu denken. Die neuen Verbrechen bestanden in Folgendem: „Er habe nicht nur gegen den Inhalt der beschwornen Urphede gefrevelt, sondern auch Schmähschriften gegen den Herzog und seine Räthe ausstreuen lassen, habe Uneinigkeiten in der fürstlichen Familie zu erregen gesucht, die Besatzung auf dem Schlosse zu schändlicher Untreue verführt, sie in Todesgefahren gestürzt, Geheimnisse seines früher getragenen Amtes verrathen, und dadurch sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht,“ Ein förmlicher Anklageproceß war den Richtern zu langsam, und daher wählten sie den inquisitorischen. Zwar hatte Enzlin immer gegen diesen Weg protestirt, allein er hatte zu seinem Unglück den Tübinger Vertrag selbst vernichten helfen, in welchem jedem würtenbergischen Unterthanen das Recht zugestanden war, in peinlichen Sachen nicht anders als mit Urtheil und Recht be-

straft zu werden, auch hatten sowohl die Juristenfakultät zu Tübingen, als das Konsulentenkollegium zu Augsburg ausgesprochen, daß — mit Uebergehung der gewöhnlichen Solennitäten des ordentlichen Processes — der Herzog allein Richter seyn könne, selbst in seiner eigenen Sache, und nur nach eingesehener Wahrheit der Umstände. Dem zufolge wurde von einem neu zusammengesetzten Gerichte dem Enzlin der Kopf abgesprochen. Einige meynten sogar, er habe verdient, daß ihm zuvor die rechte Hand abgehauen, auch der Kopf auf einen Pfahl gesteckt werden sollte, der Herzog ließ es aber bey der bloßen Enthauptung bewenden, welche am 22. November 1608 auf dem Markte zu Urach früh um acht Uhr vollzogen ward.

Man sollte zwar glauben, daß jetzt die Sachen im Herzogthum Würtenberg um vieles besser geworden seyn müßten, aber Spittler belehrt uns anders: „Die al„ten Räthe“ — sagt er — „waren zwar wieder siegreiche „Herren der neuen Regierung, aber die Geschichte „spricht nicht für sie, wenn man das Ganze der Regie„rung Johann Friedrichs mit der ganzen Regie„rung Friedrichs vergleicht. Die alte Klage der „Landstände blieb, daß die Hofökonomie zerrüttet sey ꝛc. „Ehe ein Jahr der neuen Regierung verflossen war, wur„de eine Million neuer Schulden gemacht, und der Him„mel wußte, wohin all das Geld gekommen sey.“

XXII.

Robert d'Evreux,

Graf von Essex.

Zu vieles Vertrauen auf die Gnade einer mächtigen Königin, wegwerfender Trotz gegen bedeutende Feinde, Vergessen der Ehrerbietung, die er als Unterthan der Regentin schuldig war, dieß waren die Ursachen, weßhalb der Graf v. Essex, den Elisabeth von England zu einer seltenen Höhe erhoben hatte, auf das Blutgerüste wandern mußte. Er war der Sohn Walthers, Grafen v. Essex, welcher durch seinen Schwiegervater, Ritter Franz Knolles, mit der Königin verwandt war, und wurde am 10. November 1567 gebohren. Theils dieser Verwandtschaft halber, theils weil der Knabe das Unglück hatte, schon im zehnten Lebensjahre seinen Vater zu verlieren, nahm sich Elisabeth seiner an, ließ ihn zu Cambridge sorgfältig erziehen und wissenschaftlich bilden. Er entsprach den Hoffnungen, die man sich von ihm machte, vollkommen, und alles ward von ihm bezaubert, da er als ein schöner, gewandter und einnehmender Jüngling von siebzehn Jahren zum erstenmal am Hofe erschien, wo man

ihn mit Auszeichnung aufnahm. Im Jahre 1585 begleitete er den Grafen v. Leicester, einen Mann von großem Einfluß, mit einigen andern jungen Adelichen nach Holland, und zeichnete sich in der Schlacht bey Zütphen am 22. September 1586 durch persönliche Tapferkeit aus, wofür ihn die Königin mit der Stelle eines Oberstallmeisters belohnte. Schon 1588 ernannte sie ihn zum General der Kavallerie, gab ihm den Orden des Hosenbandes, und so sah ihn jedermann für ihren erklärten Günstling an.

Diese Auszeichnungen machten den Grafen unglücklicherweise so verwegen, daß er nicht nur die Königin nicht so ehrerbietig behandelte, als sie erwarten konnte, sondern auch einigen Adelichen etwas derbe begegnete, die ihm das weniger, als Elisabeth, vergassen. Sie schickte ihn 1591 mit viertausend Mann dem König von Frankreich, Heinrich IV. zu Hülfe, auf dessen Ersuchen Essex in der Normandie zu den Franzosen stossen sollte, um die Belagerung von Rouen zu unternehmen, doch wurde nichts aus der Unternehmung, und der Graf kam unverrichteter Sache wieder nach England zurück. Wie rücksichtslos und eigenmächtig er schon damals handelte, erhellet am deutlichsten daraus, daß er vielen seiner Officiere die Ritterwürde ertheilte, ohne dazu Erlaubniß zu haben, weßhalb die Königin nicht wenig erzürnt war, auch säumten seine Feinde nicht, ihren Unmuth zu unterhalten. Kaum aber hatte sie ihn wieder gesehen, so stand er in der vorigen Gunst, und er ward Mitglied des Parlaments. Bald darauf

vertraute ihm Elisabeth eine Unternehmung gegen die Spanier, welche Calais belagerten. Es sollte nemlich Cadix angegriffen werden, und Essex war zu Führung der Flotte ausersehen, welches die stärkste war, die man bis dahin in England gesehen hatte. Er griff die Spanier an, die sich tapfer wehrten, und endlich gar ihre Schiffe verbrannten; dann eroberte er Puntall. Cadix hätte er gar zu gerne behalten, aber der Kriegsrath war nicht seiner Meynung, und nun berathschlagte man, ob es nicht räthlich wäre, nach den azorischen Inseln zu segeln, in Hoffnung eine spanische Silberflotte aufzufangen, aber auch das wurde verworfen, darum war auch Essex, als das Geschwader nach Plymouth zurückgieng, nicht mit sich selbst zufrieden, obschon Elisabeth und das Volk ihn mit Ruhm und Ehre empfiengen, und so angenehm es ihm übrigens war, die Königin und das Volk in einer solchen Stimmung zu finden. Unglücklicherweise ließ er sichs nur zu sehr merken, daß er auf diese Gunst trotze, und reitzte seine Feinde somit immer mehr gegen sich. Diese thaten der Königin Vorstellungen, daß — da der Graf sich so viele Mühe gebe, dem Volk zu gefallen, so möchte es Nachtheil bringen, wenn man Leute im Civildienst anstelle, die er dazu empfehle. Sie trieben es so weit, daß er sichs wirklich enthalten mußte, jemanden vorzuschlagen, weil er sah, es sey dahin gekommen, daß er solchen Personen durch seine Protektion mehr schade, als nütze. Diese Entdeckung verdroß ihn nicht wenig, auch ließ er es diejenigen bey jeder Gelegenheit empfinden, die er im Verdacht hatte, daß sie

gegen ihn arbeiteten. Selbst die Königin fühlte manchsmal des Grafen üble Laune, doch sie nahm es nicht nur nicht so genau, sondern suchte ihn wohl manchsmal durch auszeichnende Gnadenbezeugungen zu gewinnen, wie sie ihn denn im Jahr 1597, ohne daß er es suchte, zum Generalfeldzeugmeister ernannte.

Mittlerweile kam die Kunde, daß die Spanier eine neue Flotte ausrüsteten, um wenigstens einen Einfall in Irland, wo nicht gar in England selbst zu wagen. Sogleich erbot sich Essex der Königin, entweder diese Flotte zu schlagen, oder sein eigenes Leben aufzuopfern. Sie nahm es mit Freuden an, unterstützte und beförderte das Unternehmen, rüstete auch eine Flotte aus, auf welcher Essex Admiral und oberster Befehlshaber wurde. Eine Menge Adeliche liessen sich zum freywilligen Dienst bey dieser Flotte einschreiben und begleiteten den Grafen. Ein heftiger Sturm nöthigte sie, bald nach ihrer Abfahrt von Plymouth wieder umzukehren, dort über einen Monat liegen zu bleiben, und erst dann wieder in die See zu stechen, um entweder die spanische Flotte in ihrem eigenen Hafen zu verbrennen, oder diejenigen Schiffe aufzufangen, die die Spanier aus Westindien erwarteten. Obgleich auch dieses Unternehmen nicht ganz nach Wunsch gelang, so wurden doch drey Schiffe, die von der Havannah kamen, genommen. Sie führten eine Ladung, die sich fast auf hunderttausend Pfund belief, und ersetzten den Aufwand reichlich, den die Ausrüstung der Flotte erfordert hatte, die am Ende Oktobers 1597 wieder

nach Hause zurückkehrte. Zwar wurde Essex jetzt zum Marschall von England erklärt, allein er glaubte sich durch die Ernennung des Großadmirals zum Grafen von Notingham beleidigt, und zog sich unter Vorschützung eines Uebelbefindens auf eines seiner Güter, obschon eben jetzt das Parlament sich versammelt hatte, dessen Mitglied er war.

Durch den Tod des Lord Schatzmeisters Burleigh wurde die Kanzlerstelle bey der Universität Cambridge ledig, man wählte den Grafen Essex dazu, und dieß war die letzte Ehrenstufe, die er erstieg; aber von jetzt an gieng es abwärts mit ihm. Es gab Leute genug, die in seine Stellen einzutreten wünschten, dazu aber keinen andern Weg kannten, als wenn sie sich bemühten, ihn zu stürzen. Noch bis zu dieser Zeit hatte er in der Gunst der Königin nichts verloren, jetzt bekam er den ersten Stoß, da er einen Mann vorschlug, um nach Irland geschickt zu werden, ehe er veranlaßt ward, auf den Gedanken zu kommen, selbst dahin zu gehen. Dieß schien der Königin eine Zudringlichkeit zu seyn, die sie ihm übel nahm, und wenn man gleich glaubte, sie denke nicht mehr daran, so hatte sie es doch nicht vergessen, um so mehr, als der Auftritt zwischen ihr und Essex etwas auffallend gewesen war. Die Königin war nicht zu überzeugen, daß das der rechte Mann sey, den er ihr vorschlug, um nach Irland gesendet zu werden. Der Graf ward unwillig, vergaß der Ehrfurcht, die er seiner Gebieterin schuldig war, und drehte ihr den Rücken zu. Diese Begegnung brachte

Elisabeth, die auf ihrer Hohheit ausserordentlich strenge hielt, in solche Wuth, daß sie ihm einen Schimpfnamen und zugleich eine Ohrfeige gab. Essex ebenfalls gerieth in Feuer und Flammen, schlug an den Degen, schwur, diese Beleidigung, die er selbst von Heinrich VIII. nicht geduldet haben würde, zu rächen und verließ auf der Stelle den Hof. Obschon einer seiner gutmeynenden Freunde ihm nachzugeben rieth und verlangte, er sollte der Königin abbitten, so war der Graf dazu doch schlechterdings nicht zu bereden, weil er dafür hielt, Elisabeth habe ihn und nicht er sie beleidigt. Die letztere war indessen nachgebender und benahm sich gegen Essex so, daß auch er wieder entgegen kommen mußte und es schien, daß beyde sich Mühe gäben, das Vorgefallene einander zu verzeihen und nach und nach zu vergessen.

Ein zweyter Umstand offenbart hinreichend, welch ein Dorn er in den Augen mancher Leute gewesen sey. Ein spanischer Jesuite hatte einen Menschen, der vormals bey der Königin Stallknecht gewesen war, beredet, erst den Grafen und dann die Königin selbst durch Gift aus der Welt zu fördern; aber das Kunststück, dieses bey dem einen durch einen vergifteten Lehnstuhl, und bey der andern durch todbringende Beschmierung des Knopfs ihres Reitsattels zuwege zu bringen, schlug fehl. Der spitzbübische Jesuite veranlaßte in England eine gerichtliche Anklage seines Mordgesellen, welcher verhört, und nach erfolgtem Bekenntniß hingerichtet wurde.

Die in Irland immer dauernde Gährung gab den Feinden des Grafen Essex Gelegenheit, ihn wenigstens mit guter Art aus England zu entfernen. Er hatte sich nemlich im geheimen Rath geäußert: nur eine unzeitige Sparsamkeit, indem man die Statthalter in Irland eingeschränkt, habe den Geist des Aufruhrs geweckt und den Rebellen das Heft in die Hände geliefert. Diejenigen, denen Essex Gegenwart beschwerlich war, ergriffen sogleich das Wort und sagten: er sey der einzige Mann, die rebellischen Irländer zu zähmen. Vielleicht merkte er die Falle, in die er gehen sollte, wenigstens schien er nicht geneigt, sich dorthin senden zu lassen, endlich aber ließ er sichs doch gefallen. Seine Freunde sahen voraus, daß diese Sendung des Grafen Unglück vollenden werde, aber sie konnten es nicht hindern. Er erhielt eine Armee, völlige Macht und Gewalt über dieselbe, Anweisung zu ihrer Verpflichtung, und reißte ab, wiewohl mit ganzer Ueberzeugung, daß es seinen Feinden ganz und gar nicht darum zu thun gewesen sey, ihm einen ehrenvollen Posten zu schaffen, vielmehr ihn in die Lage zu setzen, daß er die vorige Gunst der Königin nicht mehr erlangen könnte, das sich vielleicht doch gefunden hätte, wenn er in derselben Nähe geblieben wäre. Er nahm schriftlich von Elisabeth Abschied und beschwerte sich, daß der Lohn für alle seine treuen Dienste nichts als Verkennung und zuletzt gar Verbannung gewesen sey. Er prophezeihte, daß er bey den irländischen Rebellen wenig ausrichten, und sein Schicksal wohl kein anderes seyn werde, als seinem Leben selbst ein Ende zu machen, um sich aus

seinem Kerker loszureissen. Am 27. März 1598 reißte Essex ab, aber sowohl zu Land, als zur See, durch üble Witterung und Sturm gehindert, war es ihm erst am 18. April 1599 möglich, den irländischen Boden zu betreten. Bald sah er ein, daß er ohnmöglich etwas gedeihliches wirken könne, wenn er nicht erst das Land und seine Bewohner genau kennen lerne, um nicht aus Unkenntniß Fehler zu machen; in England hingegen war man der Meynung, er hätte zuvörderst auf Ulster losgehen, und dieses Haupt-Rebellennest zähmen sollen. Er schrieb von Dublin aus der Königin seine Bemerkungen über den Zustand der Sachen in Irland und gab die Regeln an, die, wie er glaubte, befolgt werden müßten, wenn man den Krieg bald endigen wollte Ihm erlaubte man nicht, nach seiner Ueberzeugung zu Werk zu gehen, aber sein Nachfolger durfte sich diese zu nutze machen, und auf diese Art die Ruhe herstellen; vielmehr erhielt Essex von Elisabeth bittere Verweise, daß er nicht, ehe er noch einen Schritt gethan habe, nach Ulster marschirt sey und erhielt die strengsten Befehle, es sogleich zu thun.

Ehe diese Befehle ankamen, war manches gethan, was zu falschen Maßregeln verleitete. Ein zweyter Brief der Königin enthielt nichts als kränkende Vorwürfe, so daß der Graf glaubte, er müsse nothwendig schleunigst nach England gehen, und sie persönlich zu überzeugen suchen, wie gut und ehrlich er es mit ihr meyne. Zwar wurde er ziemlich erträglich aufgenommen, aber das währte nicht lange, indem man ihn vor

eine Kommission stellte, die seine angeblichen Verbrechen untersuchte, ihm alle seine Aemter, mit einziger Ausnahme der Stallmeisterey, abnahm, und ihn unter Aufsicht stellte, die ihm jedoch bald wieder abgenommen wurde. Sein guter Freund Cuffe, der in Irland sein Sekretair gewesen war, gab ihm den Rath, sich Mühe zu geben, bey der Königin eine Audienz zu erhalten, um die schlimmen Eindrücke zu vertilgen, die seine Feinde auf sie gemacht hätten. Sie fand indessen nicht statt, vielleicht weil Elisabeth gehört, daß er in sehr unehrerbietigen Ausdrücken von ihr gesprochen hatte. Unter andern soll er sich des Ausdrucks bedient haben: „Die Königin werde nachgerade alt und bekomme den Krebs; ihre Seele sey so unförmlich, als ihr Körper.“ Was vollends alles verdarb, war folgendes Ereigniß. Unter dem Vorgeben, seine Feinde strebten ihm nach dem Leben, sammelte er eine Menge seiner Freunde zu seinem Schutz in seiner Wohnung. Als die Königin hörte, daß sich so viele Menschen in Essexhouse einfänden, schickte sie einige bedeutende Männer ab, die sich nach der Ursache dieser Zusammenkunft erkundigen sollten, allein Essex begegnete ihnen nicht nur sehr trotzig, sondern ließ sie sogar einsperren. Dann begab er sich in Begleitung von mehr als zweyhundert Edelleuten in die Stadt Canterbury, in Hoffnung, das Volk werde ihm zuströmen und er dadurch in den Stand gesetzt werden, der Königin Gesetze vorschreiben zu können, die sich der Worte bedient haben soll: man müsse ein unbändiges Thier in seinem Futter beschränken, daher sie ihm auch mehrere Einkünfte ge-

nommen hatte. Sein — wie er meynte — wohl ausgesonnener Plan schlug aber fehl; er wurde auf der Stelle öffentlich als Verräther ausgerufen, nebst seinen Anhängern gefangen genommen, und in den Tower nach London geschickt. Man verhörte ihn und seine Freunde gerichtlich, erklärte sie des Hochverraths schuldig, und verurtheilte sie zum Tode. Indessen war es bis jetzt nur höchst wahrscheinlich, was gegen den Grafen als Hochverräther und Aufrührer sprach; gestanden hatte er diese Verbrechen noch nicht. Da aber seinen Feinden um sein Geständniß viel zu sehr zu thun war, als daß sie nicht alles hätten anwenden sollen, ein solches herauszupressen, um sowohl die Königin als das Volk zu überzeugen, daß ihm durch die Zuerkennung der Todesstrafe nicht zu viel geschehe, so bedienten sie sich der List, da Gewalt nichts über Essex vermochte. Er sagte mehr, als man verlangte, schonte weder sich selbst, noch seine Freunde, und so blieb es bey dem einmal gefällten Urtheil.

Mehrere Schriftsteller sind der Meynung und gestehen solches ziemlich freymüthig, daß Elisabeth und Essex in einem Verhältniß gestanden seyen, das mehr als das einer Königin und eines Staatsdieners gewesen wäre. Unter dem Günstling, der er in der That in hohem Grade war, dachte man sich einen Liebhaber, dessen körperliche Vollkommenheiten so viel als seine geistigen über seine Gebieterin vermochten, die am Ende doch auch nur — ein Weib war, mit Leidenschaften und Schwachheiten begabt, wie jede an-

dere. Diesem Gefühl für den Verurtheilten schrieb man es zu, daß sie es immer und immer aufschob, das von den Pairs des Reichs gefällte Todesurtheil zu unterzeichnen. Oft setzte sie die Feder an und immer legte sie solche wieder weg, bis sie sich endlich überzeugte, sie könne um ihrer eigenen Sicherheit willen nicht anders handeln, worauf sie mit Thränen ihren Namen schrieb. Ja nachdem dieses schon geschehen und alles zur Hinrichtung bereit war, ließ sie sagen, daß man mit derselben inne halten möchte, weil sie immer hoffte, Essex würde sich denn doch noch dazu bequemen, sie um Gnade und um sein Leben zu bitten. Sie erwartete dieses um so zuversichtlicher, als sie — nach dem Bericht mehrerer Schriftsteller — ihm einst einen Ring verehrte und dabey sagte: sie werde ihm jedes Verbrechen verzeihen, das er gegen sie begehen könnte, wenn er sie durch Zurücksendung dieses Ringes an ihre jetzige Zusage erinnere. Zwar habe Essex denselben wirklich der Gräfin Notingham gegeben, um ihn der Königin zu behändigen, aber der Gemahl der Gräfin, einer der heftigsten Feinde des Grafen Essex, habe es gehindert, wodurch sein Tod ganz allein befördert worden sey.

Essex starb am 1. März des Jahrs 1601, und war nur vier und dreyßig Jahre alt. Er wurde, wie er sich ausgebeten hatte, nicht öffentlich, sondern im Gefängniß durch das Beil hingerichtet und blieb standhaft bis zum Ende. Er war ein Mann von vielem Verstande, nicht ohne Wissenschaften, gebildeter

Weltmann, thätig und tapfer, patriotisch und religids gesinnt. Wäre er mäßigern Temperaments gewesen, hätte er auf die Gnade der Königin nicht zu sehr vertraut, hätte er andere mit mehr Schonung und weniger wegwerfend behandelt, hätte er sich im Glück bescheidener, und im Unglück vorsichtiger benommen, er hätte dann schwerlich den Weg zum Blutgerüste gehen dürfen.

XXIII.

Herrmann, Graf v. L'Estocq,

russisch kaiserlicher Geheimerrath.

Auch L'Estocq war einer von den Spielbällen des Glückes, deren man in der Geschichte Rußlands so viele, und mehr als in jeder anderen findet. Er war der Sohn eines deutschen Feldscherers und am 29. April des Jahrs 1692 im Hanndverschen gebohren, lernte die Profession seines Vaters, war aber zu feurig und zu — leichtsinnig, um in den Schranken häuslicher Zucht auszuhalten. Er entlief aus dem väterlichen Hause, gieng nach Rußland, fand Gönner am Hofe Peters des Großen, und ward vorerst als Bedienter angestellt. Indessen machte er allerley leichtsinnige Streiche und Ränke, so daß der erzürnte Peter — weil gütliche Warnungen nicht fruchten wollten und immer wieder neue Klagen über ihn einliefen, ihn nach Astrakan schickte. Hier mußte er von 1718 bis 1725 elend und kümmerlich leben, erst Katharina I. schenkte ihm nach ihrer Thronbesteigung die Freyheit und gab ihm die Erlaubniß, wieder nach Petersburg zurück zu kom-

men, wo er sich mit chirurgischen Dienstleistungen sein Brod erwarb und selbst nach Hofe gerufen ward, wo man von seiner Geschicklichkeit gehört hatte. Das Glück begünstigte ihn so sehr, daß ihn die Prinzessin Elisabeth, Peters einzige nachgelassene Tochter, zu ihrem Leibchirurgen annahm und ihm nach und nach immer mehr Vertrauen schenkte, wofür er ihr mit seltener Dankbarkeit zugethan war. Wäre es nur von L'Estocq abgehangen, so hätte sich Elisabeth schon nach Peters II. Tod auf den russischen Thron geschwungen, aber sie folgte dem Rath, den er ihr damals gab, nicht, war zu unentschlossen, um etwas zu wagen und so ward Anna Iwanowna, verwittibte Herzogin von Kurland und Tochter des Czaars Iwan, zwey Stunden nach Peters Abscheiden aus der Welt, Kaiserin.

Was sich nach Annens Tode rücksichtlich der Regierung ereignete, wollen wir hier nicht wiederholen, da alles nöthige in den Nachrichten über Biron, Herzog von Kurland, (N. XIII.) vorgekommen ist, und wir nehmen den Faden der Erzählung nur da wieder auf, wo Elisabeth und L'Estocq handelnd erscheinen, denn ob Biron, wie man ihn beschuldigte, schon darauf umgegangen sey, den jungen Kaiser Iwan zu stürzen und Elisabeth auf den Thron zu heben, das ist eine Sache, die noch in großes Dunkel gehüllt ist und eher zu bezweifeln, als zu bejahen. Die Wünsche zweyer in Intriguen lebend und webender Männer, L'Estocqs und des französischen Gesandten Chetar-

die, stimmten in dieser Angelegenheit zusammen. Jener, theils aus Dankbarkeit, theils um sich selbst höher zu schwingen, dieser um seinem Hofe bey dem russischen denjenigen Einfluß zu verschaffen, den bis jetzt der österreichische und englische gehabt hatten, leiteten das gefährliche Spiel einer Thronrevolution. Chetardie streckte der Prinzessin vierzigtausend Dukaten vor, die sie selbst nicht hatte, aber zu dieser Unternehmung brauchte, und L'Estocq verwendete sie, so gut er konnte; Elisabeth selber war zu furchtsam, um zu handeln, und so hätte die Sache sehr leicht mißlingen können, denn L'Estocq, so thätig und klug er die Sache betrieb, schien doch nicht durchdringen zu können. Es vergieng eine lange Zeit, ehe es ihm nur gelang, ohngefähr dreyßig gemeine Soldaten zu seinen Absichten zu stimmen; die Officiere weigerten sich der Mitwirkung und den Großen des Civilstandes durfte er nicht trauen. Jeder Schritt, den er that, war daher lebensgefährlich.

Wäre die Mutter des jungen Kaisers nicht zu sorglos gewesen, hätte sie den vielen Warnungen Gehör gegeben, die an sie ergiengen, hätte sie dem Rath gefolgt, L'Estocq gefangen nehmen zu lassen, der die einzige Triebfeder des ihr so nachtheiligen Planes war, die Sache würde eine ganz andere Wendung genommen haben; aber sie schien es nicht zu glauben, daß sie in Gefahr schwebe und so überraschte sie dieselbe, ehe sie sichs versah. Sie ließ sich von Elisabeth auf die unbegreiflichste Art täuschen; denn als sie ein von Brüs-

sel datirtes Schreiben erhalten hatte, worinn mit deutlichen Worten stand, daß ihr der Sturz bevorstehe und zugleich die Personen namentlich bezeichnet waren, welche ihren Fall zu bewirken strebten, so theilte sie es der Prinzessin mit. Diese, die doch von allem wußte, that, als wisse sie von nichts, veränderte keinen ihrer Gesichtszüge und nutzte augenblicklich einen Umstand zu ihrem großen Vortheil. Es war nemlich in dem Brief die Rede von heimlichen Zusammenkünften L'Estocqs und Chetardie's in des letztern Pallast. Da aber Elisabeth bestimmt wußte, daß sie da nie zusammen gekommen waren, denn es geschah immer an einem dritten unverdächtigen Orte, so widersprach sie es geradezu als eine Lüge und diesem zufolge die ganze Nachricht, die sie für Verläumdung feindselig gesinnter Menschen, die nur darauf dächten, sie unglücklich zu machen, erklärte. Ja sie war sogar so verwegen, der Regentin anzubieten, L'Estoquen in Verhaft nehmen zu lassen, wo sich dann die Unwahrheit aller dieser Vorgaben deutlich offenbaren werde. Hiedurch war die Regentin vollends sicher gemacht, so daß sie eine neue Warnung des österreichischen Gesandten, Marchese Botta, der sie um Gotteswillen bat, sich selbst, den Kaiser und ihren Gemahl zu retten, „indem sie an einem offenen Abgrund stehe" — leichtsinnig in den Wind schlug.

L'Estocq erfuhr von Elisabeth, was vorgefallen war, sah sich folglich entdeckt und machte seiner Gebieterin begreiflich, daß nun keine Zeit mehr sey, länger zu warten, sondern daß man rasch vorwärts schrei-

ten müsse; aber sie war nicht zu bewegen, denn Furcht hatte ihr ganzes Herz umfangen. Am folgenden Morgen überreichte ihr L'Estocq ein Kartenblatt, auf dessen eine Seite er sie mit der Kaiserkrone, auf der andern aber im Nonnenschleyer, mit Galgen und Rädern umgeben, gezeichnet hatte. „Es kommt auf diesen Augenblick und Ihre Wahl an“ — sagte er — „entweder „den Thron zu besteigen, oder sich in ein Kloster sperren „und ihre Getreuen eines martervollen Todes sterben zu „lassen.“ Nun ergab sie sich und versprach, seiner Leitung zu folgen. In derselben Nacht ward Iwan entthront und Elisabeth Kaiserin. Sie hatte Ursache, die Opfer nicht zu vergessen, die ihr L'Estocq brachte und hoffte nun erst seines Raths sich recht bedienen zu können, aber der Günstling war anderer Meynung. Er wußte, welch ein gebrechliches Ding es um die Gunst der Großen sey, wie leicht man heute hoch stehe und morgen in den Abgrund stürze, daher bat er die Kaiserin, ihm die Belohnung, die sie ihm etwa für seine treue Dienste zugedacht habe, nicht in Würden und Ehrenstellen, sondern in einer Summe Geldes zu gewähren, ihm dann zu erlauben, Rußland zu verlassen und in sein Vaterland zurückzugehen, indem er voraus zu sehen glaube, daß er in höhern Posten von einer Menge Feinden umgeben seyn werde, die nicht ruhen würden, bis er gestürzt und nach Sibirien verwiesen wäre. Elisabeth versicherte ihm, daß er so etwas nie zu besorgen haben solle, und daß sie in ihrem ganzen Leben nicht vergessen werde, was er für sie gethan habe; nie werde sie einer Angabe gegen ihn Glauben beymessen,

das könne er sich überzeugt halten. Diese Zusage wirkte und L'Estocq nahm es mit Dank an, als ihn die Kaiserin nicht nur zum ersten Leibarzt und Direktor der medizinischen Kanzley mit einem Gehalt von siebentausend Rubeln, sondern auch überdieß zum geheimen Rath ernannte.

Anfangs beschäftigte er sich mit nichts, als mit Gegenständen des Medicinalwesens, aber bald ließ er sich verleiten, weiter zu gehen und sich in alle wichtigen Staatsangelegenheiten zu mischen. So hintertrieb er im Jahr 1743 die Wahl des Kronprinzen Friedrichs von Dänemark zum Thronfolger von Schweden, und vermittelte im nemlichen Jahre den Frieden zwischen Rußland und Schweden. Durch ihn gieng die Unterhandlung zwischen der Kaiserin und dem Könige von Preußen wegen der Reise des Prinzen Peter von Holstein, dessen Vermählung, und der Vermählung des Kronprinzen von Schweden. Er war es, der den Grafen Bestuschef zum Reichs-Vicekanzler vorschlug, obgleich Elisabeth dazu wenig Lust hatte, indem sie wohl einsah, daß sie sich nicht gut miteinander stehen würden, auch sagte sie L'Estocquen freymüthig: er würde sich eine Ruthe auf den Hals binden, und wirklich hatte sie recht. Bestuschef war unzufrieden, daß der Leibarzt sich mit Staatssachen beschäftige, beneidete ihn um das Vertrauen der Kaiserin und vollends da er sah, daß L'Estocq die preussische und französische Parthey unterstütze und immer abrieth, Truppen gegen Frankreich nach Deutschland

zu schicken, so gedachte er nicht mehr daran, was der Mann für ihn gethan hatte, und vereinigte sich mit dem Grafen Apraxin, ihn zu stürzen, wozu sein Umgang mit den Gesandten von Schweden und Preussen (denn mit Frankreich war das gute Vernehmen am russischen Hofe bald gestört) erwünschten Anlaß gab. Bestuschef ließ ihm auflauern und L'Estocq hierüber erbittert, wagte es, einen dieser Spionen einstecken zu lassen, zeigte es aber selbst der Kaiserin an und bat sie, diesen Menschen scharf befragen zu lassen, wer ihn zum Aufpasser bestellt habe. Elisabeth versprach ihm das und zwar mit dem Beysatze: »sie kenne seine Treue und Ergebenheit gegen ihre Person zu sehr, als daß er jemals eine Veränderung ihrer guten Meynung befürchten dürfe; sie werde niemals jemand glauben, die Schlimmes von ihm reden und ihn gegen jeden Zuträger, wer es auch seyn möge, stets in ihren Schutz nehmen, er sollte daher ganz ruhig seyn.«

Zum Unglück für L'Estocq hörte diese Versicherung der Kaiserin jemand mit an, der es mit Bestuschef hielt und hinterbrachte es diesem augenblicklich. So konnte dieser schnell seine Maßregeln nehmen, dessen er sich auch nicht säumte. Er ließ durch Apraxin den nichts Schlimmes ahnenden L'Estocq bey der Kaiserin verläumden, und es gelang ihm dergestalt, daß sie, uneingedenk ihres Versprechens, schon nach einigen Tagen ihm ihre Ungnade auffallend empfinden ließ. Er kam am 13. November 1748 mit seiner Gemahlin in der Frühe aus der Kirche, da erschien der nemliche Apra-

xin und nahm sie beyde auf Befehl der Monarchin gefangen; am 17. brachte man beyde auf die Festung und jedes in ein besonderes Gefängniß. Es wurde eine eigene Untersuchungs-Kommission niedergesetzt, bey welcher der Feind und Verläumder L'Estocqs, der Graf Apraxin, präsidirte, Bestuschef aber führte die Zügel hinter dem Schirme. Man bemächtigte sich der Papiere des Gefangenen, fand aber darin nicht, was man suchte, und that doch, als hätte man schon die unumstößlichsten Beweise seiner Verbrechen in Händen. Man zeigte den Höfen zu Wien, London und Copenhagen seine Verhaftung mit der Aeusserung an: daß man dadurch gefährliche Anschläge entdeckt, die er um die Kaiserin und diese Höfe zu trennen geschmiedet habe. Unter andern Verbrechen, deren man ihn beschuldigte, waren auch folgende. 1) „Er hatte sich ohnmöglich ein Vermögen von dreymal hunderttausend Rubeln *) in so wenigen Jahren erwerben können, wenn er nicht von fremden Höfen bestochen worden wäre.“ Hierüber fehlten alle Beweise, vielmehr konnte er darthun, daß er ohne Vorwissen und Bewilligung der Kaiserin von keinem einzigen Hofe das geringste angenommen habe. 2) „Er habe die Kaiserin vom Throne stoßen und den Großfürsten Peter auf denselben erheben wollen.“ Auch diese Beschuldigung wußte L'Estocq als gänzlich

---

*) So hoch gaben es seine Feinde an, aber die Richtigkeit ihrer Angaben ward mit nichts dargethan. Vielleicht glaubten sie es selbst nicht, aber — es sollte Lärmen machen.

unwahr darzustellen. Der Kommissionsbericht konnte also nicht anders, als sehr allgemein lauten und gieng dahin: „Er habe durch unerlaubten Briefwechsel und ausserhalb Landes unterhaltene Verbindungen seinen Eid gebrochen, sich in Dinge gemischt wovon die Folgen dem Reich hätten sehr gefährlich werden können, habe das gute Vernehmen mit denjenigen Mächten, welche natürliche Freunde und Bundesgenossen Rußlands gewesen, zu stören gesucht und dadurch den Tod verdient.“ Nun hatte aber Elisabeth längst ein Gelübde gethan, niemals ein Todesurtheil zu genehmigen und sie verwandelte es in eine lebenslängliche Verweisung, aber selbst diese Sentenz vollstrecken zu lassen, kam ihr schwer an, denn sie zauderte damit über vier Jahre, vom 17. November 1748 bis zum 13. April 1753 und erst jetzt wurde sie von L'Estocqs Feinden überredet, ihn nach Ustjug Weliki, im Gouvernement Archangel bringen zu lassen; seiner Gemahlin aber wurde freygestellt, ob sie ihn begleiten wolle oder nicht, da sie dann das erstere wählte. In dieser Stadt blieben die Beyden bis zu Elisabeths Tod, die von den Feinden der Verwiesenen dergestalt eingenommen war, daß sie nie daran denken konnte, das Schicksal derselben zu erleichtern. L'Estocqs Vermögen, größtentheils in Häusern, Silbergeschirr und Edelsteinen bestehend, wurde eingezogen und der Graf Apraxin, der den Unglücklichen in diese traurige Lage gebracht hatte, erhielt zur Belohnung desselben schönes Haus in Petersburg mit allen Mobilien; andere theilten sich in die übrigen Kostbarkeiten.

Elisabeth starb am 25. Dezember 1761 und Peter II. setzte den Grafen L'Estocq und seine Gemahlin in Freyheit, gab ihnen tausend Rubeln zu ihren Reisekosten und bestätigte ihn in der Würde eines geheimen Rathes. Von seinem ehemaligen Eigenthum erhielt er einen Theil des Silbergeschirrs und Porcellans wieder zurück, von der baar vorgefundenen Geldsumme aber, die sich auf vierzigtausend Rubel belief, nur eilftausend und einige hundert. Büsching *) erzählt, die sogenannte Konfiskations-Kanzley habe den Rest auf eine gar wunderliche Weise berechnet und will, daß es der Nachwelt aufbehalten werde, zum Beweise, wie es ehemals in Rußland zugegangen sey. So z. B. sollte dieser Rest nicht nur zum Unterhalt des Grafen und seiner Gemahlin, denen man doch nur täglich drey Rubel anwies **), sondern auch zur Verbesserung seiner Häuser, die doch seine Feinde in Besitz genommen hatten, und endlich allein achthundert Rubeln für Federn, Dinte und Papier zu Führung der Rechnung verwendet worden seyn. Die Kaiserin Katharina II. entschädigte zuletzt den Grafen durch eine Pension von siebentausend Rubel und dreyßig Hacken Landes in Liefland.

Im Jahre 1762 kam L'Estocq aus seinem Verbannungsorte nach Petersburg zurück. Ohngeachtet

---

*) Magazin für die neue Historie und Geographie II. S. 439.

**) Diese drey Rubel bekamen sie nicht einmal in die Hand, sondern der Offizier, der sie bewachte, berechnete sie nach eigenem Gefallen.

ihn Steinschmerzen, woran er schon geraume Zeit gelitten hatte, sehr empfindlich marterten, war er doch, wenn diese ihm nur ein wenig Ruhe ließen, frey, heiter und lebhaft im Umgange, und sprach scherzhaft über Gegenstände der Unterhaltung. Am 12. Jänner 1767 starb er und gieng dem Tode mit christlichem Sinne entgegen, überzeugt, daß er nicht als Verbrecher, sondern unschuldig und blos als Gegenstand der Rache seiner Feinde gelitten habe. In der That mag auch wohl das sein grösstes Verbrechen gewesen seyn, daß er den Grafen Bestuschef im Wege stand, und der österreichischen Parthey so viel er vermochte den Weg zum Herzen der Kaiserin versperrte.

XXIV.

Robert, Graf v. Saint-Germain, *)

französischer Kriegsminister.

Als Krieger groß und glücklich, als Staatsmann klein und unglücklich, war der Graf Robert v. Saint-Germain, der aus einer alt-adelichen Familie zu Lous la Saunier in der Franche Comte' stammte, und im Jahre 1708 gebohren wurde. Da seine Eltern mehr zur Klasse der armen als zur Klasse der Wohlhabenden gezählt werden konnten, so beschlossen sie, ihn dem geistlichen Stande zu weihen. Er studierte daher bey den Jesuiten und hatte sogar schon das Kleid ihres Ordens angezogen, aber bald reute es ihn, und als Jüngling von siebenzehn Jahren entfloh er aus dem Kollegium und nahm Dienste unter einem französischen Dragonerregimente. Auch sein Vater befand sich im Militairstande und kommandirte ein Bataillon der Mi-

*) Meiners und Spittler, „Göttingisches historisches Magazin, 5r Band S. 653 ff. (Hannover 1789).

liz der Franche = Comte', daher es dem Sohne gelang, frühzeitig unter eben diesem Bataillon eine Lieutenants= Stelle zu erhalten. Ein unglückliches Duell, in welchem er seinen Gegner tödtete nöthigte ihn im Jahre 1734 nach Deutschland zu entfliehen und durch Empfehlung des französischen Gesandten zu Mannheim erhielt er eine Stelle bey den pfälzischen Truppen, ein Jahr später aber trat er in kaiserliche Dienste. In dem schon 1733 am Oberrhein ausgebrochenen Kriege war er so glücklich, mit dem Prinzen Eugen von Savoyen bekannt zu werden, der — seinen Geist und seine Brauchbarkeit ahnend — ihn hervorzog, ihm eine Kompagnie in seinem eigenen Regimente gab und ihn zum Freund und Führer seines Neffen ernannte.

Nach Kaiser Karls VI. Tod im Jahre 1740 wurde St. Germain Dragoner = Major, aber jetzt trat der Fall ein, daß er gegen Frankreich, sein Vaterland, hätte fechten sollen, das aber wollte er nicht und nahm baier'sche Dienste, als kommandirender Oberster bey dem Regiment Hohenheim, das er bald darauf eigen erhielt. Als solcher zeichnete er sich bey jeder Gelegenheit ehrenvoll aus, stieg zum General = Major, zum Feldmarschall = Lieutenant, und endlich zum General der Reuterey. Als aber 1745 der Friede zu Füssen von dem Nachfolger Karls VII. in der Kurwürde geschlossen ward, und es nun dem Grafen unter der baier'schen Armee zu ruhig war, wollte er preußische Dienste nehmen. Friedrich II., der ihn schon durch den Ruf von seinen Verdiensten kannte, nahm ihn mit

Freuden auf, bewilligte ihm alles was er verlangte und es schien, es bedürfe nichts weiter, als den blauen Rock anzuziehen, als eine einzige Unterredung mit dem alten Fürsten von Dessau plötzlich alles änderte. Der Fürst erzählte nemlich dem Grafen, wie man die preußischen Soldaten im Kommando halte, nemlich durch Spießruthen und Prügel. Dafür entsetzte sich dieser *), entfloh heimlich und wählte die französischen Dienste, weßhalb er mit dem Marschall von Sachsen unterhandelte. Da man ihm die vorgeschlagenen Bedingungen gewährte, nemlich: 1) ein deutsches Infanterie-Regiment von zwey Bataillons zu errichten, 2) die Zusage, bey erster Gelegenheit Lieutenant-General zu werden, 3) hinlänglichen Gehalt in Geld, um gut leben zu können, so war der Handel richtig. Das versprach man ihm zwar im Jahre 1746, aber man hielt ihm nicht bestimmt Wort, denn die erste Gelegenheit zur Promotion ergab sich unter dem 1. Jänner 1748, aber erst bey der zweyten, im Mai desselben Jahrs, wurde er hervorgezogen, obwohl er schon lieber gleich Anfangs General-Lieutenant geworden wäre. Das konnte er aber schlechterdings nicht durchsetzen, denn der Kriegsminister Marquis von d'Argenson äusserte: „Man müsse sich nicht gleich bey dem Eintritt in den Dienst eine Menge Feinde auf den Hals laden.“ Wenn das-

*) Und doch wollte er, wie wir später hören werden, die Stockprügel selbst bey der französischen Armee einführen, wo sie nie üblich gewesen waren.

her St. Germain in der Folge durch das Kommando unwissender Vorgesetzten zu Fehlern genöthigt ward, so sagte er gewöhnlich: „Der Marquis d'Argenson hat mich todtgeschlagen.“ — Zwar konnte er in drey Feldzügen von 1746, 1747 und 1748 sich nicht sehr bedeutend auszeichnen, demohngeachtet war man mit dem, was er that, äusserst zufrieden, rühmte es laut und gab es ihm durch schnell auf einander folgende Beförderungen zu erkennen.

Im Jahre 1756 brach der siebenjährige preußisch-österreichische Krieg aus, und St. Germain zog als General-Lieutenant mit den vier und zwanzigtausend Mann französischer Hilfstruppen aus; das Oberkommando hatte der Prinz von Soubise, von dem sich aber der Graf immer mehr entfernte, statt daß er sich ihm nähern und die Operationen mit ihm hätte verabreden sollen. Er prophezeihte es voraus, daß die Sachen schief gehen würden und so geschah es auch. An der Schlacht bey Roßbach hatte St. Germain keinen Theil, sondern deckte blos den Rückzug mit einem besondern Korps, womit er die geschlagenen Trümmer der Armee noch rettete. Im Jahre 1758 kam er zur großen französischen Armee, die jetzt statt Richelieus der Graf von Clermont anführte, und stand mit einem abgesonderten Korps im Bremischen. Schon war er von der Hauptarmee ganz abgeschnitten und doch gelang es ihm, mit den Seinigen sich ins Osnabrückische herauszuziehen. Der Graf von Clermont war übrigens St. Germains Freund ganz und gar nicht,

denn dieser letzte widersprach jenem nicht nur oft genug, das den Obergeneral natürlich verdroß, sondern beleidigte ihn bey jeder Gelegenheit durch die bittersten Witzeleyen, die gewöhnlich tief einzuschneiden pflegen.

Am 23. Junius 1758 verloren die Franzosen die Schlacht von Crevelbt gegen den Herzog Ferdinand von Braunschweig. Wäre es nur an St. Germain gelegen gewesen, sie hätten sie nicht verloren; aber er, der muthig und besonnen focht, wurde nicht zu rechter Zeit unterstützt. Er mußte weichen, weil der ihn angreifende Feind sechs bis siebenmal stärker war. Die Fehler, die die Obergenerale begangen hatten, wurden wohlweislich verschwiegen, und des Grafen Verdienste zu erwähnen, hielt man nicht für nothwendig, worüber er sich freylich mit Recht beschwerte, da er und seine Truppen sich heldenmüthig gehalten hatten. Eben so, wie mit Clermont, stand sich St. Germain auch mit dem Herzog von Broglio, der nach Abberufung Conbades das Kommando erhielt, nicht gut. Er beneidete diesen um den Marschallsstab und war ihm jetzt in eben dem Grade entgegen, als er früher für ihn gewesen war. Er gieng sogar im Jahre 1760 nach Hof und erklärte rund: er werde unter Broglio nicht mehr dienen, auch unter dem Prinzen von Conde wollte er nicht stehen, denn er sagte: „Junge Prinzen hören gemeiniglich lieber die Rathschläge der Schmeichler und Augendiener, als die eines erfahrnen Mannes, der aber die Geschmeidigkeit der Hofschranzen nicht besitzt. Geht es gut, so erhält der

Prinz Lob und Belohnung, statt daß der Rathgeber sie erhalten sollte, und geht es schlimm, so trägt der letztere die Schuld, und wenn er auch ganz unschuldig wäre. Ich mag militärisches Glück und Ehre nicht gern so auf das Spiel setzen". Der Marschall von Belleisla machte ihm die gründlichsten Gegenvorstellungen, der Minister versprach ihm nach der nächsten glücklichen Begebenheit sogar den Marschallsstab, auch der König gab ihm die süssesten Worte, aber umsonst, er war schlechterdings nicht zu bewegen. Damit machte er freylich nichts gut. Da man aber bey der Niederrheinischen Armee einen guten General durchaus nothwendig hatte, so war man genöthigt, den Grafen von St. Germain als solchen anzustellen.

Der Kriegsminister that alles, was der Graf verlangte, theils weil dieser sonst die Stelle ausgeschlagen hätte und theils, weil sich ihm hier eine erwünschte Gelegenheit darbot, den Marschall von Broglio zu kränken, der seine Gunst nicht besaß. Zwischen beyden Feldherren herrschte nun eine Spannung, die aufs äusserste gieng und obwohl Broglio sich sehr gemäßigt betrug und St. Germain immer höflich und anständig begegnete, so war doch dieser barsch bis zur Frechheit. Was ihm unangenehmes zustieß, mußte von Broglio herkommen, wenn auch dieser noch so unschuldig daran war, bis endlich der Marschall auch aufgährte und beyde in einen Wortwechsel geriethen, daß der Graf plötzlich nach Aachen reißte *), an

*) Daher hat Archenholz vollkommen Recht, wenn er in

den Hof und seine Freunde aber schrieb: „man habe ihn von der Armee weggejagt.“ Die Sache machte Aufsehen bey Hof und bey der Armee. Man mißte den Grafen ungerne, weil man seine Feldherrntalente zu gut kannte, und sie gar zu gerne genützt hätte, daher gab ihm der Kriegsminister die besten Worte, um nur alles wieder in den vorigen Stand zu setzen. Er sandte sogar den zweyten Minister seines Departements, von Cremille, persönlich nach Aachen, und ließ dem Grafen alle nur mögliche Satisfaktion versprechen. Alles schien gut zu gehen, als auf einmal eine Gegenpartey aufstand, an deren Spitze sich die berühmte Madame Pompadour befand, die beyde — den Marschall und den Grafen — haßte und beyde zu Grunde zu richten beschlossen hatte. Sie zwang den Kriegsminister, nichts von alle dem zu erfüllen, was Cremille den Grafen St. Germain aus Auftrag versprochen hatte. Zu gleicher Zeit giengen Briefe ohne Unterschrift nach Aachen ab, um St. Germain zu warnen, dem Kriegsminister nicht zu trauen, der es nicht gut mit ihm meyne und ihn nach Frankreich zu locken trachte, um ihn dort gefangen setzen zu lassen. St. Germain glaubte diese Verläumdungen, hielt sich in Aachen nicht mehr sicher und floh am Ende des Jahrs

---

der „Geschichte des siebenjährigen Krieges, die Insubordination bey der französischen Armee mit so starkem Pinsel schildert und sagt: man habe sich Dinge erlaubt, die bey jeder andern ein todeswürdiges Verbrechen gewesen wäre.

1760 nach Holland, von wo aus er Verbindungen mit Dänemark anzuknüpfen suchte, wo man ihm bereits Dienste angeboten hatte. Wirklich wurde er dänischer Kriegsminister und Feldmarschall. In Frankreich that man, als wolle man ihm den Abschied erschweren, es war aber kein Ernst, denn da die Kabale der Pompadour ihren Zweck erreicht hatte, so mußte jedermann es zufrieden seyn.

In Dänemark wünschte man sich Glück, den Grafen St. Germain erobert zu haben, um so mehr, als eben zwischen diesem Reich und Rußland ein Krieg auszubrechen drohte, der aber durch Peters III. unvermutheten Tod unterblieb. Er nahm nun mit der sehr in Verfall gerathenen dänischen Armee eine ganz neue Organisation vor, aber freylich — zu hastig, da er weder das Land, noch die Sprache, noch die Armee kannte; daher wurde die Verfassung der letztern nicht nur nicht besser, sondern im Gegentheil sogar schlechter, weil der Graf Einrichtungen machte, die für dieses Militair nicht einmal paßten. Darum sank aber auch sein Kredit schneller, als man dachte, besonders nach Friedrichs V. Tod unter seinem Nachfolger, Christian VII. St. Germain sah das peinliche seiner Lage, begehrte 1768 seine Entlassung und erhielt sie mit einer Pension von siebentausend Thalern auf seine ganze Lebenszeit, mit der Erlaubniß, in andere Dienste zu treten. Drey Jahre später rief ihn der Minister von Struensee wieder zurück. Da aber dieser schon 1772 fiel, so hielt es der Graf, der ohnehin übrig schien,

für gerathener, abermals um Entlassung zu bitten, und sich statt der Pension mit einer bestimmten Geldsumme abfinden zu lassen. Diese und sein Erspartes machten zusammen hunderttausend Thaler aus, die er einem hamburgischen Kaufmann auf Zinsen lieh, und in Ober-Elsaß sich ein kleines Haus kaufte, wo er als Philosoph zu leben beschloß. Er hatte was er brauchte, behielt noch so viel übrig, um Wohlthaten ausüben zu können und war mit seinem Loos völlig zufrieden. Auf einmal machte ihn der Banquerot seines hamburgischen Schuldners so arm, daß er nun gar nichts mehr hatte; aber er ertrug sein Unglück mit so großer Standhaftigkeit, daß alle ihn bewunderten, die ihn kannten. Ausserdem verdient hier der Edelmuth der Officiere der deutschen Regimenter in französischen Diensten das gröste Lob, denn kaum hatten sie von dem Unglück gehört, so machten sie Anstalt, unter sich so viel zu sammeln, daß dem Grafen eine Pension von sechszehntausend Franken ausgemittelt werden konnte, wovon nach seinem Tode die Hälfte auf seine Wittwe übergehen sollte. Jedermann gab dieser edelmüthigen Entschließung lauten Beyfall, nur das Ministerium verbot die Ausführung. Selbst jetzt noch wollten es die Officiere wagen, aber der König trat ins Mittel, bestimmte dem Grafen eine Pension von zehntausend Livres, und so machte dieser von dem edelmüthigen Anerbieten der Offiziere keinen Gebrauch.

St. Germain war jetzt bereits acht und sechszig Jahre alt und wünschte sich nichts mehr, als — Ruhe.

„Ich hatte“ — sagt er selbst in seinen Memoiren *) „Glück und Unglück in solchem Maaß erfahren, daß jedes Gefühl von Ehrgeitz in mir erstorben war“. — Dem Jüngling und dem Manne hatte (wie es in dem Aufsatz im oben allegirten Magazin heißt,) das Glück seine Wünsche und seinen Ehrgeitz befriedigt und ihn schnell zu den ersten militärischen Stellen erhoben; den Mann von Jahren stürtzte das Schicksal ins Elend, aber sein Unglück und die Art, wie er es ertrug, verschafften ihm den Namen eines Weisen und er erwarb sich dadurch die Achtung vieler Menschen, die, ohne ihn zu kennen, seine eifrigsten Anhänger wurden.“ — In der Einsamkeit schrieb er nun seine Memoires von Verbesserung und Vervollkommnung des französischen Militairs.“ Dieser Schrift erinnerte sich nach dem Tode des Marschalls Du Muy, der Finanzminister Türgot sprach darüber mit dem Principalminister, Grafen von Maurepos, und St. Germain wurde ohne sein mindestes Zuthun Kriegsminister. „Also denkt doch der Hof noch an mich?“ sagte der Greis, als er die Nachricht von seiner Erhebung auf diesen wichtigen Posten vernahm, und reiste auf der Stelle nach Fontainebleau, wo damals sich der Hof eben aufhielt. Der König hieng ihm selbst das Ludwigs-Kreutz um, nannte ihn als dänischen Feldmarschall und Ritter des Elephantenordens Mon-

---

*) Sie sind nach seinem Tode mit und ohne Kommentar erschienen, und zwar Amsterdam 1779 in 8.; London 1780 gr. 8. und ebendaselbst 1781 in 12. zwey Bände.

sieur le maréchal« gab ihm hunderttausend Thaler zur Einrichtung seines Hauses und eine Wohnung im Arsenal.

Jedermann erstaunte über St. Germains unerwartete Beförderung und jedermann prophezeihte sich ausgezeichnete Dinge von seinem Ministerium. Selbst Friedrich der Große, der doch Verdienste gewiß richtig zu schätzen verstand, erwartete vieles *) und — betrog sich doch, wie sich andere betrogen hatten. Er machte Fehler über Fehler und durch diese Mißgriffe sogar Unglückliche, denen er nicht einmal ihr hartes Schicksal zu erleichtern im Stande war. Er schaffte z. B. die auf die Desertion gesetzte Todesstrafe ab und verwandelte sie in die Verbannung zur Galeere, aber er vergaß, gewisse Einrichtungen in den Gränzplätzen zu treffen, die doch durchaus nothwendig gewesen wären, wenn ein Nutzen für das Allgemeine herausfallen sollte. Er hob einen Theil der Kavallerie de la maison du Roi auf und bedachte nicht, daß nun eine nicht unbedeutende Zahl

---

*) Er schrieb an Voltaire: „An der Gunstbezeugung, „die der König dem Hrn. von St. Germain erzeigt hat, „habe ich wahren Antheil genommen. Dieser brave Of„ficier ist mir schon seit langer Zeit bekannt und wird „sich der Stelle, die ihm anvertraut worden ist, nicht „unwürdig machen. Er hat alle Eigenschaften, die zur „Verwaltung derselben nöthig sind, und einen lobenswür„digen Eifer für das öffentliche Beste, der ihn allen] recht„lichen Leuten empfehlen muß.“ (Im 107ten Brief an Voltaire vom 4 Dec. 1775.)

junger Adelicher auſſer Brod geſetzt werde. Er machte ſeine Plane nicht ſelten zu früh bekannt und gab dadurch Gelegenheit, daß Andere Gegenplane machen konnten, ſein Werk entweder zu zerſtören, oder doch in eine Lage zu ſetzen, daß ſeine Abſicht nothwendig mißlingen mußte. Obwohl er vieles von Oekonomie und Vereinfachung der militäriſchen Maſchine ſprach, ſo ſah man doch täglich unnütze Ausgaben machen und die Räder dieſer Maſchine vervielfältigen. Je mehr man alſo von ſeinen Reformen erwartete, deſto weniger Früchte ſah man von denſelben, ſo daß ſelbſt die perſönliche Achtung gegen ihn ſichtbar nachließ. Selbſt ſeine ehemaligen Freunde, erſtaunt über die Fehler, die ein Mann, von dem man ſo Vieles erwartet hatte, machte, fiengen an den Kopf zu ſchütteln, und zurück zu treten, damit ſie nicht mit ihm in Eine Grube fallen möchten, weil ſie fürchteten, man könnte ſie im Verdacht haben, zur Ausführung ſeiner unüberdachten Entſchlüſſe mitgewirkt zu haben.

Die Militärſchule war durch den Intendanten du Pont zur ſchönſten Vollkommenheit gebracht, St. Germain wollte die Anſtalt noch beſſer machen und — verdarb ſie nicht nur, ſondern ſein Werk koſtete übrigens noch um vieles mehr, als das beſſere. Er kam auf den unglücklichen Einfall die Stockſchläge einführen zu wollen; nur da er zu viele Widerſprüche erfuhr, verwandelte er ſie in Schläge mit dem Säbel, indeſſen waren es immer Schläge, wodurch ſich das Ehrgefühl der franzöſiſchen Soldaten ganz auſſerordentlich gekränkt

fühlte. Sogar bis aufs Religiöse dehnte er seine Verordnungen aus, denn es sollte z. B. „kein Ungläubiger in der Armee dienen können, und wenn er auch noch so tapfer wäre“, wodurch sich der Alte, der vormals der Andächtler gespottet hatte, sogar lächerlich machte. Man sah es nur zu auffallend, daß nicht nur sein Körper, sondern auch sein Geist schwächer geworden war. Ferner stürzte er das ganze militärische Oekonomiesystem übereinander, und so gerieth die ganze Verwaltung in die größte Unordnung. Das Invalidenhaus mußte, weil er glaubte, daß dessen Bewohner nicht gut genug verpflegt seyen, aufgehoben, und die alten Krieger in die Provinzen verpflanzt werden. Diese Fehlgriffe empörten und machten das allgemeine Mißvergnügen rege, denn alles, was er als Kriegsminister unternahm, mißlang, weil seine Entwürfe nicht genug durchgedacht und nicht von allen Seiten genug erwogen waren. Dadurch wurde er mißlaunig und ärgerlich und indem er weit entfernt war, sich selbst für die Quelle dieses Mißlingens anzusehen, so klagte er immer nur, daß man mit dem besten Willen so wenig Gutes wirken könne. Einmal sagte er in seinem Unmuth zu dem Herzoge von Choiseul: „Nein, der König hat keine Armee mehr“; aber dieser versetzte ihm spöttisch: „Was haben Sie denn damit gemacht? Die, welche ich bey meinem Abgange zurückließ, war doch noch da, als Sie in das Ministerium eintraten.“

So schnell gieng es mit dem Manne abwärts, den selbst Friedrich der Einzige hochschätzte. Verdrüßlich über den Krebsgang, den alle seine Entwürfe nahmen, zog er sich von Jedermann zurück, ließ sich wenig mehr sehen, war oft, wenn er mit andern nothwendig sprechen mußte, wie geistesabwesend und gab auf ihre Fragen die verwirrtesten Antworten. Er wurde zuletzt kränklend und schloß sich ganze Stunden mit einem Arzt und einem Apotheker ein, um über seine körperlichen Unbequemlichkeiten zu deliberiren. Nichts konnte ihn bewegen, diese Unterhaltungen abzubrechen, wenn auch noch so wichtige Arbeiten auf ihn warteten. Das Kriegsministerium wurde ihm eine Last, unter welcher er zu erliegen fürchtete, darum beschloß er auch, es selber niederzulegen, ehe es ihm genommen würde. In den ersten Tagen des Monats September 1777 trat er auch wirklich von einem Posten ab, dem er in der That nicht gewachsen war und auf dem er mehr verwirrt als gutgemacht hatte. Er erhielt eine Pension von vierzigtausend Livres, bis etwa ein Provinz-Gouvernement ledig werden würde und anbey das Versprechen, bey nächster Gelegenheit zum Marschall ernannt zu werden. Endlich war er auch so glücklich, die bey dem hamburgischen Kaufmann eingebüßten hunderttausend Thaler wieder zu erhalten und diese Einnahmen zusammengenommen setzten ihn in den Stand, völlig sorgenfrey leben zu können. Er blieb im Arsenal wohnend und kaufte sich vier Meilen von Paris zu Montfermeil ein artiges Landhaus mit einem Garten daran, in dem er aus gewohnter Veränderungssucht — alle alten Bäume um-

hauen und neue pflanzen, bald dieß bald jenes zerstö-ren ließ, ohne es wieder herzustellen, so daß — wie in seinen Armee-Veränderungen — das Unterste zu oberst und das Oberste zu unterst gekehrt wurde.

Von dem Abgange St. Germains vom franzö-sischen Kriegsministerium bis an seinen Tod waren es nur fünfthalb Monate. Er klagte beständig über sein Schicksal und das Unglück, daß er seinen Ruhm über-lebt habe. So gewiß er aber einigermaßen die Fehler einsehen lernte, die er gemacht hatte, so gewiß ist es doch, daß er sie möglichst bemäntelte und glaubte, man habe ihm in Aufzählung derselben zu viel gethan. Er meynte, daß er von den Menschen vielfältig betrogen worden sey, daß Haß und Verläumdung unaufhörlich gegen ihn gearbeitet hätten, und daß man gar nicht aufhöre, ihn zu verfolgen. Er hatte Unrecht, denn er konnte doch gar nicht erwarten, daß der König ihn zum Kriegsminister ernennen werde, da er gegen alles Er-warten im Felde die Armee verlassen hatte, in andere Dienste gegangen war und nichts that, womit er dieses alles einigermassen gut zu machen versucht hätte. Wirft man vollends einen Blick auf sein Ministerium, in dem er so ungeheure Mißgriffe gemacht hatte, und erwägt, daß man ihn weder entließ, noch daß er eigentlich ge-stürzt wurde, sondern daß man ruhig zusah, bis er selbst seine Stelle niederlegte, und ihn mit einer so namhaften Pension erfreute, so muß man gestehen, er sey ehren-voll behandelt worden. — Seine Kräfte wichen endlich ganz und er starb am 15 Jäner 1778 im siebenzigsten Jahr seines Alters.

Sein Karakter war ein seltsames Gemische von Kraft und Kraftlosigkeit *), von Egoismus und Patriotismus, von soliden und windigen Ideen. Alles was er unternahm, mußte plötzlich ausgeführt werden, das Warten war seine Sache nicht, aber daher kam es auch, daß manches so halb, so unüberlegt geschah. Zum Krieg war er gebohren und ihm fehlten wenige Eigenschaften zum großen Heerführer. Vor dem Feind stehend, war er an seinem schicklichsten Posten, und hätte man da seinen Rathschlägen gefolgt, es wäre vieles für die Franzosen besser gegangen. Er besaß auch vielerley literarische Kenntnisse und versüßte sich mittelst derselben manche kummervollen Stunden.

In der St. Paulskirche zu Paris, wohin er eingepfarrt war, liegen die sterblichen Ueberreste St. Germain's begraben.

---

*) Baur Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch, 4r Band. Ulm 1809. S. 311 ff.

XXV.

Georg Heinrich Freiherr von Görz,

königlich schwedischer Minister.

Drey mächtige Fürsten verschworen sich zum Untergange des jungen Königes, Karls XII. von Schweden, Friedrich IV. von Dänemark, August, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Peter I., Zaar von Rußland. Den ersten Anlaß ihn anzugreifen, mußten die Holsteinischen Angelegenheiten geben. Eine seiner Schwestern nemlich war an den Herzog von Holstein vermählt, der von Dänemark aus sehr gedrückt wurde. Er floh mit seiner Gemahlin zu seinem Schwager nach Stockholm und bat ihn um Beystand, indessen die Dänen schon wirkliche Feindseligkeiten in seinem Lande verübten und sich mit Polen gegen ihn und den König von Schweden verbanden. Rußland hatte einst gegen Gustav Adolph von Schweden Ingermanland verloren und Lifland besaß derselbe schon, Peter I. aber wollte beydes erobern. Karl XII. hatte sich fest vorgenommen, sich durch niemand in Furcht jagen zu lassen, rüstete sich zum Kriege und versprach

vorläufig dem Herzoge von Holstein Hilfe gegen Dänemark. Achttausend Mann zogen sogleich in das Holstein benachbarte Pommern, der König von Dänemark und einige seiner deutschen Bundesgenossen rückten ebenfalls aus und Holstein wurde der Schauplatz eines Krieges, der weitaussehend zu werden drohte, denn es erschienen englische und holländische Flotten auf dem baldischen Meere, da diesen Mächten nicht angenehm seyn konnte, daß Dänemark ihrem Handel nachtheilig seyn sollte. Karl, der den riesenhaften Entschluß gefaßt hatte, Koppenhagen von der Landseite anzugreifen und es bereits mit Bomben ängstigte, endigte den Krieg, den ersten während seiner Regierung, und nicht älter als achtzehn Jahre, innerhalb sechs Wochen, im Junius 1700. Holstein bekam seine Kriegskosten bezahlt und die Dänen räumten das Land.

Hier war der Baron von Görz, ein gebohrner Holsteiner, des Herzogs Geheimerrath, ein Mann von ausserordentlichem Genie und ungemeiner Geschäftsgewandtheit. Als der König von Schweden später in seine großen Kriege mit Dänemark, Rußland und Polen verwickelt wurde, gelang es Görzen, durch geschickte Unterhandlungen, Holstein die Neutralität zu erhalten. Sie war aber schwer zu behaupten. Denn als die Schweden am 11 Februar 1713 Friedrichsstadt zu räumen gezwungen waren, blieb ihnen, um ihr Verderben abzuwenden, nur noch die Holstein-Gottorpische Festung Tönningen übrig. Oefnete man sie ihnen, so war zwar die Pflicht der Dankbarkeit gegen den

Retter Holsteins, Karl XII, erfüllt und beynahe war es ohnmöglich, sie ganz auſſer Acht zu lassen, da der schwedische General Steenbock sich in Gefahr befand, von den Feinden aufgerieben zu werden, — aber dann war auch der frühere Friede mit Dänemark, ein späterer zu Hamburg geschlossener Vergleich und die Neuteralität verletzt. Man zog die Dankbarkeit der Sicherheit vor und der junge Herzog (denn sein Vater, den Karl aus der Noth gerissen hatte, war indessen gestorben) gab heimlich von Stockholm aus, wo er erzogen wurde, Befehl, die Schweden in Tönningen aufzunehmen, und so geschah es auch. Dafür nahmen die Dänen das Schloß Gottorp nebst allen fürstlichen Aemtern in Schleswig, auch das Stift Lübeck in Besitz, und Peter I faßte noch mehr Mißtrauen gegen den Baron von Görz, als er schon vorher genährt hatte, dessen Neuteralität er nicht glaubte. Der Zaar sprach bey einem Aufenthalt in Hannover diesen Minister persönlich, der ihm nachgeeilt war, um die Aufnahme der Schweden in Tönningen zu entschuldigen. Görz wollte Petern begreiflich machen, „man habe sich von Seiten Holsteins um die Alliirten durch dieses Aufnehmen verdienter gemacht, als um die Schweden selbst, denn nun seyen sie in der Festung eingesperrt und ihr Schicksal in den Händen der Alliirten.“ *) Der feine Staatsmann gieng noch weiter, er eröfnete die Aussicht, „daß

*) von Halem Leben Peters des Großen, 2r Band, S. 101 ff.

wenn der junge Herzog mit Hilfe Rußlands auf den schwedischen Thron gesetzt würde, so dürfte er sich wohl entschließen, dem Zaar ein Stück seiner Erblande abzutreten.« Er pries die Vortheile des Besitzes von Holstein und wie sehr man durch Grabung eines Kanals die Schiffahrt auf der Nordsee erleichtern und dem russischen Handel grossen Nutzen gewähren könnte. Indessen müßte man zuvörderst diejenigen holsteinischen Lande, deren sich Dänemark bemächtigt habe, wieder zurück geben und den schwedischen Staaten in Deutschland die schon früher festgesetzte Neuteralität zugestehen.«

Peter ließ sich auf diese weitaussehenden Vorschläge nicht ein und Görz reißte unverrichteter Sachen ab. Das in Töningen eingeschlossene schwedische Heer mußte sich gefangen geben und die Schwedisch-Deutschen Provinzen wurden Preußen in Sequester gegeben, damit das schwedische Pommern nicht abermals ein Tummelplatz für feindliche Truppen aller Art werden sollte. Das erste war Unglück, das letztere aber ein Theil von Görzens Plan, der geschworen hatte, daß kein holsteinisches Dorf in dänischen Händen bleiben sollte, dagegen Rußland den letztern Schleswig und Holstein, dem dänischen Prinzen Karl das Bißthum Lübeck zuwenden, dagegen aber dem Hause Gottorp das Herzogthum Bremen und die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst geben wollte, welchen Vorschlag Görz »eine Thorheit« nannte. Er wendete sich deßhalb an die Höfe zu London, Hannover, Dresden und Wien, an die Reichsversammlung zu Regensburg,

und sein Gedanke war der vorhin erwähnte preussische Sequester.

Görz hatte schon zur Zeit, als Karl XII nach der unglücklichen Schlacht bey Pultava in die Türkey fliehen mußte, diesem Könige große Dienste zu leisten Gelegenheit gefunden. Dadurch erwarb er sich so sehr sein Zutrauen, daß er nach dessen Zurückkunft Liebling und erster Minister wurde. Sonst war es Karls Sache nicht, auf eines Menschen Rath zu hören, denn schon in seinem zwanzigsten Jahr gab er seinen ersten Staatsdienern nur Befehle und selbst der alte sehr erfahrne Graf Piper mußte sich das gefallen lassen; aber im Unglück hatte selbst dieser Eisenkopf — wie die Türken ihn nannten — gelernt, auf die Stimme anderer zu hören, und sich's abzugewöhnen, nur allein seiner eigenen zu folgen; Karl mußte auch bald finden, daß es wenige Menschen gebe, die so fein und zugleich so kühn, so voll von Hilfsmitteln im Unglück, so weit umfassend in ihren Planen, so rastlos in deren Ausführung seyen, als Görz. *) „Kein Projekt" — sagt der unten angeführte Schriftsteller — „war ihm zu groß, kein Aufwand bedenklich; Geschenke, Versprechungen und Eide waren ihm ein Spiel." — Dieser seltene Mann war es, der Karls Vertrauen ganz besaß. Er schaffte ihm Mittel, den Krieg fortzusetzen und suchte auf der andern Seite wieder, den Frieden zu unterhandeln. Da

---

*) Posselt Geschichte Karl XII. Königs von Schweden, achtes Buch.

unter den wider Karl verbundenen Mächten Mißhelligkeiten eingetreten waren, so nutzte er diese weislich, um Peter den Grossen zum Frieden zu stimmen, denn von ihm hatte Schweden am meisten zu fürchten. Er bemühte sich zuvörderst, ihm seine Bundesgenossen verdächtig zu machen, ließ ihn merken, daß sie zu Separatunterhandlungen mit Schweden nicht ungeneigt seyen und Rußland wohl sitzen lassen würden, wenn sie anderwärtige Vortheile erhalten könnten. Er trug darauf an, daß Peter alles, was er in diesem Kriege erobert habe, mit einziger Ausnahme Finnlands, behalten, dagegen aber Karln durch Pommern und einige Dänische und Kur-Braunschweigische Provinzen entschädigen lassen sollte. Mit den schwedischen Gesandten Sparen und Gyllenburg versuchte er, den Entwurf durchzutreiben, den englischen Prätendenten wieder auf den brittischen Thron zu setzen, dadurch dem Könige Georg II seine Feindschaft gegen Schweden bitter zu vergelten und ihn dadurch unschädlich zu machen, daß er ihn im Innern seines Königreiches beschäftige. Peter gieng aber nicht in die Schlinge, sondern blieb seinen Bundesgenossen unwandelbar treu.

Wäre er von dem Bunde abgetreten und hätte sich, wie es Görzens innigster Wunsch war mit dem Könige von Schweden vereinigt, dann freylich würde diesen Riesenmächten alles zu thun möglich gewesen seyn. Schon hatte sich Menzikof durch den kaiserlichen Leibarzt Areskin, einen gebohrnen Schottländer, hinreissen lassen, in die Ideen wegen Erhebung des Präten-

denten einzugehen. Auch den Kardinal Alberoni gewann Görz für seinen Plan, durch den Spanien mitwirken sollte, dem Herzog von Orleans die Regentschaft von Frankreich und dem Könige von Großbritannien seine Krone zu entreissen, die Türken aber den deutschen Kaiser angreifen zu lassen. Als er so in Moskau und in Spanien das Feuer angezündet zu haben glaubte, reißte er nach Frankreich und Holland, um sich der Anhänger des Prätendenten zu versichern. Schon giengen aus Holland bedeutende Geldsummen nach England, man kaufte Schiffe, man zog den Ritter Holland aus französischen Kriegsdiensten, worinn er dreyssig Feldzüge mitgemacht hatte, aber nicht nach Verdienst belohnt worden war, in schwedische; man gewann mehrere französische Officiere, auch viele Irländer traten der angezettelten Verschwörung bey, deren Aeste sich bereits in Geheim von einem Ende Europa's bis zum andern verbreiteten. Nur der wichtigste Punkt war noch übrig, ohne dessen Erfüllung so gut als nichts gethan war, — Friede mit Rußland. Wäre es Görzen gelungen, den russischen Staatsminister Ostermann für seinen Entwurf zu gewinnen, so wäre die Bombe zerplatzt, die Er mit Pulver gefüllt hatte, aber das war nicht so leicht. Ostermann war eben so bedächtlich und vorsichtig, als Görz unternehmend und kühn war. Er fürchtete, der Zaar möchte, durch des letztern Projekt geblendet, Schweden einen zu vortheilhaften Frieden bewilligen und darum rieth er ab, sich in die weitaussehende Unternehmung einzulassen, doch beynahe hätte Görz Petern gefangen, den er auf seiner Reise im

Haag zweymal sprach. Aber auch da wurde nichts bestimmtes ausgemacht und indessen der schwedische Geschäftsträger hoffte, sein Plan sey noch immer für ganz Europa Geheimniß, so glaubte er auch, in diesem Dunkel fortwirken zu können, bis die Frucht völlig zum Brechen reif seyn werde. Aber er irrte sich, sein Geheimniß hatte den Schleyer bereits in etwas verloren. Durch seine in allen Ländern unsers Erdtheils zerstreuten Spionen hatte der Herzog von Orleans einen Theil desselben erfahren. Er entdeckte dem Könige von England, was ihm drohe, und da von Holland aus, wo man Görzen nicht mehr recht trauen wollte, gleiche Meynungen eintrafen, so durfte Georg an einem zu seinem Verderben geschmiedeten Komplot nicht mehr zweifelu. Er ließ also Gyllenburg, der sich eben in London aufhielt, sogleich in Verhaft nehmen und ebendasselbe widerfuhr Görzen von den Generalstaaten, obgleich alle andere Gesandte über Verletzung des Völkerrechtes schrieen.

Die beyden schwedischen Minister kamen indessen — wahrscheinlich auf Peters Empfehlung — bald wieder in Freyheit und nun lag dem Baron von Görz doppelt daran, mit seinem Plan durchzudringen, denn jetzt wollte er nebst dem Wunsche, Schweden auf einen hohen Punkt des Glückes zu heben, auch sein persönliches Rachegefühl befriedigen. Es glückte ihm, Peter den Grossen auf dessen Rückreise aus Frankreich zu sprechen und gab ihm sein Wort, in einer Zeit von drey Monaten Karl XII zum Frieden zu stimmen, woge-

gen der Zaar versprach, während dieser Zeit nichts feindseliges gegen denselben zu unternehmen. Der Friedenskongreß zwischen Schweden und Rußland wurde nun auf der Insel Aland wirklich eröfnet. Von jener Seite waren Görz und Gyllenburg, von dieser der Geueralfeldzeugmeister Jakob Brüce und Ostermann die Bevollmächtigten. Nach langem Hin- und Herstreiten wurden sie einig und Görz eilte mit dem Haupt-Traktat und mehrerer Separatartikeln zum Könige, um dessen Bewilligung zur Unterschrift zu holen.

Karl hatte indessen einen Feldzug nach Norwegen unternommen und belagerte die Stadt Friedrichshall. Am 11 December 1718 besah er in der Nacht die Laufgraben und war unwillig, daß die Parallele nicht so weit vorgerückt war, als es seiner Meynung nach geschehen seyn sollte. Er legte sich über eine Brustwehre und sah beym Sternenlichte den Arbeiten zu; auf einmal sank er zu Boden und — war nicht mehr. Lange glaubte man, eine halbpfündige aus der Festung abgeschossene Kugel habe den unsterblichen Helden getödtet, aber nach neuern Untersuchungen ist es ausgemacht, daß er durch den Pistolenschuß eines Meuchelmörders gefallen ist.*) Er wurde

---

*) Posselt am angeführten Orte. Dieser Meuchelmörder soll der Generaladjutant Siker, von Geburt ein Franzose, gewesen seyn; wenigstens liegt grosser Verdacht auf ihn.

nur sechs und dreyssig Jahre und einige Monate alt; aber sein Name wird fortleben in den Büchern der Weltgeschichte.

Mit Karls XII. Tode gieng der schönste Stern für den Baron Görz unter. Die Schweden waren ihm lange her nicht geneigt, sie beneideten ihn um das Vertrauen, das er bey ihrem Könige genoß und warteten nur auf den Zeitpunkt, der am geschicktesten wäre, ihren bösen Sinn an ihm auszulassen. Statt ihm es zu danken, daß er ihr Königreich kräftig machen und in die Reihe der bedeutendsten von Europa setzen wollte, daß er rastlos für ihre Wohlfahrt sorgte und noch mehr thun wollte, wenn es die Umstände nicht gehindert hätten, feindeten sie ihn an und arbeiteten seinen Planen entgegen. *) Man hatte den Unmuth nicht vergessen, der sich des ganzen Landes bemächtigte, als es mit Kupfermünze überschwemmt geworden war, dem man einen eingebildeten Werth, gleich als ob es Silber wäre, gegeben hatte, wodurch aber, nachdem es seinen wahren Werth immer mehr verlor, alle Waaren und Lebensmittel zu unerhörten Preisen stiegen, und gleichwohl war diese Münzmanipulation unausweichlich nothwen-

---

*) Wie Recht hatte Friedrich der Einzige, wenn er in den Mémoires de Brandenbourg schrieb: Le peuple est un monstre composé de contradictions, qui passe impétuosement d'un excès à l'autre, et qui dans ses caprises protège ou opprime le vice et la vertu indifférement.

dig, denn Karl hatte fünf und dreissigtausend Mann Soldaten bey sich, die alle bezahlt seyn wollten, aber kein Geld und keinen Kredit. Den Krieg konnte und wollte er nicht abbrechen, um seine Ehre und wohl gar seine Existenz nicht in Gefahr zu geben. Statt aber den König, der den Krieg angefangen, mit seiner gewohnten Felsenfestigkeit fortgeführt hatte, und seinen Finanzminister ohne Aufhören um Geld pressirte, anzuklagen, warf man die Schuld auf den letztern, der die Schuld seines Herrn alleine tragen sollte. Ein unglücklicher Gedanke, den Görz gefaßt hatte, nemlich den Geistlichen eine Auflage zuzumuthen, vollendete vollends den ohnehin schon groß genug gewordenen Haß gegen ihn. Sie nannten ihn einen Gotteslängner, weil er Geld wollte, das sie ungerne gaben. Eben so wenig waren seine Kollegen, die übrigen Minister, seine guten Freunde, und wünschten ihn aus dem Wege zu heben. Auch die Schwester des Königs und ihr Gemahl, der Prinz von Hessen, fürchteten ihn; kurz Görz hatte in ganz Schweden keinen einzigen Freund, als den König. So lange dieser lebte, durfte ihn freylich niemand antasten, aber nun war diese mächtige Stütze gefallen und der verwaiste Minister stand verlassen, wie ein einsamer Baum im Felde, allen Stürmen blosgegeben.

Er war eben auf der Reise zum König, als der unglückliche Schlag geschah. Man wußte das im Lager, sandte ihm Soldaten entgegen und lies ihn gefangen nehmen. Nun wurde er nach Stockholm geführt und unter dem Vorwande: er habe dem Könige

verderbliche Rathschläge gegeben, ihm den Senat, alle Kollegien und selbst seine Unterthanen verhaßt gemacht, besonders aber den unglücklichen Zug nach Norwegen veranlaßt, und über Summen, die ihm anvertraut gewesen wären, übel gewirthschaftet, nach dem Urtheil des schwedischen Reichsrathes am 18. März des Jahrs 1719 *) enthauptet. Sein Verhör war nur kurz und eben so unordentlich; die angeblichen Ursachen, welcher wegen er hingerichtet werden sollte, erfuhr er erst durch das Todesurtheil selbst. Nach seinem Tode fand man unter Görzens Papieren die Hauptpunkte des Friedens mit Rußland, die in der That sehr vortheilhaft für Schweden lauteten; aber er sollte einmal als Opfer der Rache aufgebrachter Menschen fallen, und indessen die schwedische Nation ihren Karl als einen Helden verehrte, schändete sie sein Gedächtniß dadurch, daß sie den Mann zum Tode verdammte, den er seines Vertrauens so würdig fand **).

---

*) Diesen Tag giebt Posselt als den der Hinrichtung an, das Conversations-Lexikon aber nennt in der fünften Aufl. den 28. Febr. 1719, und Seibold im Ephemerischen Almanach 1782 den 1chten März.

**) En punissant Goerz les Suedois, flétrissoient indirectement la mémoire d'un héros, dont ils honorent encore à présent la mémoire.

XXVI.

Peter von Greiffenfeld,

königlich dänischer Staatsminister.

So geschwinde, als Greiffenfeld, stieg nicht leicht ein Mann zu Ehre und Würden, aber — wie so viele seines Standes — eben so schnelle geschah sein Fall, ohne daß die Vergehen, derenthalben er angeklagt und verurtheilt ward, eigentlich erwiesen werden konnten. O du, der du im Glanze der Hohheit dich sonnest, dem das Glück auf einem hohen Posten so freundlich zu lächeln scheint, sey selbst dann, wenn dein Leben unsträflich ist, niemals sorglos, fürchte immer einen vielleicht schon nahen Sturm, der Verderben über dein Haupt bringt. Waffne dich mit Muth und Standhaftigkeit, und mache, daß auch dann, wenn dein Fall unvermeidlich ist, du zu dir selbst sagen kannst: „Ich bin mir keiner schlimmen Handlung bewußt“ und daß du mit diesem Troste aus der Welt scheiden kannst.

Der Geschlechtsname Peter Greiffenfelds war eigentlich Schuhmacher, sein Vater, Joachim

Schuhmacher, ein Weinhändler zu Kopenhagen, seine Mutter Maria, gebohrne Motzfeldin, die ihn am 24. August des Jahres 1607 gebahr. Er bewies sich zeitig als einen Jüngling von vorzüglichen Talenten und dieß bewog seine Eltern, ihm eine derselben würdige Erziehung geben zu lassen. Schon als ein Knabe von neun Jahren zog er durch sein Wissen aller Augen auf sich, daher auch der König Friedrich III., veranlaßt durch den Bischof Kaspar Brochmand, ihn auf der Akademie unterstützte. Die lateinische Sprache, nicht weniger die orientalischen, zogen ihn sehr an sich, obwohl er sich hauptsächlich der Medicin widmen wollte, und schon in seinem eilften Jahre neue anatomische Entdeckungen machte; auch in den theologischen Wissenschaften erhielt er die vortrefflichsten Zeugnisse.

Im Jahre 1653 gieng er auf Reisen, besuchte die vornehmsten Höfe von Europa, und machte sich mit den ersten Ministern bekannt. Auch die berühmtesten deutschen Universitäten lernte er kennen, und als er sich vollends in Holland, Spanien, Frankreich und Italien zum Staatsmanne gebildet hatte, so kehrte er nach sieben Jahren wieder in sein Vaterland Dänemark zurück, wo vor einigen Jahren dem Könige die erbliche Thronfolge und unumschränkte Gewalt verliehen worden war.

Ein kleiner Zufall brachte Schuhmachern in königliche Dienste. Der geheime Rath Holger Wind, bey welchem er als Sekretair arbeitete, schickte ihn

einst mit einem versiegelteu Aufsatze, der dem dänischen Gesandten in Frankreich zugesendet werden sollte, nach Hof. Diesen Aufsatz sollte er einem Pagen behändigen, aber Schuhmacher war dreiste genug, den König selbst aufzusuchen, der somit denselben aus seiner Hand erhielt. Friedrich III. war mit dem Koncept nicht zufrieden und warf das Papier unwillig auf die Seite. Schuhmacher bemerkte es, redete den König an, dankte ihm für die genossene Unterstützung und veranlaßte dadurch ein Gespräch unter ihnen, daß ihm der König auftrug, zu versuchen ob er nicht den Aufsatz zweckmäßiger bearbeiten könnte. Schuhmacher nahm die Aufforderung an und die Umänderung gelang ihm so ganz, daß er den Beyfall des Königs einerndtete, der ihn zur Belohnung in seine Dienste nahm, zum Kanzleysekretair und Mitgliede der Kammer, bald hernach aber zum Aufseher der königlichen Bibliothek und des geheimen Archives, ernannte. Von nun an sah ihn der König fast täglich, unterredete sich mit ihm über wissenschaftliche Gegenstände, über seine Reisen u. s. w. und faßte immer mehr Vertrauen zu ihm.

Friedrich III. wünschte, seine Nachfolger an ein beständiges Gesetz zu binden, ohne dessen genaue Erfüllung sie nicht Könige von Dänemark seyn könnten *). Vermöge desselben sollten sie der Augsburgischen Kon-

---

*) Allgemeine Welthistorie, 33r Theil, welcher die Geschichte Dänemarks, bearbeitet durch Gebhardi, enthält. (Halle 1770 in 4to.)

fession zugethan, das höchste Oberhaupt in geistlichen und weltlichen Dingen seyn. Ihnen allein sollte es zustehen, Gesetze zu geben und wieder aufzuheben, Zölle und Steuern auszuschreiben, Krieg und Frieden zu beschließen, Bündnisse zu errichten, und die Regierung unumschränkt nach eigenem Willen zu verwalten. Der nächste Erbe des verblichenen Monarchen soll mit dem Augenblick seines Todes ohne weitere Wahl König seyn, wenn er nur das dreyzehnte Lebensjahr zurückgelegt habe, im Gegentheil sollte eine Vormundschaft eintreten. Kein König soll befugt seyn, etmas von den beyden Reichen, Dänemark und Norwegen, zu veräußern, oder eine neue Provinz wieder vom Reiche zu trennen, u. s. w. Zur Abfassung dieses sogenannten Königsgesetzes bediente Friedrich sich Schuhmachers und war mit seiner Arbeit vollkommen zufrieden. Dieses und eine vorzüglich schöne Anrede, die derselbe an einen polnischen Gesandten ohne alle Vorbereitung in lateinischer Sprache hielt, erwarben ihm 1668 die Stelle des ersten Sekretairs der Kanzley und des königlichen Kabinets, so wie die ausgezeichnete Gnade des Königs. Er wäre noch höher gestiegen, aber der König erfuhr zu frühe, daß Schuhmacher Geschenke annehme, um sich Reichthümer zu sammeln. Vergebens ließ er ihn deßhalb vertraulich durch einen Dritten warnen, und darum empfahl Friedrich seinem Nachfolger, Christian V. noch auf dem Sterbebette, sich zwar Schuhmachers, als eines sehr geschickten Mannes, in den wichtigsten Angelegenheiten zu bedienen, aber ihn ja in keinen höhern Posten zu setzen, weil

er fürchte, daß derselbe in hohen Ehrenstellen dem Königreich durch seine Ehr= und Geldsucht schädlich werden könnte.

Friedrich III. starb im Februar des Jahrs 1670 und der Nachfolger, Christian V., ein sehr guter Mann, auf dem aber der helle Geist seines Vaters nicht ruhte, schenkte Schuhmachern sein ganzes Vertrauen, denn dieser hatte ihm gleich bey seinem Regierungsantrit einen sehr einleuchtenden Vorschlag behändigt, wie die Regierung beyder Reiche verbessert werden könnte. Da der König sah, daß die andern Hofleute diesen Mann um seine Gunst beneideten, schenkte er ihm dieselbe nur desto mehr. Er erhob ihn unter dem Namen Greiffenfeld in den Adelstand, zum Ritter des Danebrog=Ordens, und ein Jahr darauf zum Grafen und Reichskanzler, auch gab er ihm den Elephantenorden. Er erhielt den Vorrang vor neunzehn geheimen Räthen, unter denen sich selbst sein ehemaliger Herr, der Viceschatzmeister Wind befand, und ward der Vierte nach dem Könige. Jetzt wurden Schaumünzen auf ihn geprägt, es regnete gleichsam Lobreden, Gedichte, Kupferstiche und andere Ehrenbezeugungen. Als 1674 der Kanzler Reetz gestorben war, führte der König den Grafen von Greiffenfeld in eigener Person als Präsidenten des höchsten Gerichtes ein, und gab ihm die Aufsicht über die Universitäten. Die Königin Charlotte Amalie suchte eine eheliche Verbindung zwischen ihm und der sechszehnjährigen Prinzessin Louise Charlotte von Au=

gustenburg zu Stande zu bringen, allein die Sache zerschlug sich, vielleicht weil es der König nicht gerne sah, vielleicht aber weil Greiffenfeld bereits eine Neigung zu einer vornehmen Französin gefaßt hatte.

Dieser Vorgang war eine der ersten Ursachen, die Greiffenfelds späteres Unglück herbeyführte, denn er machte sich dadurch die ganze Familie der verschmähten Prinzessin zu Feinden. Er selbst wurde dadurch so stolz, daß er seiner Verwandten sich schämte, seiner Mutter den Zutritt in sein Haus versagte, und sie ziemlich im Elende schmachten ließ. Seine Ehrsucht stieg von jetzt an zur höchsten Höhe, denn auswärtige Monarchen buhlten um seine Gunst und huldigten seinem Einflusse. Der Kaiser Leopold ernannte ihn mit Nachlaß aller Taxen, die sich auf vier und zwanzigtausend Thaler belaufen haben sollen, zum Reichsgrafen, die Universität zu Oxford ließ sein Portrait unter die grösten Männer alter und neuer Zeiten aufhängen. Ludwig XIV. von Frankreich ließ ihm sogar die Kardinalswürde anbieten, und der Kurfürst von Brandenburg wollte ihm Rügen als ein Reichsfürstenthum verschaffen. Sein eigener Monarch sonnete sich im Glanze seines Ministers, sann täglich darauf, ihn durch immer neue Wohlthaten Dänemark zu erhalten und wirklich strebte auch Greiffenfeld mit Eifer und Ernst, diese gnädige Gesinnung des Königs zu verdienen. Er arbeitete mit der grösten Unverdrossenheit, nichts war zu groß, nichts zu klein, auf das er seine Thätigkeit nicht gerichtet hätte. Dänemarks Größe

und Wohlstand galten ihm wie eigenes, und was für die Verbesserung der Staatsverwaltung gethan werden konnte, das unterließ er gewiß nicht. Er prüfte und verbesserte das neue im Jahre 1659 vollendet gewordene Gesetzbuch, er brachte die Kammersachen in eine bessere Ordnung und erstreckte seine Sorgfalt auf alles, was besser gemacht werden konnte, als es zuvor gewesen war.

Wie unbeschränkt der König auf Greiffenfeld vertraute, davon giebt folgendes Beyspiel den offenbarsten Beweis. Der Statthalter Güldenlöwe suchte gegen den Grafen sein Ansehen als erster Geheimerrath im Staatsrath zu behaupten, Greiffenfeld dagegen beredete den König, daß des Statthalters Vorschläge nichts taugten. Dadurch wurde Christian V. veranlaßt, einen Vertrag über die oldenburgische Erbschaft zu verwerfen, und dem Statthalter die Beendigung eines Geschäftes in Norwegen aufzutragen. Aeusserlich nahmen nun freylich die beyden Staatsmänner sehr zärtlich von einander Abschied, aber im Innern des Statthalters kochte es dafür desto gewaltiger, und er verband sich zu Glücksburg mit dem Herzog Ernst Günther von Augustenburg, dem Vater der von Greiffenfeld vernachläßigten Braut und einigen andern Großen, die sich das Wort gaben, nicht eher zu ruhen, als bis der jetzt allmächtige Minister gestürzt sey, welches Schicksal ihm dieser Bund wirklich bereitete.

Bald nach dirsem Vorgang brach ein Krieg zwischen Dänemark und Schweden aus. Dieses hatte sich um die Freundschaft von jenem beworben, damit es nicht mit Brandenburg, das gegen die Franzosen auf kaiserliche Seite getreten war und Truppen an den Rhein geschickt hatte, sich verbände, und bot sogar eine Verbindung zwischen dem schwedischen Könige Karl XI. und der Prinzessin Ulrika Eleonore, Schwester Christians V. an. Der König von Dänemark hatte keine Neigung, diese Heyrath zu begünstigen, aber wohl die verwittibte Königin und Greiffenfeld. Dem letztern besonders lag die Erhaltung des Friedens äusserst am Herzen, und darum rieth er zur Vermählung; aber kaum war sie geschlossen, so ergriff Schweden die Waffen gegen Brandenburg. Dagegen rüstete sich Dänemark, dem bedrängten Kurfürsten zu Hilfe zu kommen, und wollte nur noch gewisse Umstände erwarten, ehe es ins Feld rückte. Als nun ganz unvermuthet die Botschaft kam, der Kurfürst von Brandenburg habe die Schweden bey Fehrbellin aufs Haupt geschlagen, so beschloß auch Christian V., den Krieg zu beginnen.

Nachdem die dänische Seemacht, zu welcher acht niederländische Kriegsschiffe gestoßen waren, gegen die schwedische ausgerückt war, führte der König ein Heer von achtzehntausend Mann ins Lauenburgische. Zu Mölln berieth er sich mit Greiffenfeld und den sämmtlichen Generalen, nach welcher Gegend man sich wenden müsse. Der Graf glaubte, es sey am zweckmäßigsten, wenn man in Schonen einbreche, wo sich

viele Mißvergnügte fänden, die gewiß mit den Schweden gerne gemeine Sache machen würden; die Generale aber hielten für besser, wenn man die schwedischen deutschen Provinzen überfalle und in Besitz nehme. Ob sie aus Ueberzeugung, oder nur darum so sprachen, weil alle Officiere dem Grafen von Greiffenfeld feind waren, theils aus Anhänglichkeit an den Grafen Güldenlöwe, theils weil sie ihn um die große Gnade beneideten, in der er bey dem Könige stand, auch weil seine Ehrsucht und die Geringschätzung, mit der er so manchen wackern Mann behandelte, ärgerlich war, ist ungewiß. Eben jetzt wurde der Anfang gemacht, Pulver in die Miene zu bringen, die gegen Greiffenfeld springen sollte. Der Herzog von Plön und der Oberkammerjunker von Kund, den der Graf durch seinen Stolz beleidigt hatte, versuchten es, den König gegen denselben einzunehmen, aber sie richteten nicht nur nichts aus, sondern zogen sich überdieß noch derbe Verweise zu. Indessen liessen diese Versuche doch einige Spuren zurück, denn so sehr der König auch für Greiffenfeld eingenommen war, so sah er doch wohl ein, daß der Graf ebenfalls seine großen Fehler habe. Um ihn zu warnen, daß er seinen Feinden nicht zu viele Blössen geben möchte, setzte Christian schriftlich auf, was er in der Handlungsweise seines Günstlings anders wünsche, setzte aber am Schlusse der Schrift bey: *) „Uebrigens ist Euch wohl

*) Diese Schrift findet man vollständig in Holbergs dänischer Reichshistorie, III. Th. S. 663. ff. und einen Auszug in der Allg. Welthistorie, 33r Th. S. 334 f.

„Bewußt, daß ich für Euer Glück und Bestes und für „alles, was euch dienlich seyn kann, alle Fürsorge trage. „Ich habe es bisher gethan, will es euch noch ferner be„weisen und verbleibe euch gnädig, wie zuvor. Besorgt „Ihr nur in Gottes Namen unsere Geschäfte, ich will „die Eurigen schon wieder besorgen“.

Die Vergehungen, welche Greiffenfelds Feinde dem Könige mit sehr schwarzen Farben gemahlt hatten, sollten in folgendem bestehen: Er suche die Generale und andere Officiere von sich abhängig zu machen und ihr Ansehen herabzusetzen. Er mische sich in Geschäfte, die ihm nicht aufgetragen seyen, und störe viele Beamte in ihren Verrichtungen. Er maße sich einer größern Ehre und Gewalt an, als ihm der König vertraut habe. Er habe selbst in des Königs Gegenwart, ehe noch dieser es selbst gethan, Befehle gegeben, ermüde denselben mit künstlichen und weitläufigen Reden, widerspreche ihm bey jeder Gelegenheit, preise in einem Augenblick eine Sache als ungemein nützlich und verwerfe sie im nächsten. Er gebe Schmeichlern Gehör und glaube, daß diese nicht bloß aus Eigennutz, sondern allein um seiner Verdienste willen, ihn lobpreisen. Er nehme, wenn er Aemter besetze, dafür sehr bedeutende Geschenke an, ohngeachtet er wisse, daß der König einer solchen Schmutzigkeit sehr abhold sey. Er suche blos seine Freunde und Kreaturen zu Staatsdiensten zu befördern und vergesse es vorsetzlich, den König an Personen zu erinnern, denen er selbst Beförderung oder Anstellung versprochen habe. Er verabsäume und vernachläßige

die Flotte und unterlasse es, tüchtige Seeleute beyzuziehen, das ihm doch der König ausdrücklich empfohlen habe. Unter mancherley Vorwand suche er den König für seine Meynung zu stimmen, wenn er etwa fürchte, daß derselbe einer andern seyn möchte, ja er begehe sogar nicht selten die Frechheit, Entschlüsse abzuändern, die der Monarch im Staatsrath gefaßt habe, wenn sie ihm nicht gelegen seyen. Er versuche es, den König zu bereden, seine Armee zu theilen und mache ihm die grösten Schwierigkeiten, sie selbst in Person gegen den Feind zu führen. Durch alle diese eigenmächtigen Handlungen habe er es so weit gebracht, daß auswärtige Höfe sowohl, als viele einheimische, mehr auf ihn als auf den König selbst sähen und sich weniger um die Gunst des letztern, als um die seinige bekümmerten.«

Man sieht, die Klagpunkte waren gut genug angelegt, um einen König, der dem Grafen von Greifenfeld weniger günstig gewesen wäre, als Christian V. zu bewegen, einen auf solche Art karakterisirten Minister wenigstens seiner Dienste zu entlassen, denn wenn auch nicht alle diese Klagen gegründet waren, so waren es doch einige, das dem Könige nicht unbekannt seyn konnte. Greifenfeld mochte das auch wohl in seinem Herzen überzeugt seyn und darum war ihm äusserst daran gelegen, den bösen Eindruck so schleunig als möglich zu vertilgen, den die Einflüsterungen seiner Feinde erzeugt haben könnten. Mit dem innern Kummer auf dem Gesichte gieng er zu seinem Herrn,

bald nachdem er die bemerkte Schrift desselben empfangen hatte, um sich zu vertheidigen; aber dieser fiel dem Niedergedrückten, als er eben den Mund öffnen wollte, sogleich in die Rede und machte der tiefen Besorgniß des Grafen dadurch ein schleuniges Ende, daß er ihn freymüthig versicherte: er habe bereits alles vergessen und werde ihm auch fernerhin so gnädig bleiben, als er bisher gewesen sey.

Greiffenfeld zog nun an der Seite des versöhnten Monarchen mit der Armee weiter — denn der Krieg gegen Schweden war wirklich öffentlich erklärt — um Wismar zu belagern, welche Expedition der König selbst mit großer Vorsicht bildete. Indessen war die späte Jahrszeit eingetreten und im Monat November hatten häufige Regengüsse das Land umher dergestalt unzugänglich gemacht, daß die Soldaten bey jedem Schritte, den sie vorwärts thaten, bis an die Kniee im Moraste stecken blieben. Kälte und Feuchtigkeit erzeugten bey der Armee ansteckende Krankheiten, und es schien weit entfernt, daß die Belagerung einen vortheilhaften Ausgang nehmen könnte. Der König beschloß also, zur Schonung seiner ohnehin schon durch Seuchen geschwächten Armee, sie aufzuheben und schon war im Kriegsrath den Befehl zum Aufbruch zu geben beschlossen, als Greiffenfeld aufstand und einen andern Rath gab. Die aufs neue ihm zugesicherte königliche Gnade hatte es ihn schon wieder vergessen lassen, daß man ihm kaum zuvor es zum Verbrechen gemacht hatte, daß er es wage, anderer Meynung zu seyn, als der König, und daß er diese Meynung mit

Gewalt durchzusetzen strebe. Er äusserte sich: die Stadt werde zuverlässig noch vor Ende des Jahrs in königlichen Händen seyn, wenn man nur die Belagerung mit Ernst und Eifer fortsetze; wenn man sie aber aufhebe, so können die Folgen eines solchen Schrittes nicht anders, als sehr bedenklich seyn, und die Bundesgenossen Dänemarks müßten nothwendig in große Verlegenheit gesetzt werden. Der König konnte den Gründen des Grafen seinen Beyfall nicht versagen, aber um desto unwilliger wurde der Oberfeldmarschall, Herzog Bernhard von Holstein Plön. Er konnte es nicht über sich gewinnen, daß er nicht nur dem Grafen seine Anmassung verwies, Schlüsse umstoßen zu wollen, die wohlerfahrene Kriegsmänner gefaßt hätten und gab ihm den Rath: „Er sollte bey seiner Feder bleiben.“ Greiffenfeld, hiedurch etwas beleidigt, antwortete: „er getraue sich durch seine Feder so viel auszurichten, als der Prinz mit seinen achtzehntausend abgematteten Soldaten“. Ins Geheim fuhr er fort, in den König zu dringen, Wismar mit Sturm anzugreifen. Dies geschah am 13. Dezember des Jahrs 1675, und das Glück erklärte sich zu Gunsten der Dänen. Die Besatzung kapitulirte und räumte den Belagernden die Stadt ein; die Bürger huldigten Christian V. Nach dieser Einnahme gieng der König nach Kopenhagen zurück, denn Rügen — wie er vor hatte — erobern zu lassen, das widerrieth ihm Greiffenfeld, dem nicht unbekannt war, daß vier und zwanzigtausend Schweden, so bald die See zugefroren seyn würde, in Seeland einbrechen würden.

So zufrieden der König mit der Eroberung der Stadt Wismar zu seyn Ursache gehabt hatte, so unzufrieden waren die Feinde des Grafen, die nichts lieber gesehen hätten, als wenn die Unternehmung unglücklich abgelaufen wäre, damit sie ihn hätten beschuldigen können, sein ungeprüfter Rath sey Schuld daran. Da nun das aber nicht angieng, er aber dennoch fallen sollte, so mußte die Sache anders angegriffen werden. Durch das beständige Einflüstern, das höfische Achselzucken, das Hinwerfen gehässiger Beschuldigungen, gleichsam absichtslos, und als ob es ohne alle Ursache geschehe, machte endlich doch den König aufmerksam. Sein rücksichtsloses Vertrauen gegen Greiffenfeld verschwand nach und nach, — man zog ihn nicht mehr zu Geschäften, wenn man nur die mindeste Ursache hatte, zu sagen, daß sie nicht zu seinem Ministerial-Departement gehörten, und so nahte sich immer mehr die trübe Wolke, die endlich auf Greiffenfelds Haupt ihre Blitze auszuströmen bestimmt war. Der letzte Glücksstern, welcher dem Grafen aufgieng, war, daß er in den ersten paar Monaten des Jahrs 1676 durch den Tod des Ober-Kriegspräsidenten, Grafen von Schack, die nächste Stelle im Staatsrath nach dem Statthalter Güldenlöwe erhielt, aber nun traf das „bis hieher und nicht weiter!“ auf einmal ein. Ob die Einflüsterungen, von denen kürzlich die Rede war, den König zur Fassung eines so strengen Entschlusses bewogen, oder ob etwas anders vorgegangen sey, das dazu Anlaß gegeben habe, kann aus Mangel bestimmter Nachrichten

nicht gesagt werden. Genug, sein Fall erfolgte auf einmal und ehe ein Mensch daran dachte. Am 20. März 1676 wollte er früh um sieben Uhr zum Könige gehen und fand im Vorzimmer den General-Lieutenant, Karl von Arensdorf, den der Graf längst als seinen Feind kannte. Kaum war er eingetreten, so kündigte ihm dieser seine Gefangenschaft an. Aus dem königlichen Vorzimmer brachte man ihn auf die Bibliothek, wo er den ganzen Tag unter Aufsicht des geheimen Rathes Erich Rosenkranz blieb, aber als die Abenddämmerung eintrat, foderte ihm Arensdorf seinen Degen, die Ordenskette und das Brustbild des Königs ab. Bis zu diesem schmählichen Auftritte hatte Greiffenfeld sein Unglück ziemlich männlich und standhaft ertragen, aber als die Beraubung von seinem schönsten Schmucke eintrat, da konnte er seinen Schmerz nicht mehr zurückhalten. „Wir haben alles verlohren, nur die Ehre nicht, sagte Franz I. von Frankreich nach der unglücklichen Schlacht bey Pavia, aber dem Grafen ward auch diese genommen und so — war er ganz arm. Hierauf brachte man ihn auf einem Boote, von Soldaten begleitet, auf die Citadelle, ohne daß man ihm eigentlich die Ursache dieser Behandlung offenbarte.

Bald zeigte es sich, daß auch unter dem Volke Greiffenfeld nicht viele gute Freunde habe, denn man verbarg in Koppenhagen nichts weniger, als die Freude über sein Unglück, worüber man sich freylich nicht groß wundern sollte, denn es ist wirklich eine grosse

Seltenheit, wenn einem Mann in einem hohen Posten das Gegentheil widerfährt. So lange er Glanz um sich verbreitet, so lange man durch ihn gewinnen zu können glaubt, wird ihm täglich und stündlich Weihrauch angezündet; aber wenn er zu wanken beginnt in der Gnade dessen, der ihn erhoben hat, dann entfernt sich das Heer der sonst so ergebenen Kreaturen, wie die Schmeißfliegen am Ende des Sommers. Sie kennen ihn nicht mehr, vor dem sie vormals die Kniee beugten, und gesellen sich zum Pöbel, der gewöhnlich denjenigen beneidet und haßt, der über ihm steht und stimmen mit zum Wohlgefallen über den Sturz des ehehin mächtigen Mannes, selbst dann, wenn er nur Gutes gewirkt hat, geschweige denn wenn ihn Vorwürfe belasten, die nicht ganz zu läugnen sind. Der französische Gesandte Terlon und der schwedische, Gustav Lilienkron allein, geriethen in Verlegenheit. Gerne wären sie auf der Stelle abgereißt, aber der König befahl, sie zurücke zu halten. Den Sekretär des Grafen, Namens Lund, kostete die Gefangennehmung seines Herrn das Leben, denn es rührte ihn der Schlag, und nun durchsuchte man das Haus des eingekerkerten Staatsministers, fand fünfzehntausend Thaler in französischen und engschen Münzsorten, viele Briefe und Bittschriften, an den König gerichtet, aber noch uneröffnet, Briefe zwischen den französischen, schwedischen und holsteinischen Ministern, die unter Greiffenfelds Adresse gelaufen waren, endlich mehrere Taschenkalender, worein er die geheimsten Beschlüsse seines Monarchen geschrieben und nicht selten mit bittern — wenigstens sehr freymüthigen — Bemerkungen begleitet hatte.

Alle diese Dinge setzten den Grafen in den Verdacht, er habe es mit fremden Mächten gehalten und seinen König verrathen. Da nun seine Feinde nicht unterliessen, diesen Verdacht immer wahrscheinlicher zu machen uud den König immer mehr in Hitze zu setzen, so befahl dieser, sogleich das gesammte Vermögen des Grafen in Beschlag zu nehmən, seine Handlungen aber aufs genaueste zu untersuchen. Die Hauptverbrechen, deren man ihn schuldig hielt, waren folgende: „Er habe aus boshaften Absichten die königliche Flotte noch nicht auslaufen lassen, ohngeachtet der Monarch es befohlen, dagegen aber die Generalstaaten ersucht, ihre Hilfsschiffe zwey Monate später abzusenden, als verabredet worden sey. Aus gleicher Ursache habe er sich der Belagerung von Wismar und der Gefangennehmung des Herzogs von Holstein zu Flensburg widersetzt, endlich nach dem Tode Friedrichs III. die Regalien und andern Kostbarkeiten zu seinen Handen genommen.“

Greiffenfeld vertheidigte sich gegen diese Vorwürfe, die ihn zum Staatsverbrecher machen sollten, sehr standhaft, gab ganz unschuldige Ursachen seiner Handlungsweise an und berief sich rücksichtlich einiger Punkte auf königliche Befehle, wenigstens auf eine Mitwissenschaft seines Monarchen. Es blieb immer noch die Frage, ob er sich durch diese Vertheidigung gerettet hätte, aber dieß bey Seite gesetzt, hatte man immer noch mehrere Beschuldigungen in Bereitschaft, die man jetzt auch zu Hilfe nahm. Dahin gehören folgende: „Er hätte Aemter und Würden verkauft und seines

Herrn Geheimnisse verrathen, — habe ohne dessen Vorwissen den Stand eines Grafen des deutschen Reichs, dann eines Lords von England gesucht; — er habe den König beredet, das Amt Tondern, dessen jährliche Einkünfte sich nur auf zwölftausend Thaler beliefen, für denjenigen Theil der oldenburgischen Grafschaften, die doch jährlich wenigstens zwanzigtausend abwürfen, einzutauschen, um für diesen Dienst von dem Herzoge das Amt Steinhorst mit der Landeshoheit zu Errichtung einer unmittelbaren Reichsgrafschaft zu erhalten; — er habe dem Kurfürsten von Brandenburg die Insel Mollin durch die Drohung abgedrungen, den König zu einem einseitigen Vertrag mit Schweden zu bereden; — er habe die Geheimnisse des Königs in seine Kalender geschrieben, die Befehle seines Herrn niemals genau erfüllt, viele Bittschriften der Unterthanen nicht erbrochen, solche dem Könige vorenthalten, auch einen strafwürdigen Briefwechsel mit den Ministern fremder Mächte geführt; endlich habe er den König abgehalten, die Rechnungen der Kammer zu untersuchen, habe ihm öfters Bestätigungsurkunden zur Unterschrift vorgelegt, in welchen der Name dessen gefehlt, den der König habe befördern wollen, wogegen er den eines andern eingetragen" u. s. w. *)

Auf diese Beschuldigungen antwortete Greiffenfeld: Es sey wahr, daß er von beförderten Personen Geschenke angenommen habe, doch nicht eher, als wenn

*) Gebhardi a. a. O. S. 546 ff.

sie ihrer Beförderung gewiß gewesen, und wenn er sie nach vorausgegangenen Prüfung zu der gesuchten Stelle tüchtig gefunden. Wahr sey es ferner, daß er von fremden Staatsdienern Geschenke empfangen habe, allein der König habe es gewußt und über diese Freygebigkeit gespottet. (Hievon aber wollte der König, als er von einem der Kommissarien befragt wurde, nichts wissen.) Von der Eintauschung des Amtes Tondern und seinem Briefwechsel mit den Ministern fremder Höfe behauptete er: es sey blos eine Staatslist gewesen. Durch diese Korrespondenz habe er die Geheimnisse derselben zu erforschen gesucht *), durch den Tausch aber blos den Präsidenten Kielmanseck einschläfern wollen. Wegen der deutschen Reichsgrafenwürde und der brandenburgischen Belehnung mit der Insel Mollin berief er sich auf die Zeugnisse des Kaisers und des Kurfürsten, die seine Unschuld darthun würden und die Beschuldigung, daß er Lord von England habe werden wollen, zog er ins Lächerliche, denn er sagte: zu eben der Zeit, als er sich um die Vorzüge der Lords erkundigte, habe er anderswo um die Gerechtsame eines Grands von Spanien und eines Kardinals der römischen Kirche angefragt, — ob man etwa glaube, daß er auch das habe werden wollen? Daß man in seiner Wohnung

---

*) Ein vorgefundenes Schreiben des französischen Gesandten Terlou sprach auch hierinn zu seinem großen Vortheil, denn dieser nannte darinn einen andern Gesandten, dem Grafen nicht zu trauen, der sie wahrscheinlich nur zu hintergehen im Sinne habe.

englische und französische Münzen gefunden habe, erklärte er dadurch, daß er sie für veräußerte Edelsteine und anderes Geschmeide eingenommen habe. Auch auf minder wichtige Beschuldigungen antwortete er so, daß es schien, es werde wenigstens keine bedeutende Strafe über ihn verhängt werden können, aber er irrte sich. Zwar waren seine Richter nicht alle einerley Meynung, aber der gröste Theil — zehen gegen drey — erkannten auf die Todesstrafe durch das Schwerd, wonebst er die gräfliche Würde und zugleich alle seine Güter verlieren sollte. Dieses zu harte Urtheil wurde am 26. Mai 1676 gefällt und von Christian V. unterzeichnet.

Man kündete es dem Grafen an und er nahm es mit einer Ruhe auf, die man nicht erwartet hatte; vielleicht war er schon längst — und besonders seit seiner Gefangennehmung überzeugt, daß er ein Opfer der Rachbegierde seiner Feinde werden müsse und wollte ihnen die Freude nicht machen, zu sehen, daß es ihn schmerze, ein solches Ende zu nehmen. Er hatte kaum vernommen, daß er sterben sollte, so bereitete er sich, den letzten Schritt mit Muth und Ehre zu thun. Zu seiner Hinrichtung war der fünfte des Monats Junius A. St. bestimmt uud am Morgen dieses für ihn so verhängnißvollen Tages gieng er festen Trittes und unerschrocken zum Richtplatze, wozu der groβe Platz in der Citadelle ausersehen war. Da er nun ganz überzeugt seyn durfte, daß weder seine Berufung an die Gnade des Königs, die er am Schlusse seiner Vertheidigung gegen die ihm gemachten Beschuldigungen anrief, noch der Aufruf an

seine Richter, seine Thaten — wenn auch strenge, doch — ohne Leidenschaft zu prüfen, etwas gefruchtet habe, so ergab er sich ohne Murren in sein trauriges Schicksal, das er freylich nicht erwartet hatte. Als er an der Stelle, wo er den Tod leiden sollte, angekommen war, band er sich selbst die Haare auf, aber das Band, womit er sich die Augen hätte verbinden sollen, warf er weg. Nachdem er noch eine kurze Rede, worinn er sich unschuldig erklärte, gehalten hatte, knieete er nieder, um den Todesstreich zu empfangen. Aber in eben dem Augenblicke, in welchem der Scharfrichter das Schwerd zückte, rief der Generaladjutant: „Gnade vom Könige!“

Der Verurtheilte stand sehr vergnügt vom Boden auf, um die Bedingungen zu vernehmen, unter welchen ihm das Leben geschenkt seyn sollte, aber leyder war es — ewige Gefangenschaft. Das erschütterte den Unglücklichen und ob er wohl nach angehörtem Todesurtheil Anstand genommen hatte, den König um sein Leben zu bitten, so ersuchte er doch den Generaladjutanten, er möchte in seinem Namen den König bitten, daß er ihm die Freyheit schenke. Er setzte dieser Bitte bey, daß er gerne, so lange er lebe, dem König dafür als gemeiner Soldat zu dienen, sich anheischig machen wolle; allein seine Bitte blieb unerhört, obgleich die Königin Mutter und die Gemahlin Christians sie dringend empfohlen hatten. Er wurde nach Friedrichshafen gebracht und ziemlich enge gehalten; doch schon nach vier Jahren kam er auf das Schloß Munkholm bey Dront-

heim, wo er mehr Freyheit und Bequemlichkeit genoß. Seiner Tochter schenkte der König dreyßigtausend Thaler, auch ihres Vaters kostbare Bibliothek und Naturaliensammlung. Im Jahre 1699 — also nach drey und zwanzig Jahren — gab ihm der König, wenige Zeit vor ihrem beyderseitigen Tode, endlich völlige Freyheit und Greiffenfeld starb kurz vor seinem Herrn, *) der sich seiner rastlosen Thätigkeit oft mit Schmerz erinnerte, ja sogar einmal, da er eine wichtige Berathschlagung mit Unmuth endete, zu seinen geheimen Räthen sagte: Ich hatte einst einen Mann, er hieß Greiffenfeld, der übersah den Nutzen und Vortheil meines Reiches schneller, als jetzt mein ganzer geheimer Rath.

---

*) Zu Drontheim, am 12. März 1699, nur zwey und sechszig Jahre alt.

Druckfehler.

Seite 1 letzte Linie „Taleute" l. m. Talente.
— 7 Linie 7 v. u. „Foliguo" l. m. Foligno.
— 46 — 3 „d'Aucre" l. m. d'Ancre.
— 51 — 2 „oon" l. m. von.
— 68 — 5 „zu lein" l. m. zu klein.
— 88 — 3 v. u. ist das „daß" wegzustreichen.
— 121 — 6 „Vorträge" l. m. Verträge.
— 144 — 1 „Goutaut" l. m. Gontault und so auch im Verfolg.
— 145 — 11 v. u. „der Marschallsstab" l. m. den.
— 152 — ult. „Kindern" l. m. Feinden.
— 165 — 2 v. u. „Kaise" l. m. Kaiser.
— 221 — 2 ist das Wort „desto" wegzustreichen.
— 226 — 17 gleichfalls das Wort „sich."
— 241 — 4 vor dem Wort „Protektor" ist zu setzen: kannten.
— 242 — 3 v. u. „fthat" l. m. that.
— — — ult. „älligerweise" l. m. fälligerweise.
— 275 — 18 „ausrief" l. m. ausriefen.
— 309 — 13 „Zwanowana" l. m. Iwanowna.
— 315 — 16 „hatte" l. m. hätte.
— 319 — 4 „Lous" l. m. Lons.
— 323 — 11 v. u. „Conbades" l. m. Contades.
— 324 — 6 „Bellisla" l. m. Bellisle.
— 328 — 8 (Text) „Maurepos" l. m. Maurepas.
— 336 — 8 „baldischen" l. m. baltischen.
— 343 — 1 v. u. (in der Note) „auf ihn" l. m. auf ihm.
— 347 — 6 „Hohheit" l. m. Hoheit.
— 358 — 13 „bildete" l. m. leitete.
— 365 — 2 „vorausgegangenen" l. m. vorausgegangener.

NB. Ans Ende zu binden.

EIGENTHUM DER STADT
AUGSBURG

Bio

Hagensen.

(1823-24

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagenseil, Christian Jakob,

Geschichten gefallener Minister, Feldherren und Staatsmänner

Bd.: 1

Karlsruhe (1823)
Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 8231 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236658-8